Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

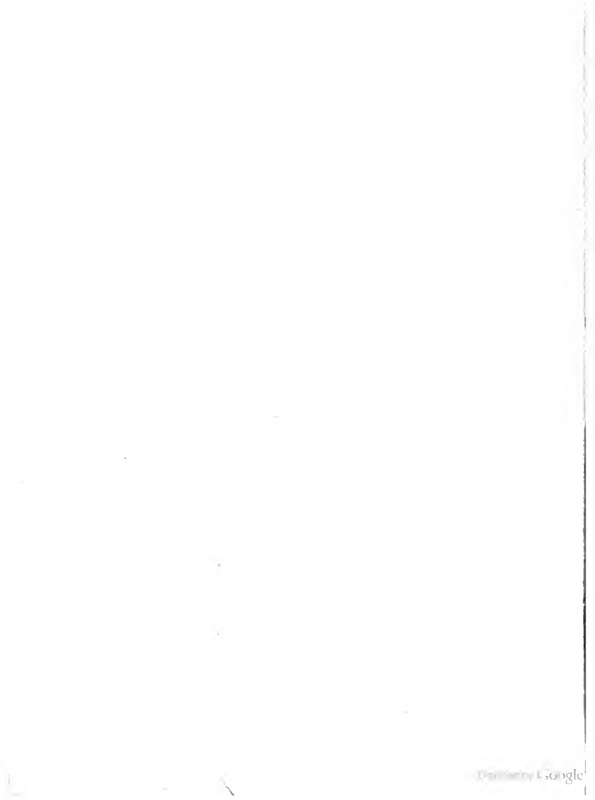
Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1887.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.



Der Fährmann am Kanadian.

Roman in drei Abtheilungen

von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Charon erbleichte. Indem aber eine Art Selbsterhaltungstrieb in ihm erwachte, röthete sein Antlitz sich wieder tief. An Stelle der ersten Bestürzung trat Unheil verkündende Entschlossenheit.

„Sie vergessen, daß es mich nur ein Wort kostet, Sie heute noch über die Grenzen der Reservationen gejagt zu sehen," rief er drohend aus.

„Womit Ihnen selbst am wenigsten gedient wäre," warf der Räuber kaltblütig ein.

„Das zu beurtheilen ist meine Sache," versetzte Charon erbittert, ahnungslos, daß sein Gegner, dessen Rohheit, einmal in Fluß gerathen, mit schlauem Bedacht ihn zu weiteren Kundgebungen reizte. „Ich habe in der Uebereilung Ihnen eine Unterstützung zugesagt, und bin gewohnt, mein Wort zu halten. Was ich Ihnen biete, nehmen Sie hin ohne Dank, aber auch ohne Ihre ungerechtfertigten Ansprüche zu erhöhen. Und nochmals wiederhole ich: wagen Sie es nicht, die Wege meiner

Tochter zu kreuzen, oder es möchte mir einfallen, einige Nachbarn auf Ihre Spuren zu setzen, um auszukundschaften, wer den Schimmel da vor Ihnen ritt. Es endigte schon früher Jemand mit einer Schlinge um den Hals, der sich über den Besitz eines Pferdes nicht genau auszuweisen vermochte."

In seiner leidenschaftlichen Erregung hatte Charon sich gleichsam blindlings zu der mittelbaren Anklage hinreißen lassen. Fast in demselben Athemzuge bereute er seine Worte. Sobald er aber entdeckte, daß Adams trotz seiner verstockten Räubernatur die Farbe wechselte, sprach er weiter: „Sie wissen jetzt, woran Sie mit mir sind. Wären Sie so vertraut mit den Sitten der hiesigen rechtlich denkenden Eingeborenen, so würden Sie sich scheuen, deren Argwohn gegen sich wachzurufen."

Adams, anfänglich verstört, hatte seine Fassung zurückgewonnen. Jedoch anstatt einzulenken, bemerkte er gleichmüthig: „So könnte also ein ehrlicher Mann hier zu der Ehre gelangen, mittelst eines Strickes in's Jenseit befördert zu werden, ohne daß man ihn viel um seine Unschuld befragte. Gut, daß ich 'ne Art Testament machte und nach Europa schickte. Doch was reden wir solche bösartigen Dinge? Sind wir doch keine Sträflinge und Fälscher, sondern Männer, die ein geruhiges Leben zu führen wünschen, und was ich dazu beitragen kann, soll geschehen. Bauen Sie darauf, daß ich mich ebenso wenig um Ihre Tochter kümmere, wie um das schwarze Unthier an ihrem Schürzenband."

„Ob Sie ein ruhiges Leben führen, ist allein Ihre

eigene Sache," erwiederte Charon finster, „die Gelegenheit dazu soll Ihnen wenigstens gegeben werden."

„Das ist doch ein gutes Wort," versetzte Adams plötzlich verändert, „und da will ich machen, daß ich in mein neues Heim einziehe. Also auf Wiedersehen, Herr Charon," und er streckte ihm die Hand entgegen.

Charon schauderte beim Anblick der knochigen Verbrecherfaust. Als sei es zufällig geschehen, kehrte er sich ab. Adams lachte in sich hinein. Was er dachte, offenbarte sich in seinem boshaften Grinsen. Dann bestieg er sein Pferd und in sorgloser Haltung ritt er von dem Vorplatz hinunter.

Charon hatte sich erschöpft auf die Bank niedergelassen und lauschte ihm ängstlich nach. Erst als der Hufschlag in der Ferne verhallte, athmete er wieder auf. Sein Antlitz hatte einen eigenthümlichen Ausdruck der Hinfälligkeit angenommen. Indem er über den Fluß hinspähte, webte es in seinen Augen, wie bei Jemand, der sich in ein Labyrinth verirrte und vergeblich einen Ausweg zu entdecken trachtet, sich mit dem Gedanken vertraut macht, dem Verderben geweiht zu sein. Als ein unentwirrbares Chaos lag die Zukunft vor ihm. Hätte er nur allein zu leiden brauchen, wie zufrieden wäre er gewesen! Weit fort über Länder und Meere, weit in die Vergangenheit hinein schweiften seine Betrachtungen. Eine junge Mutter, deren Heimgang durch ein vor ihr abgelegtes heiliges Gelöbniß erleichtert wurde, trat vor seine Seele, eine traumhafte zarte Mädchengestalt, deren Frieden ein gräßliches Verhängniß bedrohte; das Bild

opferwilliger Männer, über deren Haupt ein Damokles-schwert schwebte, und endlich Molly, in welcher er zu gleicher Zeit eine Andere über alle Maßen liebte, ohne seinen Empfindungen Ausdruck geben zu dürfen. Wie um zu einem Vergleich herauszufordern, tauchte Milford in seiner krankhaft arbeitenden Phantasie auf. Dessen geistige und körperliche Frische erquickte ihn. Es ergötzte ihn die offene, freie Art seines Verkehrs mit Molly, die in derselben unbefangenen Weise ihre Freude über die heitere Unterbrechung ihres anspruchslosen einförmigen Lebens an den Tag legte. Er beobachtete sie zärtlich, wie sie seinen Erzählungen und fremdartigen Schilderungen lauschte, wie sie ihn zutraulich um Dieses und Jenes befragte, ihn in Erstaunen versetzte durch den Schatz des Wissens, welches sie ihrem Wohlthäter allein verdankte, oder ihn in das Geheimniß einweihte, wie er es zu beginnen habe, sich Tommy's Freundschaft zu erwerben und zu erhalten. Mit stiller Freude sah er Beide in dem schwerfälligen Fahrzeug den Strom kreuzen, des Morgens, wenn es galt, den Gast herüberzuholen, des Abends, um ihn wieder in seine fliegende Häuslichkeit zu schaffen. Er folgte ihnen mit den Blicken, wenn sie zur gemeinschaftlichen Arbeit sich nach dem Garten begaben, oder, wie auch heute, hinaus auf die Weide zu den Pferden und Kühen. Freundliche Bilder schwebten ihm wohl vor, wenn er beobachtete, wie Milford immer wieder durch Molly's herzliches Zureden sich bewegen ließ, seinen Aufenthalt bei der Fähre noch etwas zu verlängern, allein kaum entstanden, versanken sie hinter einem

Vorhang der Schwermuth und der Entsagung. An deren Stelle drängte sich eine wilde Räubergestalt, die, ähnlich einer Unheil bergenden Wolke, Alles unheimlich beschattete und umdüsterte, was in seinen Gesichtskreis trat. —

Molly und Milford verfolgten unterdessen im heiteren Verkehr ihren Weg heimwärts nach der Blockhütte. Eine Pause war in ihrem Gespräch eingetreten. Wie plötzlich erwachten ernsten Betrachtungen hingegeben, hatte Molly die Blicke vor sich auf den Pfad gesenkt. Milford überwachte die holde Gestalt mit innigster Bewunderung und wehmuthsvoller Theilnahme. Entzückte ihn auf der einen Seite ihre unvergleichliche Anmuth, ihr kindlich offenes Vertrauen, so tauchte auf der anderen immer wieder das geisterhafte Bild auf, welches sie bei der ersten Begegnung bot. Ahnungslos lebte sie in den Tag hinein, ahnungslos und glücklich; und doch mußte die Stunde schlagen, in welcher sie über sich selbst aufgeklärt wurde, in welcher Entsetzen seine Hand auf sie legte, sie vor sich selbst zurückbebte, wie vor einer Gebrandmarkten. Und was dann die Folgen waren — seine Gedanken stockten, er vermochte nicht, sie weiter zu spinnen. Doch in demselben Grade, in welchem er die Gefahr würdigte, die fortgesetzt über ihrem Haupte schwebte, wuchs seine innige Theilnahme, wuchs seine von Bangigkeit getragene tiefe Zuneigung. Und so erschrak er fast, als Molly endlich wieder zu ihm aufsah.

Wehmuth sprach aus ihren schönen großen Augen, indem sie fragte: „Sie wollen wirklich morgen aufbrechen?"

„Ich muß,“ hieß es mit sichtbarem Widerstreben zurück. „Den übernommenen Verpflichtungen gegenüber verstummen die eigenen Wünsche und Neigungen.“

„Nicht einen einzigen Tag geben Sie zu?“

Milford sah bewegt in die treuherzig blickenden Augen. „Wie gern dehnte ich meinen Aufenthalt hier über den ganzen Sommer hinaus aus,“ sprach er, „allein, ich wiederhole es mit tiefem Bedauern, ich bin nicht unumschränkter Herr meiner Zeit. Und ob einen Tag früher oder später, es ändert nichts an der Trauer, mit welcher ich von hier scheide.“

„Wir haben uns so sehr an Ihre Gesellschaft gewöhnt,“ versetzte Molly klagend und die Brauen leicht zusammenziehend, wie ein Kind, welchem eine große Herzensfreude verdorben worden, „sind Sie erst fort, darf wohl kaum an ein Wiedersehen gedacht werden?“

„Zuversichtlich rechne ich auf ein solches,“ betheuerte Milford leidenschaftlich, „gewiß, wir werden uns wiedersehen. Und wie könnte ich eine Stätte aus meiner Erinnerung streichen, auf der ich so viele glückliche Stunden verlebte,“ und einen Freudenschimmer auf dem lieblichen Antlitz entdeckend, fügte er heiter hinzu: „Je eher von hier fort, um so eher wieder hier,“ dann aber, um einer auf Molly's Lippen schwebenden Frage auszuweichen, anscheinend sorglos: „Betrachten Sie Tommy, wie er täppisch nach der Hummel schlägt; und dort die Fährhütte, wie sie hinter dem Buschwerk sich hervorschiebt. Förmlich eingenestelt liegt sie im Grünen da. Ein stattliches Landhaus an deren Stelle stände nicht im Einklang mit der

immerhin noch etwas wilden Umgebung. Es würde sicher den Eindruck der ganzen Scenerie beeinträchtigen."

Sie waren auf die in Sonnengluth schwimmende Lichtung hinausgetreten.

„Da ist auch Vater Charon," versetzte Molly lebhaft, und was eben noch ihr Gemüth beschwerte, versank Angesichts der trauten Heimstätte. „Vater Charon! Hier sind wir!" rief sie ihm zu, dadurch die ihm vorschwebenden düsteren Bilder verscheuchend, und ihre Schritte beschleunigend, zwang sie Milford und Tommy ebenfalls zu größerer Eile. —

Im Fluge entschwand der Tag, daß Milford beinah bereute, den Zeitpunkt seines Aufbruchs endgiltig bestimmt zu haben. Denn wie mit Zaubergewalt fesselte es ihn an die Fähre; wie mit Zaubergewalt hatte es ihn immer wieder über den Strom getrieben, zu der lieblichen Tochter des Frühlingsthau's, zu dem alten Fährmann, um mit ihnen Stunden zu verleben, welchen er eine ewige Dauer hätte wünschen mögen. Aber die Zeit war unerbittlich in ihrem Vorschreiten, und als er heute in aller Frühe von dem Prahm über den Kanadian getragen wurde, da geschah es, um sich zu verabschieden und den bereits vorausgeschickten Leuten nachzufolgen.

Nur wenige Worte wurden noch auf dem Vorplatz gewechselt, und als man die Hände in einander legte, da walteten Empfindungen wie bei Leuten, die seit Jahren an demselben Herd vereinigt gewesen. Schwermüthig schaute Charon darein, als sie von einem möglichen Wiedersehen sprachen. In Molly's Augen schimmerte es feucht, während Milford ihre Hand hielt.

Erzwungen lächelnd, wie über irgend etwas in Zweifel, sah sie in seine Augen, dann sprach sie freundlich: „Wir werden Ihrer oft und viel gedenken. Vergessen auch Sie uns nicht ganz," und bevor Milford ihre wirkliche Absicht errieth, küßte sie ihn mit holder Unbefangenheit. Sie küßte ihn, wie sie es seit ihrer frühesten Kindheit Allen gegenüber gewohnt war, die sie in ihr Herz eingeschlossen hatte. Sie küßte ihn, wie ihren gütigen Beschützer, ihre braunen Pflegerinnen und Freundinnen, wenn sie ihren Gruß oder ihren Dank auch äußerlich zu bethätigen wünschte. Sie hatte es nicht anders gelernt; Niemand hatte ihr gewehrt, diese freundliche Sitte aus den Kinderjahren mit in's reifere Alter hinüberzunehmen. Arglos gab sie zurück, was einst der schönen kleinen Waise im reichsten Maße gespendet wurde. Erst als sie gewahrte, daß Milford verwirrt, wie seinen Sinnen nicht trauend, dastand, seine Augen sich in Entzücken vergrößerten, die in ihm wogenden, von einer gewissen Verlegenheit getragenen Empfindungen sich in dem festeren Druck seiner Hand offenbarten, lächelte sie befangen, während tiefe Gluth flüchtig über ihr Antlitz hineilte.

„Die Worte: ‚Nicht vergessen,‘ sind leicht ausgesprochen," erwiederte er zögernd und noch unter dem vollen Eindruck des eben Erlebten, „und wie oft, wie oft bleibt es bei den leeren Worten. Ich enthalte mich daher jeder Betheuerung, der man vielleicht das rechte Vertrauen nicht beimißt; hoffe aber zuversichtlich, daß der Tag nicht in allzu weiter Ferne, an welchem es mir vergönnt ist, das Wiedersehen herbeizuführen."

„Mein Haus ist das Ihrige," versetzte Charon mit dem ihm eigenthümlichen wohlwollenden träumerischen Lächeln, „so oft Sie kommen, steht meine Thüre Ihnen offen."

Sie hatten sich dem Hohlwege zu in Bewegung gesetzt. Bis auf den Uferrand hielt Molly sich an Milford's Seite. Plötzlich ergriff sie seine Hand, ihn dadurch veranlassend, stehen zu bleiben.

„Meiner Hilfe bedarf es da unten nicht," sprach sie herzlich, „Sie Beide bezwingen den Prahm leicht genug; da gewährt es mir größere Genugthuung, von meiner Warte aus zu beobachten, wie das plumpe Fahrzeug Sie hinüberträgt — glückliche Reise und auf Wiedersehen," und bevor Milford etwas zu erwiedern vermochte, eilte sie, von Tommy begleitet, nach der todten Sykomore hinüber.

Milford sah ihr nach, während Charon's Blicke forschend auf ihm ruhten. Erst als Molly nach dem Stamm gleichsam hinaufschwebte, um daselbst ihren Weg fortzusetzen, stieg er an Charon's Seite in den Hohlweg hinab.

„Woher kommt dem freundlichen Kinde die unvergleichliche Anmuth?" sprach er wie in Gedanken vor sich hin; „wohl ist erklärlich, daß sie unter Ihrer treuen Obhut ihr Wissen überraschend bereicherte, allein die Anmuth, die bezaubernde jungfräuliche Sittigkeit, und zwar in einer Umgebung, wo keine Andere ihres Geschlechtes ihr als Vorbild hätte dienen können."

„Sie ist ja die Tochter des Frühlingsthau's," versetzte Charon, und seine harten Züge bequemten sich abermals

zu einem matten Lächeln. „Ist aber die Natur nicht ihre Mutter, wie die braunen Nachbarn es sich vorstellen, so war sie doch ihre Lehrerin von Anbeginn, und die kann in ihrem geheimnißvollen Wirken nicht durch menschliche Kräfte überboten werden. Wer schreibt den Hirschen und Antilopen ihren Gang vor, wer den Schwalben ihren Flug, den Forellen ihre Bahn? Deren anmuthige Bewegungen bewundert man kaum, weil man es an ihnen nicht anders gewohnt ist. Sie können nicht anders, und ähnlich verhält es sich mit dem Kinde."

„Nein, sie kann nicht anders," gab Milford mit einer Innigkeit zu, daß Charon, sichtbar beunruhigt, ihm abermals einen forschenden Seitenblick zuwarf, dann aber, einer Regung der Trauer nachgebend, ernst vor sich niedersah. „Ist es aber nicht zu beklagen," fuhr er fort, „daß so viele Reize, so viele liebenswürdige Eigenschaften des Herzens hier in tiefer Abgeschiedenheit verblühen sollen, anstatt andere Menschen zu erfreuen, reich zu beglücken?"

„Ich weiß nicht, ob es ein Glück für sie selbst wäre, würde sie eines Tages aus ihrem hiesigen stillen Wirkungskreise in das ihr fremde geräuschvolle Welttreiben versetzt," wendete Charon nachdenklich ein. „Ich bezweifle, daß sie dort große Befriedigung fände. Sie möchte zwar den Osten kennen lernen, jedoch mehr, wie man ein Theater besucht. Die Neigung, ihren jetzigen Aufenthaltsort mit einem anderen dauernd zu vertauschen, traue ich ihr dagegen nicht zu. Nein, einen derartigen Wechsel wünsche ich ihr nicht. Die Gefahr, daß auf die eine oder die andere Art ihr reiner Seelenfriede gestört würde, ist zu

groß,“ und mit einem gewissen Ausdruck der Verlegenheit fügte er hinzu: „Denn was hier an ihr geachtet, sogar heilig gehalten wird: in den Kreisen des Ostens würde es ihr zum Vorwurf gereichen. Nein, nein; wie ihre Vergangenheit, muß auch ihre Zukunft in diese Landschaft fallen. Sie darf nicht fort, selbst nicht um den Preis, eines treuen, achtbaren Mannes Weib zu werden.“

Die letzten Worte hatte er leiser, wie unter dem Einfluß bedrückender Vorstellungen gesprochen. Dann sah er durchdringend in Milford's Augen. Dieser verstand, worauf Charon's Bedenken sich begründeten, verstand die Bedeutung des forschenden Blickes. Seine ganze Kraft bot er daher auf, nicht durch eine Miene zu verrathen, daß er vertraut mit dem Geheimniß, welches als finsterer Schatten Molly's Gemüthsleben drohend umschwebte. Und es gelang ihm, Charon zu täuschen, denn freier schaute dieser, als sie, unten in der Mündung des Hohlweges eingetroffen, den Prahm vor sich liegen sahen und Molly aus luftiger Höhe heiter klingende Grüße zu ihnen niedersandte.

Gleich darauf befanden sie sich in dem schwerfälligen Fahrzeug, dessen Flottmachen ihre Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nahm.

Ja, heiter klang Molly's Stimme, als sie Milford das letzte Lebewohl nachsandte, heiter und sorglos, und dennoch schwammen ihre lieben guten Augen in Thränen. Und als der Prahm endlich die Mitte des Stromes erreichte, die Entfernung also zu groß war, um von dorther ihre Züge noch zu unterscheiden, da warf sie den letzten Zwang ab, und so bitterlich weinte sie, als ob ihr junges

Herz sich nie wieder habe trösten können. Sie weinte, ohne zu wissen, woher ihr die Thränen kamen, ohne sich Rechenschaft über deren Ursache ablegen zu können. Aber ihre ruhige, zuversichtliche Haltung bewahrte sie peinlich, und auch dafür hätte sie keinen Grund anzugeben gewußt. Ihr Tuch schwang sie dagegen immer und immer wieder; zum letzten Mal, als Milford auf dem jenseitigen Ufer, wo Sparewood mit dem Pferde seiner harrte, sich in den Sattel schwang und mit einem weithin schallenden: „Auf Wiedersehen!" hinter dichtem Buschwerk verschwand.

Regungslos beobachtete sie ein Weilchen die Stelle, auf welcher er ihrem Gesichtskreise entrückt worden, und wie im Traume sich umkehrend, schritt sie nach dem Ufer zurück. Sie beständig im Auge, hatte der Bär sich oben auf dem Stamm lang ausgestreckt. Sie setzte sich neben ihn, und seinen Kopf auf ihren Schoß ziehend, Arme und Haupt auf demselben rastend, gab sie rücksichtslos den in ihr wogenden Empfindungen nach. Ihre Thränen versiegten; um so lebhafter arbeitete dafür ihr frischer junger Geist. Erschien sie sich doch so vereinsamt und verlassen, daß sogar die ihrer harrenden Tagesbeschäftigungen alle Reize für sie verloren. Nach den Zeiten des frohen Verkehrs mit Milford glaubte sie, daß die Zukunft plötzlich eine düstere Färbung angenommen habe, die Tage sich öde und endlos vor ihr ausdehnten.

Da regte sich der Bär. Das Antlitz von den Armen erhebend, richtete sie sich empor. Charon war eben in dem Hohlwege aufgetaucht. Sie ging ihm entgegen. Anscheinend der zunehmenden Hitze sich erwehrend, fächelte

sie mit dem Tuch über ihre Augen hin. Der Ausdruck der Trauer war von ihren Zügen gewichen. Ein süßes Lächeln ruhte auf denselben, und doch mied sie Charon's Blicke. Sie gewahrte daher nicht, daß dieser sie mit schmerzlichem Erstaunen betrachtete.

„Ob er wohl jemals zurückkehrt?" fragte sie nachdenklich.

„Schwerlich," antwortete Charon ernst, „er gehört zu jenen Menschen, deren Heimath überall und nirgend, je nachdem ihr Beruf eine unstete Lebensweise bedingt."

„Er versprach es doch," wendete Molly ein, indem sie einen träumerischen Blick über den Strom sandte.

„Was wird beim Scheiden nicht Alles versprochen."

„Aber es klang so aufrichtig."

„War auch sicher aufrichtig gemeint. Die Verhältnisse sind indessen oft stärker, als der redlichste Wille. Je weiter ein Versprechen in die Vergangenheit zurücktritt, um so mehr verschleiert es sich, bis man es endlich sammt Denjenigen, welchen es galt, vergißt. Ich kenne das, es ist der natürliche Lauf der Dinge."

„So hätte er überhaupt nicht zu kommen, oder doch nicht so lange hier zu weilen brauchen," bemerkte Molly, im Mißmuth die Lippen ein wenig emporwerfend; „die schönen Stunden hätten wir freilich nicht mit ihm verlebt; dafür vermißten wir ihn jetzt weniger."

„Im Gegentheil," belehrte Charon, „seine Anwesenheit hier betrachte ich als eine willkommene Unterbrechung unseres ziemlich eintönigen Daseins. Außerdem verdanken wir ihm Stoff zu ferneren Unterhaltungen. Eine Weile

werden wir lebhaft von ihm sprechen, bis endlich ein anderes Ereigniß die Erinnerung an ihn verwischt."

„Das kann lange dauern. Es sollte mir leid thun, müßte ich meine günstige Meinung über ihn ändern."

„Weil er fern bleibt?"

„Das nicht. Ich meine nur, wenn Jemand nicht genau weiß, ob er ein Versprechen halten kann, sollte er es lieber gar nicht ablegen."

„So viel ich mich entsinne, gab er keine bindende Zusage."

„Doch, doch. Wenn auch nicht in klaren Worten, so lag sie doch in seiner Stimme, in seinem Blick."

Um seine Bestürzung zu verheimlichen, sah Charon in eine andere Richtung. Erst nach einer längeren Pause antwortete er wie beiläufig: „Im Kampf um's Dasein kann nicht Jeder das thun, was er am liebsten möchte. Die Nothwendigkeit ist ein gestrenger Herr, der nicht viel nach Neigungen fragt. Unter solchen Umständen sind Versprechen nicht mehr werth, als die Offenbarung mit Vorliebe gehegter Wünsche."

Molly schwieg. Sie waren nach der Hütte hinübergegangen. Anstatt, wie es sonst ihre Gewohnheit, irgend einer Beschäftigung regsam nachzugehen, ließ sie sich auf die Bank nieder. Wie in unfreundliche Betrachtungen versunken, sah sie nach dem jenseitigen Ufer hinüber. Charon hatte neben ihr Platz genommen und überwachte sie ernst.

Plötzlich kehrte sie sich ihm mit der Bemerkung zu: „Gestern begegneten wir wieder dem schrecklichen Menschen,

dem Schimmelreiter. Auch Milford offenbarte seine Abscheu vor ihm. Warum muß er sich gerade in unserer Nachbarschaft niederlassen?"

„Er wird uns nicht viel hindern," versetzte Charon und eine Wolke der Erbitterung eilte über sein Antlitz, „ich glaube dafür bürgen zu können, daß er bei zufälligen Begegnungen sich in seinen Schranken hält."

„Das mag sein," erwiederte Molly, im Unmuth die vollen Lippen von den schönen Vorderzähnen zurückkräuselnd, „allein ohne eine unbestimmte Angst werde ich mich kaum noch von hier entfernen. Er erscheint mir wie ein böser Geist. Ohne Tommy verließe ich unser Haus nicht mehr," und sich erhebend trat sie in die Hütte, wo häusliche Obliegenheiten sie riefen.

Charon sah finster vor sich nieder. Molly's Entfernung schien er nicht bemerkt zu haben. Das Grauen, welches die Erwähnung seines unermüdlichen Verfolgers in ihm erzeugte, war auf seinen Zügen gewissermaßen erstarrt.

Zwanzigstes Kapitel.

Nach Fort Smith.

In stiller, friedlicher Einförmigkeit verstrichen Tage und Wochen. In gewohnter Weise gingen Charon und Molly ihren Beschäftigungen nach und verkehrten sie mit den braunen Nachbarn, die hin und wieder bei ihnen vorsprachen oder zu denen sie hinüberwandelten. Anscheinend weniger, als Charon voraussetzte, trug Molly sich mit der Erinnerung an Milford. Von Tag zu Tag sprach

sie seltener von ihm, und dann in den meisten Fällen wie beiläufig. Es war, als ob in der That, wie Charon einst andeutete, mit dem Enteilen der Zeit dessen Bild mehr und mehr für sie erbleichte, die Zeit nicht fern, in welcher sie seiner nicht lebhafter gedachte, als jedes anderen Reisenden, der seinen Weg über die Fähre nahm.

Zog Charon aus diesen Beobachtungen eine gewisse Beruhigung, so gab auch Adams keinen Anlaß zu unmittelbaren Befürchtungen. Seitdem er bei dem Kreek ein kostenfreies Unterkommen fand, schien er mit seiner Lage zufrieden, überhaupt ein Anderer geworden zu sein. Gefällig und höflich, wenigstens so weit, wie es bei seiner Verwilderung noch möglich, begegnete er Charon bei gelegentlichem Zusammentreffen, Molly dagegen mit beinah scheuer Ehrerbietung, so daß Charon für ihn sowohl, wie für sich selbst das Beste zu hoffen begann. Anders dachte der Kreek, bei welchem er hauste. In ihm konnte das einmal gefaßte Mißtrauen nicht mehr abgeschwächt werden. Er hielt seinen Gast für einen verschmitzten Pferdedieb, der nur auf die Gelegenheit wartete, um mit einigen der besten Thiere dieses oder jenes Nachbarn zu verschwinden, und unterließ daher nicht, wenn immer es wenig auffällig geschehen konnte, sich über dessen geheimnißvolle Bewegungen zu unterrichten.

Im Uebrigen ging Adams ungestört seine eigenen Wege. Niemand befragte ihn um deren Richtung, und er selber wäre der Letzte gewesen, über seine Zwecke ein Wort zu verlieren. Mit Vorliebe, wenn auch mit geringem Erfolg, betrieb er das Angeln, wozu er von Charon mit

den entsprechenden Geräthen ausgerüstet worden war. Bald in der Frühe, bald in den kühleren Abendstunden, abwechselnd zu Fuß und Pferde, nahm er mit seinen Angelschnüren den Weg am Kanadian hinauf. Weit über die Fähre hinaus begab er sich nach einer Stelle, wo er bei dem niedrigen Wasserstande den Strom zu durchreiten vermochte, und wo er, durch eine Flußbiegung bedingt, von der Fährhütte aus nicht gesehen werden konnte.

Es war am Tage des Vollmondes und die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als Adams, von einem derartigen Ausfluge heimkehrend, Charon auf dem Vorplatz der Fährhütte im Vorbeigehen begrüßte. Dieser hatte einen leichten Arbeitswagen vor die Thür hingeschoben und war im Begriff, ihn mit einigen Säcken Mais zu beladen.

„Also doch richtig gehört,“ fuhr Adams fort, nicht beachtend, daß Charon, von unbesiegbarem Widerwillen erfüllt, seit seinem Eintreffen der Arbeit sich eifriger hingab, „ich vernahm, Sie wollten nach Fort Smith, um Einkäufe zu besorgen. Es hat den Anschein, als möchten Sie zur Nacht aufbrechen.“

„Heute nicht mehr,“ antwortete Charon, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen, „ich treffe nur meine Vorbereitungen, um morgen nicht damit aufgehalten zu werden.“

„So machen Sie früh los?“ forschte Adams weiter.

„Die kühleren Morgenstunden will ich zur Fahrt benutzen,“ hieß es eintönig zurück.

„Schade,“ meinte Adams mit einem Ausdruck erhen-

chelten Bedauerns, „auch ich will nach Fort Smith. Hätt' mich gern Ihnen angeschlossen — Zwei reisen gemächlicher als Einer — aber vor Abend kann ich nicht fort."

„Nach Fort Smith?" fragte Charon, und er wußte nicht, sollte er sich mehr freuen, während seiner Abwesenheit den gefürchteten Strolch der Hütte und damit Molly fern zu wissen, oder Verdruß empfinden, bei einer Begegnung in der jungen Stadt von ihm belästigt zu werden.

„Gerade dahin," bestätigte Adams, „und nochmals beklage ich, daß wir nicht mitsammen reisen können; aber beim besten Willen schaff' ich's nicht. Will's nur eingestehen: noch im Besitz von einigen hundert Dollars, hab' ich mich auf 'ne Spekulation eingelassen, die mir vielleicht doppelt so viel einträgt. Pferde kaufte ich nämlich gerade ein halbes Dutzend; mit denen will ich östlich ziehen und 'ne Strecke am Arkansas hinunter. Da gibt's weiße Farmer genug, die für 'nen guten Gaul gern 'nen guten Preis zahlen. Glückt die Angelegenheit, so setz' ich das Geschäft fort, und ich denk', ein rechtschaffener Handel ernährt seinen Mann. Das Faulenzen hab' ich satt, und Anderen übermäßig zur Last zu liegen, ist ebenfalls nicht nach meinem Sinn. Nebenbei hantiere ich gern mit Pferden; 's ist ja mein altes Metier."

Charon warf einen scheuen Seitenblick auf den Strolch. Er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als er ihn plötzlich derartige Grundsätze offenbaren hörte. Zugleich erwachte der Argwohn in ihm, daß dieser Wandlung irgend eine neue Teufelei zu Grunde liege.

„Wo haben Sie die Pferde?“ fragte er, wie um aus Gefälligkeit das Gespräch nicht in’s Stocken gerathen zu lassen.

„Drüben auf der anderen Seite. Vor morgen Nachmittag werden sie nicht heran sein. Brech’ ich gegen Abend auf, so lege ich bis übermorgen früh ein ordentlich Stück Wegs hinter mich.“

„So werde ich Fakit beauftragen, an meiner Stelle Ihnen bei Benutzung der Fähre hilfreiche Hand zu leisten.“

Adams sah verstört darein, faßte sich aber schnell und erwiederte gedehnt: „Lassen Sie den, wo er zu Hause gehört. Ich halte den Weg auf der anderen Seite. Kreuzte ich mit den Gäulen den Strom hier, hätt’ ich meine Noth, weiter unterhalb zurückzukreuzen, wollt’ ich nicht bis in den Arkansas hineinreiten. Der Teufel traue da der Furth. Hab’ genug vom letzten Mal, als das Wasser meinem Schimmel sammt mir beinahe über den Kopf schlug.“

„Mir ist’s bequemer, auf dieser Seite zu bleiben, zumal der Weg um so viel näher,“ versetzte Charon, „es wäre also mit dem gegenseitigen Gesellschaftleisten ohnehin nichts geworden. Wie lange dauert Ihre Abwesenheit?“

„Gegen acht Tage, je nachdem ich die Mähren an den Mann bringe.“

Charon athmete erleichtert auf und kramte eifriger zwischen den gefüllten Säcken.

„Sie kehren hierher zurück?“ fragte er.

„Ich wär’ undankbar, geschäh’s nicht. Doch ich will

heim. Eine Stunde Wegs ist kein Spaziergang. Haben Sie noch etwas an den Kreek zu bestellen?"

„Nein. Einen Gruß mögen Sie indessen von mir ausrichten."

„Gern, gern, Herr Charon. Also auf gesundes Wiedersehen in Fort Smith. Finde ich ein gutes Angebot, so verkaufe ich auch meinen Schimmel sammt Sattel und Zaumzeug. Da macht sich's vielleicht, daß ich zur Heimkehr Sie um 'nen Platz auf Ihrem Wagen anspreche."

„Schwerlich," antwortete Charon, „denn in Fort Smith bleibe ich nicht länger, als von einem Nachmittag bis zum folgenden Morgen."

„Wir werden ja sehen, Herr Charon. Nochmals: Auf Wiedersehen und gute Nacht zu Ihnen," und mit den letzten Worten begab Adams sich auf die Landstraße zurück.

Charon, dessen Arbeit auf dem Wagen längst beendigt gewesen, nahm nunmehr auf der Bank Platz. Wie einer Verderben sprühenden Wolke, die vorüber gezogen, um vielleicht in der nächsten Stunde denselben Weg zurück einzuschlagen, blickte er dem gemächlich Einherschlendernden so lange nach, wie er ihm sichtbar. Hätte er ihm nur in das Gesicht schauen können, auf welchem ein teuflischer Triumph sich ausprägte, oder in die tückischen Augen, in welchen die Raubgier eines hungrigen Wolfs funkelte, so würde er schwerlich über sich gewonnen haben, Molly auch nur eine Nacht sich selbst zu überlassen. Doch auch jetzt noch lastete es auf ihm wie eine Ahnung drohenden Unheils.

Indem der Bär, seinen zottigen Pelz glättend, hart an seinen Knieen vorbeistreifte, sah er auf, und vor ihm stand Molly. Freundlich verkündete sie, daß das Abendessen seiner harre.

Charon blieb sitzen.

„Adams will ebenfalls nach Fort Smith," hob er an, und entrüstet fiel Molly ein:

„Zugleich mit Dir und auf unserem Wagen?"

„Nein, mein Kind, wir reisen auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Tagesstunden. Ich wollte nur andeuten, daß Du während meiner Abwesenheit keine Belästigungen von ihm zu befürchten hast."

„Tommy hat einen grimmigen Haß auf ihn geworfen und versteht es, ihn in respektvoller Entfernung zu halten," erwiederte Molly zuversichtlich.

„Möchtest Du nicht auf so lange zu Fakit übersiedeln, oder doch wenigstens daselbst übernachten?" fragte Charon besorgt.

Molly lachte in ihrer herzgewinnenden Weise.

„Und unsere ganze Habe unterdessen jedem Vorüberziehenden preisgeben?" fragte sie zurück. „Wie manche Nacht verbrachte ich allein! Ich nehme Tommy zu mir in's Haus, Deine Gewehre stelle ich neben mein Bett, da fühle ich mich sicherer, als bewachten mich zehn Männer."

„Wie Du willst," versetzte Charon in der Befürchtung, durch ferneres Zureden die eigentliche Ursache seiner Unruhe zu verrathen, wenn auch nur insoweit, daß Molly Verdacht gegen sich selbst schöpfte. Er sandte einen Blick nach dem vollen Monde hinüber, der sich bereits eine

Strecke am Himmel emporgearbeitet hatte, und fügte hinzu: „Ich wollte Dir mit meinem Vorschlage entgegenkommen für den Fall, daß die Einsamkeit Dir zu viel werden sollte.“

„Sie wird mir nie zu viel,“ antwortete Molly, „in des verständigen Tommy Gesellschaft und bei der Arbeit kenne ich überhaupt keine Einsamkeit,“ und weiter plauderten die Beiden, indem sie in die Hütte eintraten und vor dem sauber gedeckten Tisch sich niederließen.

Eine halbe Stunde später, da saßen sie wieder vor der Thür bei einander. Der Mond hatte unterdessen nach dem Schwinden des Abendroths die unumschränkte Herrschaft für die Nacht übernommen. Mit bläulichem Licht schmückte er die gleichsam in Schlummer versenkte Landschaft. Gefallsüchtig spiegelte er sich auf der sein Bild neckisch verzerrenden beweglichen Wasserfläche des Kanadian. Anspruchlos unterbrach das nächtliche Thierleben die feierliche Stille der Natur.

Eine liebliche Nacht war es. Eine Stunde und noch eine hielt Charon seinen Liebling durch belehrende Erzählungen in Spannung, um dessen Müdigkeit auf den höchsten Gipfel zu steigern. Die Nacht des Vollmondes fürchtete er vorzugsweise. War die vorüber, so fühlte er sich beruhigter. Geschah es doch nur selten, daß Molly auch zu anderen Zeiten der Einwirkung ihrer Träume in unheimlicher Weise nachgab. — —

In der Entfernung zweier Tagereisen südlich vom Kanadian verfolgte zu derselben Zeit ein Trupp Reiter seinen Weg eilfertig nach Norden, und zwar in der Rich-

tung nach der Fähre. Ihrer neun waren es, zähe, sonnverbrannte Farmergestalten, und Alle bewaffnet mit Büchse und Pistolen. Bei ihnen befand sich Milford. Einige Tagereisen weiter südlich waren sie, angelockt durch den Rauch des Lagerfeuers, zu ihm gestoßen. Zunächst hatten sie sich erkundigt, ob man einer von mehreren Indianern getriebenen Heerde von sechs Pferden ansichtig geworden. Da weder Milford noch einer seiner Leute darüber Auskunft zu ertheilen vermochten, ergaben weitere Gespräche, daß die Grenzer seit vier Tagen in der Verfolgung verwegener Steppenräuber begriffen, die allerdings einen erheblichen Vorsprung gewonnen haben mußten. Man hoffte indessen, sie schließlich dennoch einzuholen, nachdem sie, in Sicherheit gewiegt, die Eile ihrer Flucht gemäßigt haben würden. Sie bestanden darauf, dieses Mal ein warnendes Beispiel zu geben, um den in neuerer Zeit sich bedenklich wiederholenden Einbrüchen in die Ansiedelungen Einhalt zu thun. Außerdem wußten sie von einem weißen Räuber zu erzählen, der sechs Wochen früher in ein Blockhaus, dessen Bewohner gerade beim Heuwerben, eingedrungen sei, und nicht nur, nachdem er seinen Genossen ermordet, sich des vorhandenen Geldes bemächtigt habe, sondern auch des ganzen Reitzeugs, um mit den in der Nachbarschaft gestohlenen Pferden seine Flucht leichter bewerkstelligen zu können. Bei ihm hatten sich zwei Indianer befunden, und deren Schlauheit schrieben sie es zu, daß sie, beim Nachsetzen durch verschlungene Fährten irre geführt, sich endlich gezwungen sahen, von einer weiteren Verfolgung abzustehen.

„Sechs Wochen ist es her, seitdem der Raub ausgeführt wurde?“ fragte Milford, welcher den etwas verworrenen Mittheilungen aufmerksam gelauscht hatte.

„Sechs Wochen, einige Tage mehr oder weniger,“ hieß es gespannt zurück.

„Sahen Sie den Räuber, ich meine den weißen?“ forschte Milford weiter.

„Wir nicht,“ antwortete ein vierschrötiger alter Bursche erbittert, „aber meine Frau beobachtete den Schurken vom Hausboden aus, wie er unsere ganzen Ersparnisse einsackte, und 'ne schwere Krankheit hatte sie davon, daß er vor ihren sichtlichen Augen seinem Genossen — geschah ihm freilich recht — das Messer in den Leib stieß. Sie beschrieb ihn als einen bereits ergrauten, verkommenen Gesellen mit gelbem Haar und rothem Bart.“

„Ritt er einen Schimmel?“ fragte Milford nunmehr dringlicher, denn tief beunruhigte ihn der Gedanke, daß ein wirklicher Verbrecher in nachbarliche Beziehungen zu den Bewohnern der Fährhütte getreten. Indem er sich aber dessen rohes Auftreten vergegenwärtigte, den Widerwillen Molly's gegen ihn und die Scheu, welche Charon vor ihm verrieth, wälzte es sich wie eine Ahnung kommenden Unglücks auf seine Seele.

„Ob er einen Schimmel ritt, weiß ich nicht,“ nahm ein anderer Farmer alsbald wild auffahrend das Wort, „aber unter den fünf gestohlenen Pferden befand sich ein Apfelschimmel, und der war der meinige und ein so schöner kräftiger Gaul, wie nur je einer die texanischen Weiden zierte.“

„Wohlan," fuhr Milford erregt fort, „so weiß ich, wo Ihr zur Zeit den Schurken findet, wenn's Euch nicht zu viel, noch vier Tage im Sattel zu bleiben und den Pferden kein Gras unter den Hufen wachsen zu lassen."

„Zehn," hieß es mit feindseliger Entschlossenheit zurück, „sogar drei Wochen, wenn es sein muß. Stahl er mir damals mein bestes Thier, wird er auch bei diesem letzten Raub 'ne Hand mit drinnen haben; waren's nur Indianer von der Prairie, so hätten sie ihren Weg mehr westlich genommen."

Milford schilderte darauf die Verhältnisse bei der Fähre und hob hervor, daß der Schimmelreiter sich in deren Nachbarschaft häuslich niedergelassen habe, es also leicht sei, sich des Ahnungslosen zu bemächtigen. Dadurch wurde den Grenzern zunächst ein bestimmtes Ziel gezeigt. Es schwand damit die Nothwendigkeit, den oft schwer inne zu haltenden Fährten und auf Täuschungen berechneten Umwegen zu folgen; außerdem war man nicht an's Tageslicht gebunden, sondern konnte zur Fortsetzung der Verfolgung die kühleren mondhellen Nächte wählen.

Bei Milford bedurfte es nur des Vorschlages, sich den erbitterten Farmern anzuschließen und sie auf der von ihm vermessenen, also kürzesten Linie zu führen. Noch selbigen Abends brach er mit ihnen auf, nachdem er zuvor mit Sparewood die entsprechenden Verabredungen über ihre beiderseitigen Bewegungen getroffen hatte. Wenn die Grenzer aber schon zur Eile trieben, so wäre er selbst der Letzte gewesen, auf Schonung der Pferde zu dringen. Eine marternde Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Die schreck-

lichsten Bilder schwebten ihm vor. Krankhaft sehnte er den Augenblick herbei, in welchem er vor Molly hintreten würde, um sich von ihrem Wohlergehen zu überzeugen. — —

Die Sonne hatte sich folgenden Morgens der östlichen Waldung noch nicht entwunden, als Charon mit seinem Wagen in den Landweg einbog. Eine Stunde später, da begab Adams nach einem tüchtigen Morgenmarsch sich in dem Hohlwege zum Kanadian hinunter. Dort wendete er sich in gewohnter Weise stromaufwärts. Träge schritt er einher. Um so lebhafter funkelten dafür seine Augen. Im Uebrigen trug sein gedunsenes, verwittertes Gesicht einen sorglosen, zufriedenen Ausdruck. Was auch immer ihm vorschweben mochte: den Erfolg seiner hinterlistigen Pläne betrachtete er als gesichert. Auf der von ihm bevorzugten Angelstätte eingetroffen, ordnete er nachlässig seine Geräthe. Vier Schnüre warf er aus, und diese vorläufig ihrem Schicksal überlassend, ging er eine kurze Strecke zurück. Auf einer Stelle hart am Rande des Wassers, wo in geringer Entfernung vor ihm die eilenden Fluthen einen kleinen trichterförmigen Winkel bildeten, blieb er stehen. Eine Weile betrachtete er das Spiel des Wassers aufmerksam. Dann spähte er mit einer Schärfe um sich, die wenig im Einklang mit dem Wesen eines sorglosen Anglers. Nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß er von keiner Seite beobachtet werde, that er einen Schritt in den dort seichten Fluß hinein. Bedachtsam senkte er beide Fäuste in den Wirbel, und einen unsichtbaren Gegenstand packend, begann er mit aller Kraft zu rütteln

und zu ziehen. Anfänglich schwer, allmählig aber leichter, gab derselbe nach, und als er auf's Trockene zurückschritt, hielt er vor sich einen unten zugespitzten, etwa drei Fuß langen Stab von der Dicke eines starken Daumens. Gemächlich setzte er sich nieder, und den Stab aufmerksam betrachtend, schien er ernst nachzudenken. Dessen oberes Ende war in der Breite einer Hand noch mit grüner Rinde bedeckt. Dann folgte ein ebenso langes geschältes, und abermals ein berindetes von gleichem Maße, von wo ab der ganze Rest des Stabes weiß geschabt war. An den in regelmäßigen Zwischenräumen folgenden feinen Schnittmalen ließ sich erkennen, daß der Stock ursprünglich bis zur Spitze hinab derartig verziert gewesen.

Um seiner Berechnung sicher zu sein, begann Adams von der Spitze an aufwärts laut zu zählen, wobei er jedesmal den Daumen auf eine Kerbe legte.

„Erste Nacht," hieß es da, „erster Tag. Zweite Nacht, zweiter Tag. Dritte Nacht, dritter Tag. Vierte Nacht — stimmt auffällig," und sein Messer hervorziehend, entfernte er das vorletzte Rindenmerkmal.

Damit zu Stande gekommen, sprach er weiter: „Die vierte Nacht verstrichen, folgt der heutige Tag. Ist der zu Ende, setzt die fünfte und letzte Nacht ein. Wär's heute nichts geworden, hätte ein neues Kerbholz angeschafft werden müssen."

Prüfend umspannte er das obere noch grüne Ende des Stabes, und einmal im Selbstgespräch begriffen, fuhr er fort, wie um dadurch seinem Ohr zu schmeicheln: „Das braune Geschmeiß schreibt 'ne deutlichere Schrift, als

mancher studirte Professor. Verdammt schlaue Hunde. Der Teufel hätt's nicht geglaubt: einander nicht sehen, von Keinem gesehen werden und doch mit einander reden. Fünfte und letzte Nacht," wiederholte er sinnend, „das stimmt; brauch' nur die Stunde zu vermerken," und die noch vorhandene Rinde mit den Augen messend, ließ er auf deren Mitte die Schneide des Messers herumgleiten. Abwärts von diesem Merkmal entfernte er darauf die Rinde, die letzten Schnitte mit den Worten begleitend: „Fünfte Nacht halb fort, bleibt Mitternacht, um das zu verstehen, braucht man nicht lesen und beten gelernt zu haben."

Wohlgefällig betrachtete er sein Werk. Zum Schluß nickte er ihm freundschaftlich zu, und sich erhebend, trat er wieder in den Fluß. Ungefähr auf derselben Stelle, auf welcher er ihn hervorgezogen hatte, schob er den Stab wieder in den nachgiebigen Sand, und zwar so tief, daß das Wasser im schnellen Einherrieseln, wie zuvor, den kleinen Trichter oberhalb desselben bildete.

„Das stimmt," sprach er abermals in Gedanken, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Wirbel von einem mit dem Verfahren Vertrauten nicht übersehen werden konnte, „glückt das Andere nicht schlechter, so ist uns Allen geholfen. Nur den Kreeks und Choctaws verdorren die Felder und verseuchen die Heerden," und im Uebermaß seines Ergötzens lachte er laut über den Strom hin.

Als er bei den Angeln eintraf, entdeckte er, daß an zwei Schnüren heftig gezerrt wurde. Gleich darauf lagen zwei große dickköpfige Katzenfische neben ihm auf dem Sande.

Und wiederum brach sein Behagen sich in einigen Flüchen und halblaut gesprochenen Worten Bahn.

„Ist's heute kein glücklicher Tag, so gibt's überhaupt keinen," hieß es da mit dem gewohnten häßlichen Grinsen. „Woran ich die Hand lege, das gelingt, und handelt es sich nur um ein Gericht Fische."

Angesichts der leicht gewonnenen Beute erlosch sein Jagdeifer. Bedächtig packte er die Geräthe zusammen, und einen gedrehten Weidenzweig durch die Kiemen der Fische ziehend und um sein Handgelenk schlingend, begab er sich in seiner trägen Weise auf den Heimweg. Bot er an sonstigen glücklichen Tagen in der Fährhütte von seiner Beute einen Antheil an, so schlich er heute an derselben vorbei, ohne auch nur einen Blick hinüberzusenden. Es rief fast den Eindruck hervor, als hätte er befürchtet, von Molly gesehen, wohl gar angeredet zu werden. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf der Jagd nach dem Zaubermädchen.

Nachdem Charon, begleitet von Molly's herzlichsten Wünschen, von dem Vorplatz in den Landweg eingebogen war, hatte das junge Mädchen sich ohne Zeitverlust an die gerade fällige Arbeit begeben. Ihre heimlichen Träumereien bekämpfend und dem Einfluß des thauigen Morgens unterworfen, war sie so glücklich wie die Vögel, die in reicher Zahl die Nachbarschaft der Hütte belebten, regsam wie die wilden Bienen, welche in hohlen Bäumen Honig zusammentrugen, sorglos wie die schillernden Falter, Gold-

käfer und funkelnden Kolibris, die gewissermaßen das lebendige Geschmeide der Blumenbeete bildeten. Ihr von Gesundheit strotzender Körper verlangte unablässige Bewegung, ihr Geist dagegen heitere Eindrücke, hatte Charon ihr eingeprägt, und das galt ihr heilig wie das Evangelium.

So ging der Tag ihr unter den Händen dahin. An Menschen hatte sie gegen Abend nur einige Cherokesen gesehen, welchen sie nach dem jenseitigen Ufer hinüberhalf. Sie kamen von dem Kreek, bei welchem Adams sich in Kost befand. Von ihnen erfuhr sie zu ihrer Befriedigung, daß dieser in der That schon Nachmittags seine Reise nach Fort Smith, wie es hieß, angetreten habe, sie also nicht Gefahr lief, dem ihr widerwärtigen Menschen in nächster Zeit zu begegnen. Vielleicht etwas früher als sonst begab sie sich zur Ruhe. Furcht kannte sie nicht, zumal Tommy sein Nachtlager auf dem kleinen Hausflur angewiesen erhalten hatte. Sich niederlegen und einschlafen fiel bei ihr gewissermaßen in Eins zusammen; dann umlagerte tiefe Stille die einsame Heimstätte. —

Die Nacht schritt vor. Höher stieg der Mond, die Ränder einer niedrigen Wolkenschicht versilbernd, die im Süden langsam über die Baumwipfel hinausgeschlichen und dann anscheinend stehen geblieben war. Matte röthliche Lichter zuckten aus derselben; es erinnerte an das Blinzeln verschlafener Augen. Die kühle, thaufeuchte Atmosphäre liebkoste gleichsam Baum und Strauch, Blumen, Gräser und Kraut, indem sie ihnen nach der Erschöpfung durch die Tageshitze neue Kraft und Lebenslust

zutrug. Ein vereinzelter Ziegenmelker umschwärmte die Hütte in bald engeren, bald größeren Kreisen, seinen melancholischen Ruf einend mit den endlosen Trillern der Baumgrillen, dem verstohlenen Zirpen der Heimchen und dem geheimnißvollen Glucksen des Wachtelhahns, der auf dem Vorplatz seine junge Familie zusammenlockte. —

Es mochte eine halbe Stunde vor Mitternacht sein und doppelt so lange, seitdem Molly ihr Lager aufsuchte, als der Wachtelhahn plötzlich mit einem ängstlich gedämpften Ton abschloß. Gleich darauf erhob sich die ganze Familie surrend und flog dem nahen Dickicht zu. Die Gestalt eines Mannes war auf dem Ufer des Hohlweges aufgetaucht und dort, offenbar infolge des unerwarteten Geräusches, stehen geblieben. Erst nach längerem Lauschen schlich sie, so viel wie möglich den Schatten der Bäume suchend, nach der umgebrochenen Sykomore hinüber. Indem sie hart an den Uferrand trat, wo die Beleuchtung des Randes sie voll traf, wäre auch auf weitere Entfernung das breite, wilde Gesicht Adams' zu erkennen gewesen. Behutsam nach vorn sich neigend, spähte er in die Tiefe hinab. Nichts entdeckte er da unten, was seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte, nichts, als er nach beiden Seiten über den Sandstreifen zwischen Wasser und Uferwand hinlugte. So blieb auch das Zischen, welches er in das Brombeergerank und Weidengestrüpp gerade unterhalb seines Standpunktes hinabsandte, unbeantwortet.

Sichtbar enttäuscht kehrte er sich um, und gewohnheitsmäßig, wenn heftig erregt, murrte er vernehmlich vor sich hin: „Sollten die Esel mich mißverstanden haben?

Verdammt; der Schnitt um den Stock war doch wie abgezirkelt; aber es kann noch nicht Mitternacht sein —" er verstummte. Sein Blick hatte den kleinen Blockbau gestreift. Zugleich entdeckte er, daß die Thür weit offen stand.

„Das sieht aus, als wären die schlauen Hunde schon hier gewesen," spann er seine Betrachtungen weiter. „Um so besser," und mit vorsichtigen Bewegungen näherte er sich der Hütte.

Bevor er eintrat, lauschte er wieder. Nichts rührte sich im Inneren, und von dem Bären wußte er, daß er, wenn schlafend, mit leisem Grunzen an seinen Krallen saugte. Die Hütte war also leer. Trotzdem zog er die Pistolen aus dem Gurt, um im Falle eines Angriffs gerüstet zu sein, und noch behutsamer schlich er auf den schmalen, durch das Mondlicht dürftig erhellten Flurgang. Argwöhnisch um sich spähend, tastete er nach dem Fallriegel der Zimmerthür. Auch diese war nur angelehnt, ihn überzeugend, daß die Komanches ihm zuvorgekommen waren und ihr Werk bereits beendigt hatten.

Wie in dem Vorzimmer, herrschte in dem Molly's Todtenstille. Dadurch vollständig sicher gemacht, entzündete er ein Schwefelholz. Gleich darauf brannte ein auf dem Tisch stehen gebliebenes Licht. Mit demselben in der Hand begab er sich in die Kammer. Der erste Blick belehrte ihn, daß Molly schon im Bett gelegen hatte, bevor die Komanches, wie er wähnte, sich des schlafenden Mädchens bemächtigten.

Bei dieser Entdeckung leuchtete zügelloser Triumph in

seinem Gesicht auf. Seine letzte Besorgniß war geschwunden, und hastig, jedoch mit der Sicherheit eines geübten Einbrechers, ging er an das Werk, welches er mit so viel Geduld und Arglist eingeleitet hatte.

Wo Charon Geld und Papiere aufbewahrte, wußte er. Er hatte es ausgekundschaftet, wenn derselbe ihm kleine Summen zur Bestreitung der Unterhaltungskosten einhändigte. Und in einer Gegend, in welcher er nie den kleinsten Angriff auf sein Eigenthum erfuhr, nicht einmal für nöthig hielt, zu Zeiten seiner und Molly's Abwesenheit die Hausthür zu verschließen, wäre es ihm nimmermehr eingefallen, für den werthvolleren Theil seiner Habe noch ein besonderes Versteck einzurichten. Zuversichtlich trat der Räuber vor den Tisch hin. Dessen Schiebekasten war verschlossen, für ihn kaum ein Hinderniß; denn den Rand der Tischplatte mit beiden Fäusten packend, zugleich das untere Gestell mit dem Knie an die Wand pressend, brach er sie ohne große Mühe los. Bedächtig leuchtete er in den Kasten hinein. Zwei kleine Korbmulden, deren eine bis zur Hälfte mit Silbergeld gefüllt, wogegen die andere eine nicht unerhebliche Anzahl Goldstücke enthielt, standen vor ihm. Doch mehr als diese fesselte seine Aufmerksamkeit ein versiegeltes Packet, augenscheinlich Briefschaften enthaltend. Schnell hob er es empor, dann las er dessen unzweifelhaft an Molly gerichtete Aufschrift:

„Nach meinem Tode zu öffnen; die darin enthaltenen Briefe an ihre Adressen abzusenden, den Rest ungelesen zu verbrennen."

„Das ist's," keuchte er im Uebermaß seiner Befriedi-

gung, indem er das Packet zwischen seinen Fäusten drehte, „das ist's, was ich gebrauche. Jetzt mag Alles kommen, wie es will," und mit teuflischem Hohn schob er es in die Brusttasche. Sinnend betrachtete er das Geld. Er schien sich zu fragen, ob er es mitnehmen oder der eigenen Sicherheit wegen zurücklassen solle. Doch die Gier, welche beim Anblick des blanken Goldes in ihm erwachte, überwucherte schnell alle anderen Empfindungen, selbst die der Vorsicht. In Ueberstürzung, wie um nicht schwankend zu werden, leerte er die Mulden in seine Taschen aus, und nachdem er die Tischplatte nothdürftig in ihre alte Lage zurückgebracht hatte, verlöschte er das Licht.

„Wer das Mädchen stahl, hat auch Geld und Papiere genommen," beschwichtigte er seine letzten Bedenken, „und daß ich's nicht war, will ich Allen deutlich genug beweisen."

Eiligen Schrittes verließ er die Hütte. Gleich darauf befand er sich auf der Landstraße, derselben aufwärts folgend. Nur bis an das Ende des Maisfeldes begab er sich. Dort drang er in das Gehölz ein, um nach kurzer Zeit auf seinem Schimmel wieder im Freien zu erscheinen und die Richtung nach dem Fluß hinunter einzuschlagen. Um den Prahm herumreitend, suchte er zunächst durch Ergreifen des Tau's einen Halt zu gewinnen. Dann trieb er sein Pferd dem jenseitigen Ufer zu, wobei er das nasse schlaffe Tau durch seine Hand gleiten ließ. Ob das Wasser bis hoch nach dem Sattel hinaufschlug, der Schimmel sogar gezwungen war, eine Strecke schwimmend zurückzulegen, kümmerte ihn wenig. Sein Raub war ge-

glückt; er kannte daher nur die einzige Aufgabe, sich schleunigst aus der gefährlichen Nachbarschaft der Stätte seines Verbrechens zu entfernen.

Wohlbehalten erreichte er das jenseitige Ufer. Dort folgte er dem südlich laufenden Wege bis dahin nach, wo die Fort Smith-Straße ihn kreuzte und er zugleich der seiner dort harrenden sechs Pferde ansichtig wurde. Bereits zusammengekoppelt, führte ein Komanche sie ihm zu, und ohne einen Versuch, mit dem der englischen Sprache nicht Kundigen sich zu verständigen, ritt er in östlicher Richtung davon.

Auch der Indianer säumte nicht, sondern eilte auf dem Wege, welchen Adams gekommen war, an den Fluß. Dort befestigte er Bogen, Köcher und Gamaschen mittelst des Schurzes auf seinem Kopf, und abwechselnd watend und schwimmend, strebte er der anderen Seite zu. In der Nähe des Prahms erreichte er trockenen Boden. Geräuschlos schlüpfte er nach der schroffen Uferwand hinüber, wo er sich unterhalb des über ihn hinausragenden Sykomorenastes in das Gestrüpp verkroch. Zwei seiner Stammesgenossen fand er bereits vor. Dieselben hatten sich zu der Zeit, welche Adams in der Hütte verbrachte, daselbst in den Hinterhalt gelegt. —

Genau nach Maßgabe der auf dem Signalstock eingeschnittenen Zeichen, hatten die wilden Steppenräuber ihre Bewegungen ausgeführt. Lange vor der anberaumten Zeit waren sie in der Uferwaldung bis auf etwa tausend Ellen an die Hütte herangeschlichen, wo sie in einer, die hohe Uferwand tief kerbenden Regenschlucht sich verborgen

hielten. Ihrer acht, darunter Howunni, der Dolmetscher, waren es. Von diesen trennten sich indessen zwei, um am Wasser hin sich nach der Fähre zu begeben und gemeinschaftlich mit dem von der anderen Seite herüberkommenden Gefährten das vielleicht durch den Hohlweg fliehende Mädchen in Empfang zu nehmen. Außerdem befanden sich zwei Mitglieder der Bande bei den Pferden, die gesattelt und gezäumt in der Nachbarschaft auf geeigneter Stelle bereit gehalten wurden. So vertheilt harrten Alle auf das verabredete Zeichen, durch welches Adams sie zum gemeinschaftlichen Handeln bei der Hütte zusammenrufen sollte. Das Bewußtsein, in nächster Zeit mit einem übernatürlich begabten Wesen in Verkehr zu treten, wie zu der Aufgabe berufen zu sein, eine für das Wohl des ganzen Stammes so wichtige Entscheidung herbeizuführen, hatte die Phantasien überreizt und die Gemüther in krankhafte Spannung versetzt. Daneben wirkte die Furcht, durch einen falschen Schritt oder eine übereilte Bewegung die Zauberkraft, von der man Alles hoffte und erwartete, zu beeinträchtigen, wenn nicht gar gänzlich zu stören. Sogar das Wetterleuchten im Süden brachten sie in Beziehung zu ihrem Unternehmen und der geheimnißvoll wirkenden Begabung Molly's. Und so verhielten sich Alle so still und regungslos, wie das Gesträuch und Gestein ringsum. An ihren Athemzügen zählten sie gewissermaßen die Minuten ab, welche sie noch von dem hinterlistigen Angriff trennten.

Nur die beiden unten auf dem Flußstrande befindlichen Genossen regten sich noch, indem sie behutsam dem

ihnen zugewiesenen Versteck zuschlichen, nach jedem neuen Schritt argwöhnisch lauschend und um sich spähend.

Eine mäßige Strecke lag noch zwischen ihnen und ihrem Ziel, als sie plötzlich eine hell gekleidete Gestalt aus dem Hohlweg treten und am Wasser hin stromaufwärts wandeln sahen. Eine derartige Möglichkeit hatte freilich außerhalb des Bereiches ihres Denkens, also auch der allgemeinen Berathung und der aus dieser hervorgehenden Pläne und Aufträge gelegen. Wären die beiden Späher aber noch über Molly's Persönlichkeit in Zweifel gewesen, so würde der ihr auf dem Fuße nachfolgende Bär sie alsbald eines Anderen belehrt haben. Ihre nächste Empfindung war daher die einer von zügellosem Aberglauben getragenen Rathlosigkeit, und dieser nachgebend, versanken sie gleichsam in dem Gestrüpp, welches seitwärts von ihnen die Uferwand bekränzte. Dort lagen sie wie Todte. Nicht durch das leiseste Zeichen wagten sie, sich mit einander zu verständigen. Kein anderer Gedanke fand in ihren Köpfen Raum, als der an die Gefährdung der gewaltigen Zauberkraft der wunderbaren Erscheinung, deren Wirkung sie an ihrem schnelleren Blutumlauf und verkürztem Athem zu fühlen glaubten. Unter der Wucht der auf ihnen lastenden Verantwortlichkeit, im Falle das Unternehmen mißlang, gewährte es ihnen eine gewisse Beruhigung, daß Molly eine Richtung verfolgte, in welcher sie den Genossen in die Arme gehen mußte.

Und Molly war es in der That. Nur ganz kurze Zeit hatte sie geschlafen, als die räthselhafte Neigung des

Nachtwandelns, welche mit dem Zunehmen des Mondes wuchs, jedoch so lange durch Charon's unermüdliche Fürsorge in Schranken gehalten worden, sich plötzlich mit erhöhter Gewalt Bahn brach. Anstatt, wie Charon so viele Jahre hindurch beobachtete, mit dem Mondwechsel einzuschlummern, hatte das unheimliche Leiden denselben dieses Mal überdauert. Dazu mochten beigetragen haben der jäh abgebrochene Verkehr mit Milford und die muthig bekämpfte Erinnerung an ihn, die heimliche Angst vor Adams und endlich der Einfluß der am Himmel stehenden Gewitter. So war sie hinausgewandelt ziellos, planlos, wie eben in Träumen Ereignisse und Bewegungen nicht durch den eigenen Willen gelenkt werden können. Die beiden Komanches dagegen, anstatt die Gelegenheit zur Ueberwältigung ihrer Beute willkommen zu heißen, schauderten zurück, als Molly eine kurze Strecke vor ihnen stehen blieb, über den mondbeleuchteten Wasserspiegel hinweg die wetterleuchtende Wolkenwand eine Weile anscheinend aufmerksam betrachtete und mit unerschütterlicher Ruhe weiterschritt. Der Bär hatte unterdessen das sie bergende Gestrüpp harmlos beschnuppert. Es lag eben nicht in seiner Natur, ähnlich den Hunden, derartige Entdeckungen durch lautes Kundgeben zu verrathen, und gleich darauf befand er sich wieder in den Fußspuren seiner Herrin. Mit angehaltenem Athem sahen die beiden Räuber die ihre Phantasie in Flammen setzende Erscheinung dicht vor sich vorübergleiten. Alles, was sie von Zauberei und übernatürlichen Dingen je gehört hatten, Alles, was ihre ungeschulten Gemüther bis zu einem gewissen Grade um-

nachtete: hier sahen sie es nicht nur verwirklicht, sondern sogar in unerhörter Weise übertroffen. Für einen Geist hielten sie die stille Gestalt, welcher, sich vervielfältigend, die sterbliche Hülle verlassen habe, um im weiten Umherschweifen den Feldern und Heerden der angesiedelten Stämme befruchtenden Zauber zuzutragen, dem in der Ferne zögernden Gewitterregen eine bestimmte Bahn vorzuschreiben.

Zagend blickten sie ihr nach, bis sie endlich weit abwärts vor ihren Augen verschwand, als wäre sie von der sich öffenden Uferwand verschlungen worden. Bis zur Muthlosigkeit eingeschüchtert und doch von dem Willen durchdrungen, nicht durch eigenmächtige, also unvorhergesehene Bewegungen das Unternehmen zu gefährden, hielten sie sich auch jetzt noch an die empfangenen Vorschriften. Längere Zeit säumten sie indessen noch, bevor sie wagten, ihr Versteck zu verlassen und mit dem bei der Fähre unterhalb der Sykomore zu vertauschen.

Eine Weile verstrich darauf in tiefer Stille, und sie berechneten am Stande des Mondes, daß Mitternacht vorüber, als Hufschlag aus dem Hohlwege zu ihnen herüberdrang, Adams auf seinem Schimmel aus demselben hervortrabte und sich schleunigst durch den Fluß hindurcharbeitete. Ihnen galt dies als Zeichen, daß der Zeitpunkt des Handelns gekommen. Mit erhöhter Spannung lauschten sie daher stromaufwärts, von woher die Genossen sich voraussichtlich nunmehr in Bewegung setzten, und erwartungsvoll, von neuen Hoffnungen beseelt, sahen sie der nächsten Zukunft entgegen. Nur einmal noch

wurden sie gestört, als der Gefährte, welcher Adams die Pferde übergeben hatte, sich ihnen zugesellte, dann herrschte wieder lautlose Stille nah und fern. —

Auch in der Regenschlucht hatte man die Zeit nach dem Stande des Mondes berechnet. Da Mitternacht vorüber und das verabredete Signal immer noch auf sich warten ließ, mit dem Entschwinden der Minuten aber das glückliche Entkommen nach vollbrachter That schwieriger wurde, so begann man unruhig zu werden. Es brach sich der Argwohn Bahn, von Adams hintergangen worden zu sein, wobei man nur den Trost gehabt hätte, daß es nicht die eigenen Pferde, welche dem mißlungenen Unternehmen geopfert worden. Flüsternd besprachen die fünf Gefährten noch alle Möglichkeiten, zu dem Entschluß hinneigend, sich näher an die Hütte heranzuziehen, als durch eine leichte Bewegung ihre Aufmerksamkeit nach der Schluchtmündung hinübergelenkt wurde. Wäre aber ein Wetterstrahl, sie Alle lähmend, auf sie niedergefahren, so hätten sie nicht verstörter dasitzen können, als jetzt, da sie Molly in der vollen Beleuchtung des Mondes und der flackernden Blitze im Hintergrunde dastehen sahen. Wie zuvor die beiden Späher, beherrschte auch sie jetzt der Bann eines wilden, wirren Aberglaubens. Starr hingen ihre Blicke an der schlanken Gestalt, welche die überreizte Phantasie erschreckend vergrößerte. Um so bedrohlicher wehte es sie daher an, als Molly nach kurzem Zögern in die Schlucht hineinschritt, also in unmittelbarer Nähe vor ihnen vorüberkommen mußte. Denn einander gegenüber saßen die fünf braunen Räuber, nur getrennt

durch das schmale trockene Bett des zeitweise dem Kanadian zufließenden Regenwassers, in welches ihre Füße hinabhingen, mithin nahe genug, um sich gegenseitig die Hand reichen zu können.

Von Grauen erfüllt, gewahrten sie, daß Molly gerade den gangbaren Boden des Bettes zu ihrem Wege gewählt hatte. Sich von seinem Platz zu entfernen, wagte Keiner. Nur fester an das Erdreich schmiegten sich Alle an, in der Hoffnung, von der geisterhaften Erscheinung übersehen zu werden. Und doch war es so hell, wie es bei klarem Himmel einen Tag nach dem Vollmonde nur sein konnte. Wenn sie aber die befremdende Gestalt in allen Theilen genau zu unterscheiden vermochten, so hatten sie selbst wenigstens den verschwindend kleinen Vortheil des dunklen Hintergrundes für sich.

Und näher kam Molly und deutlicher zeichneten ihre Gesichtszüge sich aus. Bestürzt suchten Alle die geschlossenen Augen des lieblichen Mädchens, dessen Antlitz das bläuliche Mondlicht eine eigenthümliche Leichenfarbe verlieh. Keiner vermochte sich der Ueberzeugung zu erwehren, daß es nicht ein Wesen von Fleisch und Bein, welches anscheinend auf sie zuschwebte, sondern ein durch Zauberei hergestelltes Trugbild, welches bei der leisesten Berührung in nichts zerfließen würde. Und so beherrschte Grausen sie in einem Maße, daß sogar der Gedanke an den Segen, welchen das Medicinmädchen ihrem Stamme zutragen sollte, erstickte.

Ruhigen, sicheren Schrittes bewegte Molly sich endlich zwischen den Räubern hindurch, und jetzt erst wurden sie

des Bären ansichtig, der ihrer nicht mehr achtete, als des in das Bett hineinragenden Gesteins. Den Einen und den Anderen beschnupperte er wohl flüchtig, worauf er die Luft geräuschvoll durch die Nase von sich stieß; allein selbst diese durchaus natürlichen Bewegungen wirkten verwirrend auf die beängstigten Gemüther ein. Sie wurden dadurch bestärkt in der Ueberzeugung, daß er ebenfalls ein Geschöpf höherer Art und daher menschlichen Angriffen unzugänglich.

Noch befand der Bär sich zwischen den letzten Komanches, als Molly vor einer Abstufung des Bettes stehen blieb, sich seitwärts wendete und, eine bloßgespülte Wurzel als Halt benutzend, nach dem Ufer gleichsam hinaufschwebte. Dort hielt sie an, wie um durch die geschlossenen Lider hindurch einen Blick über die eingeschüchterten Räuber hinzusenden. Der Dolmetscher hatte sogar die Empfindung, als ob ihre Augen auf ihn gerichtet gewesen wären, und seinen ganzen Muth zusammenraffend, vielleicht auch in der dumpfen Absicht, die räthselhafte Erscheinung zerfließen zu machen, fragte er hinauf: „Will die schöne Freundin mit dem berühmten Zauber mich begleiten? Ich führe sie zu einem guten Pferde. Sie soll bequem sitzen. Zwei Büffelhäute und ein weich gegerbtes Pantherfell bedecken den Sattel.“

Molly, deren Säumen vom Zufall abhängig gewesen, kehrte ihr Antlitz nach der anderen Seite hinüber. Wo das lauteste Geräusch sie nicht ermuntert hätte, mußten die an sie gerichteten Worte ungehört verhallen. Obwohl sie die Augen nicht öffnete, schien sie die Höhe des neben

ihr aufstrebenden Uferabhanges mit den Blicken zu messen, und leicht, wie auf ebener Erde sich einherbewegend, begann sie denselben zu ersteigen.

Starr vor bangem Erstaunen beobachteten die Romanches, wie sie hier einen vorspringenden Geröllblock, dort eine Wurzel oder eine Graswulst als Stufe benutzte, mit ihren zuversichtlichen geräuschlosen Bewegungen den Eindruck erzeugend, als wäre sie von der thaufrischen Atmosphäre emporgetragen worden, wogegen unter den eingreifenden Krallen des Bären hin und wieder Erdreich und Gestein sich lösten und zu den Räubern hinabrollten.

So erreichte sie binnen kurzer Frist die Höhe. Dort kehrte sie sich dem Kanadian zu, offenbar, um auf dem vegetationsfreien äußersten Uferrande nach der Fährhütte zurückzukehren.

Bis dahin hatten die Räuber kaum zu athmen gewagt. Erst nachdem Molly aus ihrem Gesichtskreise getreten war, belebten ihre zusammengekauerten Gestalten sich wieder. Ohnmächtig wand sich dagegen der Geist unter dem Banne des tollsten Aberglaubens. Besorgnisse aller Art kreuzten sich in ihren Köpfen, bis endlich völlige Rathlosigkeit Platz griff. In dem Bestreben, die wunderbare Erscheinung sich zu erklären, verwirrte man sich immer mehr. Behaupteten die Einen, daß man nur den von der Seele verlassenen Körper gesehen habe, so suchten die Anderen zu beweisen, daß es die Seele gewesen, die sich von dem schlafenden Körper getrennt habe, um einen ihrer geheimnißvollen Zaubergänge auszuführen. Erst der Dolmetscher führte eine Entscheidung herbei, indem er zu

schnellem, entschlossenem Handeln rieth, wenn man die Hoffnung auf den Besitz des Zaubermädchens nicht überhaupt aufgeben und zum Spott der ganzen Nation unverrichteter Sache heimkehren wolle.

„Sahen wir den Körper ohne Seele," erklärte er, „so brauchen wir ihn nur mitzunehmen. Die Seele wird ihm folgen. War es die Seele, so liegt der Körper in der Hütte auf seinem Lager. Wir mögen ihn auf ein Pferd binden. Er wird sich nicht dagegen wehren. Hat die Seele ihren Rundgang beendigt, so findet sie den Körper. Niemand braucht ihr den Weg zu zeigen. Der Bär ist ein Zauberthier. Seine Zähne und seine Krallen sind nicht geschaffen, die Haut eines Komanche zu ritzen. Er ist ein Zauberthier. Pfeile, Messer und Büchsenkugel prallen von seiner Haut ab. Gegen Mittag am Himmel leuchtet es auf. Das ist Regen. Das Mädchen hat ihn gerufen. Nehmen wir Frühlingsthau mit fort, so folgt er uns. Er wird die Weiden der Komanches befruchten, er wird Gras aus der Erde locken. Was sollen wir noch hier? Wie lange dauert es und der Morgen röthet den Himmel. Sollen wir auf die Kreeks und Choctaws warten? Fehlt uns der Muth, das Zaubermädchen zu berühren, so mögen wir lieber jetzt umkehren. Je früher im Zeltdorf der Komanches, um so früher verlachen uns die Weiber."

Er erhob sich, und einen Gefährten auffordernd, die Leute mit den Pferden anzuweisen, in gleicher Höhe mit ihnen der Hütte sich zu nähern, begann er, den Abhang hinaufzuklettern. Die gebliebenen drei Genossen, durch seine

Rede ermuthigt, folgten seinem Beispiel, und nach kurzer Zeit befanden sie sich angesichts des Kanadian auf derselben Stelle, wo Molly ihren Blicken entschwunden war.

Ohne Säumen schlugen sie die Richtung nach der Fähre ein. Sie waren indessen nicht weit gegangen, als sie des Mädchens wieder ansichtig wurden und abermals Kleinmuth sich ihrer bemächtigte. Leises, dumpfes Dröhnen, welches, von der Licht sprühenden Wolkenwand entsendet, aus der Erde hervorzudringen schien, machte sie noch empfindlicher für Grauen und Zagen. Aengstlich verfolgten alle Augen die Bewegungen der vom Mondlicht umflossenen Gestalt. Langsam, hin und wieder auch stehen bleibend, schritt sie auf dem äußersten Uferrande einher, den Wahn erweckend, daß sie, völlig gewichtlos, nur von Halmen und durch Regen unterwaschenen Rasenvorsprüngen getragen worden sei, die unter den Füßen eines Komanche's hätten niederbrechen müssen. Trotz des unbesiegbaren Grausens gewannen es die Räuber über sich, ihr zu folgen, hielten sich aber in einiger Entfernung von ihr.

Und so ging es weiter und immer weiter. Molly schritt einher, wie eine in Nachdenken versunkene Lustwandelnde, die vier Räuber zagend und für ihr Unternehmen fürchtend. An einer Lichtung kamen sie in derselben Minute vorüber, in welcher gegen dreißig Ellen vom Ufer die vorsichtig geführten Pferde dieselbe betraten. Furchtsam schnaubten die Thiere. Die Indianer bebten. Sie schrieben dem Einfluß des Zaubermädchens zu, was die Nähe des Bären bewirkte. Jede Berechnung war in der krankhaften Erregung vorloren gegangen, zumal Molly das durch die

Pferde erzeugte Geräusch nicht beachtete und mit erstaunlicher Sicherheit ihren Weg hart am Abgrunde hin weiter verfolgte.

Endlich erreichte der seltsame Zug den Vorplatz der Fährhütte: Molly vorauf, in kurzer Entfernung hinter ihr der Dolmetscher mit den drei Genossen, an welche sich, durch einen größeren Zwischenraum getrennt, die Leute mit den Pferden anschlossen.

Indem Molly von dem lichtüberströmten Ufer in den Schatten der weitverzweigten Bäume trat, waren ihre Bewegungen weniger genau zu unterscheiden; es verschwamm ihre Gestalt in der sie umringenden tiefen Dämmerung. Um so geisterhafter ließen dafür die flackernden Blitze sie in derselben auftauchen. Je nach dem fernen Aufflammen schien der schlanke Körper zu zucken und sich zu winden. Sinnverwirrendes Erstaunen aber bemächtigte sich der Räuber, als sie gewahrten, daß die Verfolgte, anstatt die Richtung nach der Hütte einzuschlagen, neben die todte Sykomore hintrat, sich nach dem Stamm hinaufschwang und auf demselben bis zum äußersten Ende des freischwebenden Astes hinausschritt. Der Bär war über den Stamm hinübergeklettert und hatte sich auf dessen anderer Seite hart am Uferrande ausgestreckt, von wo aus er seine Herrin aufmerksam überwachte. Sobald man ihn nicht mehr sah, hielt man ihn für verschwunden, glaubte also, um so weniger Ursache zu haben, ihn zu fürchten.

Als Molly das Ende des Astes erreichte, stellten auch die Räuber ihre Bewegungen ein. Sie schienen den An-

blick, welcher sich ihnen bot, nicht fassen zu können. Denn wie den noch formlosen Blitzen gebietend, die in schneller Folge das nun mit wachsender Schnelligkeit emporsteigende Wolkengebirge erleuchteten, stand sie da. Ein dumpfer Schlag, sich abstufend und in zusammenhängendes Rollen übergehend, schien nur auf ihr Geheiß gewartet zu haben, um sich zu entwickeln.

Da Molly keine Miene machte, umzukehren, jeder neue Zeitverlust aber die Komanches beängstigte, so traten diese in eine Berathung zusammen. Deren Ergebniß war, daß zwei Männer sich nach der Hütte begaben, um sich des Körpers des Zaubermädchens zu versichern, wogegen der Dolmetscher und ein Gefährte zurückblieben, um den vermeintlichen Geist auf dem Baumast zu überwachen. Nur wenige Minuten weilten die Männer in der Hütte; dann kehrten sie mit der Nachricht zurück, daß sie das Bett, überhaupt die ganze Wohnung leer gefunden hätten. —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im Gewitter.

Die von den zurückkehrenden Männern überbrachte Kunde wirkte geradezu verwirrend auf die zaghaften Gemüther ein. Man sagte sich, daß die auf dem Ast schwebende Gestalt dennoch der körperliche Theil des Mädchens, der Geist dagegen in unbekannten Fernen schweife und sich zu seiner Zeit der nur durch Zauber und das kreisende Blut in Bewegung erhaltenen irdischen Hülle wieder zugesellen müsse. Damit reifte der Entschluß, mit dem

Greifbaren sich zu begnügen, unter jeder Bedingung der unheimlichen Erscheinung sich zu bemächtigen und in schleunigster Flucht das Weite zu suchen. Schnell entwarf man einen Plan, dessen Gelingen man glaubte nicht bezweifeln zu dürfen. Zunächst wurden zwei Männer mit einer den Pferden entnommenen großen Büffelhaut an den Fluß hinabgeschickt, um sich mit den bereits dort anwesenden gerade unterhalb des Mädchens aufzustellen und, die Büffelhaut an den Rändern packend und ausspannend, eine Art Fallschirm herzustellen. Man hielt nämlich für wahrscheinlich, daß der geistlose Körper, wenn wirklich abgeneigt, den Fremden zu folgen, schließlich, keinen anderen Ausweg vor sich sehend, hinabspringen würde. Der unten harrenden Männer Aufgabe sollte es dann sein, ihn aufzufangen, zu fesseln und auf ein schnell herbeigeführtes Pferd zu heben.

Auch diese Vorbereitungen nahmen nur wenige Minuten in Anspruch, und mit fieberhafter Eile ging man an den Haupttheil der bedenklichen Aufgabe.

Während des Dolmetschers letzter Gefährte eine kurze Strecke abwärts stehen blieb, trat er selber am Rande des Abgrundes neben den Stamm hin. Ihm gegenüber auf der anderen Seite lag der Bär, dicht an das verwitternde Holz angeschmiegt im Schatten. Das breite Haupt auf den Vordertatzen rastend, wendete er keinen Blick von seiner Herrin. Die um ihn her stattfindenden Bewegungen schienen ihn nicht zu kümmern; zu sehr war er gewohnt, daß Eingeborene wie Weiße freundschaftlich mit ihr verkehrten. Hierzu gesellte sich, daß der Dol-

metscher in ruhiger, gleichsam einschmeichelnder Weise zu sprechen anhob und dadurch den etwa erwachenden Argwohn beschwichtigte.

„Will meine schöne Freundin nicht zurückkommen?“ fragte er; „sie steht auf einem schmalen Pfade. Der Sturm wacht auf. Er wird sie drängen. Ihr Fuß mag gleiten. Es ist sehr tief bis zum Wasser hinab. Sie wird ihre Glieder brechen.“

Molly gab nicht das leiseste Zeichen des Verständnisses. Sie schien mit dem Ast verwachsen, ebenso empfindungslos zu sein, wie dieser. Nur das verstärkte Rollen des Donners antwortete. Das Wolkengebirge war beinah bis zum Zenith hinaufgewachsen. Noch kurze Zeit und es nahm den Mond in sich auf. Nicht mehr bengalischer Beleuchtung ähnlich flammte es in demselben, sondern als blendende Säulen und Zickzacklinien schleuderte ein mächtiger Wille das elektrische Feuer nach allen Richtungen. Plötzlich aber krachte und knatterte es, daß der Erdboden ringsum bebte. Ein stärkerer Windstoß fegte über den Kanadian hin.

Der Dolmetscher entsetzte sich. Nur die Angst, das mit so viel Mühe und Geduld eingeleitete Unternehmen im letzten entscheidenden Augenblicke scheitern zu sehen, verlieh ihm den Muth, nachdem das Krachen in eintöniges Rollen übergegangen war, fortzufahren: „Meine schöne Freundin will mich nicht hören. Ich spreche zu ihr, wie der Reiher zum Hirsch, wenn der Jäger naht. Ich bin gekommen, sie zu warnen. Ich sehe sie über dem Abgrund schweben und mein Herz wird klein, wie das eines

Kindes. Hört meine Freundin den Donner? Er redet auf ihr Geheiß. Der Regen folgt ihm. Sie braucht nicht länger zu warten."

Wie zuvor verharrte Molly auch jetzt regungslos. Mit wachsendem Grauen sah der Dolmetscher zu ihr hinüber; mit wachsendem Grauen beobachtete der zurückstehende Gefährte und die unten befindlichen Männer die ihnen in erhöhtem Grade bedrohlich erscheinende vermeintlich leblose Gestalt.

Schärfere Windstöße sausten über den Kanadian; vereinzelte schwere Tropfen begleiteten das erneuerte Krachen.

Mit dem Muthe der Verzweiflung schwang der Dolmetscher sich nach dem Stamm hinauf, um seine Vorstellungen dringender zu wiederholen, ahnungslos, daß der im Schatten des Baumes fast verschwindende Bär nunmehr mit den kleinen grün leuchtenden Augen seine Bewegungen aufmerksam verfolgte. Um's Gleichgewicht kämpfend, schwang er die Arme nach vorn. In demselben Augenblick erschallte neben ihm ein unheimlicher Ton, halb Schnauben, halb Aechzen und Jauchzen. Gleichzeitig schnellte der Bär, des Dolmetschers Bewegung offenbar für einen feindlichen Angriff haltend, empor. Grimmig fauchend warf er sich auf ihn, und ihn mit Pranken und Zähnen packend, riß er ihn von dem Stamm herunter, alsbald mit dem entsetzt Aufschreienden in ein Knäuel zusammenrollend. Des Dolmetschers Gefährte war zurückgesprungen. Mit den Blicken suchte er die schwarze regsame Masse neben dem Stamm zu entwirren, um vielleicht noch rettend einzuschreiten, als ein durchdringender

Schrei von dem Abgrunde her zu ihm drang. Verstört sah er hinüber, das Ende des Astes war leer. Was die Stimme des zu ihr sprechenden Indianers nicht bewirkte, nicht das von schweren Wetterschlägen begleitete Aufleuchten, das hatte der plötzliche Wuthausbruch des sonst so sanftmüthigen steten Begleiters zu Stande gebracht. Mit dem Erwachen in der ungeahnten Stellung ging Hand in Hand, daß Molly das Gleichgewicht verlor. Halb bewußtlos fühlte sie, daß sie in jähem Fall einen leeren Raum durchmaß. Ein Schrei entwand sich noch ihrer Brust, bevor sie auf die straffgespannte Büffelhaut niederschlug. Mochte der Sturz durch die von den Indianern getroffenen Vorkehrungen immerhin gemildert worden sein, so war dessen nächste Folge doch eine tiefe Betäubung. Die Komanches dagegen, nichts Anderes erwartend, als einen seelenlosen Körper in Empfang zu nehmen, griffen hastig zu, und die Büffelhaut als eine Art Bahre benutzend, entfernten sie sich mit ihrer Beute schleunigst auf den Hohlweg zu. Bevor sie in gleicher Höhe mit der Fährhütte eintrafen, wurden ihnen die Pferde zugeführt. Der Dolmetscher fehlte. Nach den ersten vergeblichen Versuchen, ihn von der wüthenden Bestie zu befreien, zumal er kein Lebenszeichen mehr von sich gab, hatte man ihn seinem Schicksal überlassen. Schnell bestiegen Alle die Pferde. Molly, in die Büffeldecke eingehüllt, wurde vor den einen Reiter auf den Sattel gehoben, und ihre Geißeln unbarmherzig schwingend, sprengte die wilde Bande davon. Es trieb sie die Furcht vor den braunen Ansiedlern, wie die Besorgniß, von dem ergrimmten Bären

eingeholt und angegriffen zu werden. Zugleich trug sie die Ueberzeugung, daß die Seele des Mädchens nicht lange säumen würde, in den leblosen Körper zurückzukehren.

Tommy dachte indessen an nichts weniger, als an Verfolgung. Neben dem todten Dolmetscher lag er unheimlich knurrend und winselnd. Der Geruch des warmen Blutes hatte seine ganze ursprüngliche Wildheit wachgerufen, und die konnte nicht mehr besänftigt werden. Immer wieder erneuerte er seine Angriffe auf den zerrissenen Feind. Selbst Molly wäre nicht im Stande gewesen, ihn zu beschwichtigen.

Das Wolkengebirge hatte unterdessen den Mond bedeckt und die Landschaft verfinstert. Um so greller leuchteten dafür die schnell auf einander folgenden Blitze. Schwere Wetterschläge wechselten mit dumpfem Dröhnen und Rollen. Die Bäume bogen sich knarrend unter dem Andrange des mit hohlem Brausen erwachten Sturmes. Die fallenden Tropfen vervielfältigten sich zu rasselnden Schauern. Zum dauernden Regen wollte es indessen nicht kommen. Nachdem das Gewitter den Strom erreicht hatte, folgte es dessen Richtung östlich. Höchstens eine Stunde dauerte es, da blickte der Mond wieder träumerisch vom klaren Himmel auf die erquickte Landschaft nieder. Im Osten, aus der sich allmählig senkenden Wolkenwand flackerte es dagegen noch lange in fahlem Feuer. —

Wie die jüngsten Nächte, hatten die den Pferdedieben nachsetzenden Farmer und Milford auch diese zur Reise gewählt und ihre Eile bis auf's Aeußerste beschleunigt. Trotzdem trieb Milford immer noch zu einer schärferen

Gangart. Seitdem man ihn über den eigentlichen Charakter des Schimmelreiters unterrichtete, wuchs seine Unruhe in demselben Maße, in welchem sie sich der Fähre näherten. Sein ganzes Sinnen und Denken richtetete sich darauf, Molly und Charon ungeschädigt an Leben und Eigenthum vor sich zu sehen. So konnte auch der heraufziehende Gewittersturm keine Unterbrechung des Rittes bewirken, der sie noch vor Tagesanbruch bis zur Fähre bringen mußte. Hatten sie doch den Wind auf dem Rücken, und gegen die sich wiederholenden Regenschauer hätten Mann und Roß unter Bäumen und im Gesträuch kaum ausgiebigeren Schutz gefunden, als auf dem Marsche.

Der Osten begann hinter den letzten Resten des abziehenden Wolkengebirges hervor sich leicht zu röthen, als endlich der Spiegel des Kanadian zwischen dem Buschwerk hindurch sichtbar wurde. Mit dem Uebersetzen gedachte man indessen bis nach Tagesanbruch zu warten; es wurde daher auf geeigneter Stätte nach gewohnter Weise das Lager eingerichtet. Milford nahm sich kaum Zeit, abzusatteln, dann eilte er an den Fluß hinunter. Noch bevor er dort eintraf, schob die Hütte sich in seinen Gesichtskreis. Still lag sie hinter den Bäumen des Vorplatzes. Hell beleuchtete der Mond das jenseitige Ufer. Deutlich unterschied er den Prahm, die schattige Mündung des Hohlweges, jeden Strauch auf der lichtfarbigen Uferwand, sogar das Tau, welches vom Wasser nach dem todten Baum hinauflief. Nichts schien sich seit seinem Scheiden geändert zu haben. Sinnend und mit einer gewissen Beruhigung betrachtete er die friedliche Umgebung,

in welcher er so viele glückliche Stunden verlebte. Wie ein Traum erschien ihm seine heutige Rückkehr. Freundliche Bilder erstanden vor seiner regsamen Phantasie, indem er sich Charon's und Molly's Erstaunen ausmalte, das ihnen so vertraut gewordene „Hol' über!" in aller Frühe zu vernehmen. „Auf Wiedersehen," waren seine letzten an sie gerichteten Worte gewesen. Wer hätte damals geahnt, daß sie so bald sich verwirklichen würden.

Umgaukelt von verheißenden Träumen kehrte er in's Lager zurück, wo die Gefährten vor einem Feuer damit beschäftigt, aus den mitgeführten Mitteln ein einfaches Mal herzustellen. Zugleich erörterte man lebhaft, auf welche Weise es zu beginnen, des Schimmelreiters habhaft zu werden, bevor er Kunde von der Nähe einer Gefahr erhielt. Damit gingen die letzten Stunden hin, und die Sonne schickte sich eben an, die triefenden Baumwipfel mit warmem Licht zu überströmen, als Milford sich abermals an den Fluß hinab begab, um, bevor das Uebersetzen des ganzen Trupps in Angriff genommen wurde, mit Charon über die Lage der Dinge zu berathen. Und nach den Spuren zu schließen, welche man Abends zuvor noch aufmerksam prüfte, unterlag es keinem Zweifel, daß die Räuber mit den sechs Pferden die Richtung auf die Fähre gehalten hatten.

Wie in der Nacht lag die Hütte auch jetzt im Grünen freundlich eingenestelt da. Weit offen stand die Hausthür, dagegen fehlte die schmale Rauchsäule, welche schon in aller Frühe dem krüppelhaften Schornstein zu entsteigen pflegte.

„Hol' über!" rief er laut aus. Doch anstatt ver-

traute Gestalten vor die Thür treten zu sehen, entdeckte er nur den Bären, der hinter der todten Sykomore auftauchte und unruhig, wie in einem Käfig, auf und ab zu schreiten begann. Als aber zum zweiten und dritten Mal der wiederholte Ruf unbeantwortet blieb, da wußte er, daß nicht Alles so war, wie es hätte sein sollen. Bestürzt eilte er in's Lager zurück. Mit wenigen Worten unterrichtete er die Gefährten über seine beängstigende Entdeckung, und sein Pferd sattelnd ritt er durch den Strom, um zunächst allein die Ursache der befremdenden Umstände auszukundschaften. Oben in dem Hohlwege traf er mit Fakit zusammen, der mit peinlichster Genauigkeit die von den Komanchepferden hinterlassenen Hufspuren prüfte. Von Charon dringend gebeten, während der Nacht der Hütte fern zu bleiben, war er schon bei Tagesanbruch nach der Fähre hinübergewandert, um sich von Molly's Ergehen zu überzeugen. Er hatte daher zur Zeit bereits ein annähernd so getreues Bild von den dort stattgefundenen nächtlichen Vorgängen gewonnen, als wäre er deren Zeuge gewesen. Nur die Stammesangehörigkeit des zerfleischten Räubers festzustellen, gelang ihm nicht, weil der Bär sein Opfer grimmig überwachte und jeden Nahenden mit einem wüthenden Angriff bedrohte. Ungehindert war er dagegen in die Hütte eingetreten, wo der erbrochene Tisch ihn über den dort ausgeführten Raub belehrte. Von Adams wußte er nur, daß derselbe vorigen Tages davongeritten sei, angeblich, um eine Anzahl von den Hue̋kos eingehandelter Pferde in Empfang zu nehmen.

Erschüttert hatte Milford den Mittheilungen des Kreeks

gelauscht, dann brach er, kaum seiner Sinne noch mächtig, in die Worte aus: „Das ist Adams' Werk! Schon früher ahnte ich, daß er Unheil gegen Charon und das Mädchen plane — es ist furchtbar — Alles, was eine Büchse tragen kann, muß aufgeboten werden, das unglückliche Kind zu befreien. Noch heute — nein, jetzt auf der Stelle müssen wir zur Verfolgung aufbrechen —"

„Mein junger Freund ist sehr hitzig," fiel Fakit ruhig ein, „er will handeln, ohne zu denken. Glaubt er, die Komanches, und kein Anderer raubte Frühlingsthau, würden auf uns warten? Sie reiten ihre besten Pferde; da mögen wir ihnen folgen einen Monat und kommen ihnen nicht nahe. Nein, mein Freund, brechen wir nach sechs Tagen auf, ist's früh genug. Mit List ist Frühlingsthau geraubt worden, mit List mögen wir sie befreien —"

„Soll das arme Kind so lange in der Gewalt der elenden Schurken bleiben?" fragte Milford aufbrausend.

„Frühlingsthau ist gut genug bei ihnen aufgehoben," erklärte Fakit gleichmüthig, „die Komanches kennen ihre Zauberkraft. Ohne die Zauberkraft wäre Frühlingsthau ihnen nicht mehr werth, als ein Häuflein Asche. Sie werden das Mädchen pflegen, ihm das Beste erweisen. Es leidet keinen Schaden bei ihnen. Ich weiß es. Wir gebrauchen Zeit, um einen Plan zu entwerfen. Vater Charon ist nicht hier. Er kommt nach drei Tagen. Seine Stimme muß gehört werden. Will mein junger Freund die Komanches ohne Charon verfolgen? Er darf es nicht. Er würde Alles verderben. Gedulde sich mein junger Freund. Ich liebe Frühlingsthau. Alle angesiedelten

Stämme lieben sie. Jeder bietet gern die Hand, sie zu befreien, sie mit ihrem Zauber zurückzurufen. Keiner thut gern einen Schritt im Nebel. Jeder will um sich sehen, sonst ist alle Mühe vergebens."

Obwohl Milford seiner Erregung kaum Herr zu werden vermochte, es ihm gewissermaßen als ein Verbrechen an Molly erschien, Tag auf Tag müßig zu liegen, während sie selbst Beschwerden und Entbehrungen, vor Allem aber den Einflüssen einer von zügellosem Irrwahn befangenen Rotte wilder Steppenräuber preisgegeben war, mußte er doch die Rathschläge des erfahrenen alten Kreek anerkennen. Und woher hätten sonst die Mittel zu einer ernsten Verfolgung genommen werden sollen, wenn nicht von den Menschen, für die sich an Molly noch ein besonderer Werth knüpfte. Aber endlos erschienen ihm die Tage bis zu dem Zeitpunkt, in welchem man über ein bestimmtes Verfahren schlüssig wurde. Im Uebrigen wirkte das zuversichtliche Wesen Fakit's beruhigend auf ihn ein, daß er sich ihm bereitwillig anschloß, als er ihn aufforderte, bei den fortgesetzten Nachforschungen ihm zur Seite zu bleiben.

Der halbe Vormittag war bereits verstrichen, als Milford, nachdem er sein Pferd auf Charon's eingefriedigter Weide untergebracht hatte, in Fakit's Begleitung den Prahm bestieg und nach dem jenseitigen Ufer übersetzte. Mit tiefer Erbitterung vernahmen die Grenzer die Kunde von dem nächtlichen Ueberfall. Es peinigte sie der Gedanke, daß das Unglück hätte abgewendet werden können, wenn sie um einige Stunden früher eintrafen. Doch was

ihre Pferde nur irgend zu leisten vermochten, das war von ihnen gefordert worden; nicht eine Minute hatten sie verloren, für welche sie jetzt ein Vorwurf traf. Ueber ihre ferneren Entschlüsse sollten genauere Nachforschungen entscheiden. Dieselben ergaben, daß sechs Pferde von einem einzelnen Reiter in der Richtung nach Fort Smith davongeführt worden waren, und dieser kein Anderer als Adams gewesen sein konnte. Das Kreuzen des Kanadian wurde dadurch für die Grenzer überflüssig. Bis gegen Abend gönnten sie ihren Pferden noch Ruhe, bevor sie sich zum Aufbruch rüsteten. Es geschah mit finsterer Umsicht und Entschlossenheit. Ihre Absicht, das Aeußerste aufzubieten, um des verwegenen Räubers habhaft zu werden, der augenscheinlich mit den Komanches im Einverständniß handelte, hatte durch die bei der Fähre stattgefundenen Ereignisse nur befestigt werden können.

Sie schieden, als die Sonne sich dem Untergange zuneigte. —

Milford begleitete Fakit, um bei ihm Charon's Heimkehr zu erwarten. Erst folgenden Morgens, als sie dem Bären Futter und Wasser zutrugen, gelang es ihnen, das Opfer seiner Wuth zu entfernen. Noch immer feindselig erregt und besänftigendem Schmeicheln unzugänglich, waren doch keine Angriffe mehr von ihm zu befürchten. Vor der Hütte nahm er seinen Posten ein, die Zeit theilend zwischen Saugen an den Krallen der Vordertatzen und unruhigem Auf- und Abschreiten.

Selbigen Morgens verließen Fakit's ältester Sohn und ein junger Delaware die Ansiedelungen. Sie waren zu

einer längeren Wanderung gerüstet. Als Aufgabe hatte Fakit ihnen zuerkannt, den Spuren der Steppräuber so weit nachzufolgen, wie es geschehen konnte, ohne selbst entdeckt zu werden, und sich über die von ihnen innegehaltene Richtung zu vergewissern.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Unerwartetes Zusammentreffen.

Fort Smith liegt hart an der westlichen Grenze des Staates Arkansas und an dem Strome gleichen Namens. Heute eine ansehnliche Stadt, zählte die junge Kolonie damals nicht mehr Häuser, als erforderlich, drei oder vier Straßen von mäßiger Länge zu bilden. Die erste Veranlassung zu deren Gründung und Wachsthum hatte eine Militairstation gegeben, auf welcher die Zahlungen für abgetretene Ländereien in bestimmten Raten an die in weiterem Umkreise lebenden Eingeborenen geleistet wurden.

Wo Geld in großen Summen flüssig gemacht wird, da ziehen sich Krämer, Schankwirthe und Spekulanten, ähnlich den Geiern um ein verendetes Stück Vieh, in Fülle zusammen, und ein aus der Art geschlagener Landsmann des Uncle Sam*) müßte es sein, der nicht verstände, auf dem Geschäftswege und unter schlauer Ausnutzung des indianischen Charakters dem an die Eingeborenen gezahlten Gelde den Uebergang in seine eigene Tasche zu erleichtern.

---

*) Onkel Samuel, scherzhafte Deutung des U. S. (United States).

In Fort Smith hatte also auch Charon die Zinsen für ein dort ausstehendes Kapital zu erheben, wobei er, um Schwierigkeiten, wohl gar Verlusten vorzubeugen, die größte Pünktlichkeit walten lassen mußte. Er möchte sonst schwerlich den ersten Tag nach dem Vollmonde gewählt haben; und was er nur irgend zu ersparen vermochte, betrachtete er doch als Molly's Eigenthum, als Mittel zur Sicherstellung ihrer Zukunft.

Seine Geschäfte hatte er beendigt. Der Abend war nicht mehr fern, und so gedachte er folgenden Morgens in der Frühe die Heimreise anzutreten. In Gedanken versunken wandelte er zum Strome hinunter, wo ein kleiner Dampfer, welcher Vorräthe für das Fort und die Handelsleute gebracht hatte, zur Fahrt stromabwärts eben aufgebrochen war. Noch bevor er das Ufer erreichte, sah er ihn in der Ferne um eine dichtbewaldete Landspitze herumbiegen. Sinnend betrachtete er das sich weithin ausdehnende Kielwasser, sinnend den schwarzen Rauchstreifen, der bis beinah zu ihm hin in der stillen sonnigen Atmosphäre lagerte und sich nur mit Widerstreben aufzulösen schien.

In der Richtung, in welcher der Dampfer seinen Weg verfolgte, fern, fern im Osten, lag seine eigene Heimath. Mit allen Fasern des Herzens zog es ihn hinüber, und doch durfte er seinem Sehnen nicht nachgeben. Seit sechzehn Jahren fort von den Stätten seiner Jugend, seit ebenso lange ohne Nachricht von dorther, seit ebenso lange um ein erträgliches Dasein kämpfend, hatten die Bande nicht gelockert werden können, welche ihn an die heimath-

liche Scholle fesselten. Wer sagte ihm, ob noch Jemand lebte, der für ihn und sein trauriges Loos freundliche Theilnahme bewahrte, Jemand, an dem er hing mit ganzer Seele, und den wiederzusehen ihm mit Schicksalsstrenge verboten. Ernster, schwermüthiger wurde der Ausdruck seines verwitterten harten Antlitzes. Es prägte sich in demselben aus, daß, wenn es keine Lebende mehr gab, auf die er so gern, so unendlich gern, wenn auch nur einen verstohlenen Blick geworfen hätte, doch Gräber waren, die er wehmuthsvoll hätte begrüßen mögen, um sich dann ebenfalls hinzulegen und zu sterben. Vor seinem Geiste erstand Molly's liebliches Bild. Und dennoch mußte er sich dem Leben erhalten, folgten seine Gedanken auf einander, mußte er leben für sie, in der er Ersatz gefunden für das, was er einst hinter sich zurückgelassen hatte auf Nimmerwiedersehen; für sie, den einzigen Lichtpunkt seines stillen Daseins, auf die er alle Liebe übertrug, deren sein vor der Zeit alterndes Herz noch fähig; für sie, die mit ihrem unheimlichen Leiden eines treuen, nimmer rastenden Schutzes mehr bedürftig, als irgend ein anderer Mensch der Welt.

Er hatte das Ufer des Stromes erreicht. Auf dessen äußerstem Rande stehend, richtete er die Blicke träumerisch vor sich auf die gelben, lebhaft wirbelnden Fluthen. Die Hitze des Tages war in eine erträgliche Temperatur übergegangen, aber noch immer lastete es, Athem und Bewegungen erschwerend, in der Luft. Wie mußte es kühl in dem regsamen Wasser sein. Murmelnd brach es sich an dem durch Pfahlwerk geschützten Ufer, als hätte es ihm von

den Geschöpfen erzählen wollen, die in seiner Tiefe wohnten, nichts Anderes kannten, als die Gegenwart sorglos zu genießen. Und dennoch — er wurde eines angelnden Knaben ansichtig — auch ihnen stellte man hinterlistig nach, um sie in martervoller Weise dem heimischen Element zu entreißen, ihnen einen bitteren Tod zu bereiten.

Er gedachte des Mannes, der ihn, auf Grund ihm in die Hand gespielter verhängnißvoller Fäden, auf Schritt und Tritt verfolgte, ob er ihn sah oder nicht; der ihn sogar in seinen Träumen beängstigte, mit lachendem Antlitz ihm nicht minder bedrohlich erschien, als wenn er die tückischen Augen lauernd auf ihn richtete. Warum mußte ein unversöhnliches Geschick gerade ihn in seinen Weg führen, ihn, den er infolge einer unheilvollen Verkettung von Umständen mehr fürchtete, als den Tod.

Schwere Schritte störten ihn in seinem herben Grübeln. Als er sich nach denselben umschaute, stand Adams vor ihm, mit einer gewissen spöttischen Höflichkeit ihn begrüßend.

„Ich komme Ihnen ungelegen?“ fuhr er fort, als er gewahrte, daß Charon's Züge sich verfinsterten und er in der ersten feindseligen Regung keine Worte zu finden wußte, „und doch verrieth ich Ihnen, daß ich mich ebenfalls nach hier auf den Weg machen würde. Verzögerten Sie Ihren Aufbruch um einige Stunden, so wären wir dennoch Einer in des Andern Gesellschaft gereist, und länger dauerte es nicht, bis ich meine Gäule — Staatsmähren obenein — in Empfang genommen hatte und

auf hier hielt. Wäre gestern Abend schon da gewesen, allein sechs Gäule beisammen zu halten — verdammt, das ist 'ne Aufgabe für 'nen einzelnen Mann, und das Gewitter machte mir keine kleine Schererei. Treibt man aber Gäule auf den Markt, so hat man Ursache, ihre Kräfte zu schonen."

Beim ersten Blick auf das tief geröthete Gesicht des Strolchs entdeckte Charon, daß er dem Branntwein über das Maß zugesprochen hatte. In solcher Verfassung aber mehr von ihm fürchtend, als wenn er Herr seiner Ueberlegung, erwiederte er, um überhaupt nicht zu schweigen, eintönig: „Heute erst erreichten Sie Fort Smith?"

„Heute Vormittags," hieß es widerwärtig vertraulich zurück. „Mit kurzen Unterbrechungen bin ich die beiden Nächte geritten; freilich nicht im Galop, sondern Schritt für Schritt, wie mit 'ner Fuhre Sand hinter mir."

„In der Ausspannung kehrten Sie nicht an, oder ich hätte Sie sehen müssen."

„Zum Henker! Sollte ich da Stallgeld und Futterkosten bezahlen?" versetzte Adams höhnisch und er schwankte von dem einen Fuß auf den andern, „bei Gott, Gevatter Charon, Sie halten mich für einfältiger, als ich's verdiene. Nein, nicht in der Stadt kehrte ich an, sondern zehn Minuten Wegs da hinter dem Fort. Da liegt 'ne Choctaw-Farm nicht weit vom Wege mit 'nem eingefriedigten Weideplatz. Auf den that ich mein Viehzeug. Da mag's sich an gutem Grase heranfüttern nach Herzenslust. Verlangt der braune Kerl 'ne kleine Entschädigung, so bin ich der Mann, sie ihm zu zahlen."

„Sie bleiben nicht hier?“ fragte Charon in dem dumpfen Bestreben, auf gütlichem Wege sich des elenden Schurken zu entledigen.

„Bis morgen, wenn Sie's doch wissen wollen. Dann ziehe ich einige Tagereisen östlich, je nachdem ich Liebhaber für mein Viehzeug finde — aber sorgen Sie nicht, daß ich ganz fortbleibe,“ fügte er spöttisch herablassend hinzu, „dazu hat's mir bei dem Spitzbuben-Kreek zu gut gefallen. In vier, fünf Tagen, höchstens in einer Woche bin ich wieder bei Ihnen; da wollen wir bessere Nachbarschaft halten, als bisher,“ und er stieß ein branntweinduftendes Lachen aus, vor welchem Charon förmlich zurückschreckte.

„Ich hoffe ebenso wenig auf Ihr Bleiben, wie mir an Ihrem Gehen gelegen ist,“ erwiederte er kalt, jedoch vorsichtig den Zustand des Strolchs erwägend, „weilen Sie in der Nachbarschaft, so beziehen Sie nach wie vor Ihre Unterstützung, weil ich gewohnt bin, jedes einmal ertheilte Versprechen zu halten. Im Uebrigen glaubte ich, daß Sie, nachdem Sie augenscheinlich in eine günstigere Lage geriethen, aus eigenem Antriebe von ferneren Forderungen abstehen würden.“

„Sie meinen, weil ich die paar Dollars an meinen Gäulen verdiene?“ fragte Adams boshaft freundlich. „Halloh, Mann, so schnell geht das nicht. Hab' mich in diesem Leben zu lange geschunden um nichts, als daß ich nicht 'ne Kleinigkeit rechnen gelernt haben sollte. Nein, Gevatter Charon, unsere Vereinbarung muß bestehen bleiben, wenigstens so lange, bis mir 'ne bessere Gelegen-

heit geboten wird. Ein Esel wär' ich, wollt' ich in meinem Alter auf die eigenen Kräfte mich mehr verlassen, als auf den guten Willen Anderer. Verdammt, das Stehen wird mir sauer — hab' nämlich 'nen herzhaften Trunk gethan, und der ist mir etwas auf die Beine geschlagen. Setzen wir uns — da — hier ist 'ne feine Gelegenheit," und in eine Regenfurche tretend, ließ er sich schwerfällig auf dem einen Uferrande nieder, „hier sitzt es sich, wie auf 'nem Großvaterstuhl, und Platz für 'n Dutzend von Ihrer Sorte. Kommen Sie, Mann. Geniren Sie sich nicht. Vertreiben wir uns die Zeit mit gemüthlichen Reden."

In Charon's Antlitz loderte es drohend auf. Doch nur einige Sekunden behielt die Abscheu, welche der zudringliche Mensch ihm einflößte, die Oberhand. Dann wand er sich wieder ohnmächtig in den Fesseln, welche die Trunkenheit des Elenden ihm gewissermaßen anlegte. Seine ganze Kraft erforderte es, mit einem gewissen Gleichmuthe zu antworten: „Ich will nach dem Gasthause gehen. Lassen Sie sich dadurch indessen nicht stören. Ernste Dinge schweben ja nicht zwischen uns; was sonst noch etwa zu erledigen — nun, wir sehen uns ja wieder."

Er kehrte sich ab. Doch bevor er den ersten Schritt gethan hatte, schlug ein höllisches Gelächter an seine Ohren. Er blieb stehen, und als er Adams in's Gesicht sah, bebte er zurück vor dem Ausdruck der durch den Branntweingenuß zum Durchbruch gereizten Wuth und der wahrhaft teuflischen Bosheit, die aus seinen blutunterlaufenen Augen sprühte. Es lag zu Tage, daß er

jetzt kein Mittel mehr scheute, ihm sein Uebergewicht zu fühlen zu geben.

„Ich bin Ihnen nicht vornehm genug?“ fragte er zähneknirschend; „da möchte ich doch 'nen Anderen entscheiden lassen, wer mehr auf dem Gewissen trägt, der Herr Baron Hans v. Scherben, oder der Pferdeknecht und Ackerbauer Galle. Denn Beide machten mit der Strafanstalt Bekanntschaft, und Beide hielten es für gescheidter, durchzubrennen und hier als freie Männer zu leben. Hoho, Herr Baron, das zieht wohl?“ fügte er höhnisch grinsend hinzu, sobald er gewahrte, daß Charon tödtlich erbleichte, um's Gleichgewicht kämpfend schwankte und die Lippen wie in unsäglichem körperlichen Schmerz krampfhaft zusammenpreßte; „bemühen Sie sich nur hierher. Es ist wirklich rathsamer, wir verständigen uns als gute Freunde, anstatt mit unserem Gerede die Leute herbeizulocken. Dadurch würden wir gezwungen, zu beweisen, daß auch das Englisch uns von der Hand geht, wenn wir die alten Geschichten auskramen und dem Pack zum Besten geben. Also was soll der Unsinn mit dem Versteckenspielen länger hier in dem freien Lande, wo der Graf nicht 'nen Strohhalm mehr werth, als ein Eseltreiber? Vor den Menschen mag Alles beim Alten bleiben: Sie sind der Charon und ich bin der Adams. In gemüthlichem Beisammensein dagegen — verdammt, was wollen wir uns groß zieren, wenn wir unter uns sind?“

Obwohl seit der ersten Minute ihrer Begegnung zwischen den beiden Männern kein Geheimniß waltete, wirkte das Aussprechen der Namen nebst den boshaft erläutern-

den Worten doch so niederschmetternd auf Charon ein, daß er fast die Besinnung verlor. Wie nach einer Waffe suchend, um den Elenden auf ewig zum Schweigen zu bringen, sah er um sich. Mehrere Vorübergehende waren bereits aufmerksam auf sie geworden, und von dem unter dem Einfluß des Trunkes Stehenden das Aergste befürchtend, stieg er in die Rinne hinab, wo er sich in Schritteweite von dem unbarmherzigen Verfolger niederließ.

Dieser grinste befriedigt und hob alsbald an: „So, Herr Charon — Sie sehen, ich achte Ihre Schrullen, denn im Grunde kümmert sich hier der Henker darum, ob der Fährmann am Kanadian ein Baron oder ein abgedankter Kutscher — also, Gevatter Charon, wenn es noch 'mal was zu ordnen geben sollte, so einigen wir uns leichter im Guten, als wenn wir 'ne Faust in der Tasche machen. Verdammt! Der Zufall hat uns einmal zusammengeführt, und da ist's Jedermanns Sache, das Beste davon zu machen. Und ich sag's zum hundertsten Mal, ich bin zu alt, um noch viel an Spekulationen zu denken. Erscheint mein Verfahren Ihnen nicht ganz christlich — verdammt! ich bin selber zu lange mit Füßen getreten worden, um viel fragen zu brauchen, ob mein Thun Jemand gefällt."

Er säumte, sich offenbar weidend an dem finster vor sich nieder Starrenden, den er ohne große Mühe, fast nur durch Rohheit in sein willenloses Werkzeug verwandelt zu haben wähnte. Dann sprach er weiter, unstreitig offenherziger, als er es in nüchternem Zustande gethan hätte,

und zwar in der dumpfen Absicht, seine Gewalt über ihn zu befestigen:

„Sie betrachteten vorhin den Rauch von dem Dampfschiff; sah's aus der Ferne. Liefe das Ding nicht schneller als der graue Schwaden, so möchte es drei Wochen gebrauchen, um an den Mississippi zu kommen. So aber holt es Keiner ein, und hätte er die schnellste englische Rennmähre zwischen den Knieen, und das ist gut. Es nimmt nämlich einige Briefschaften von mir mit, und die haben einen weiten Weg vor sich. Mußte mich beeilen, sie fertig und an Bord zu schaffen. Einen Brief richtete ich an Blisterchen, Ihre alte Amme, die hoffentlich noch lebt — nämlich meine Schwiegermutter — und die soll mir Geld schicken, wenn ich's nicht selber holen soll. Hin kann ich ja jeden Tag ohne Umstände als freier amerikanischer Bürger, der sogar hier bei den Dragonern sich anwerben ließ. Einen zweiten Brief schrieb ich an Ihren Bruder, den Baron Joachim, der mir 'ne anständige Summe dafür zahlt, wenn ich das Geheimniß mit Ihnen für mich behalte, und Sie werden um solchen Preis das Ihrige gewiß gern zulegen. Denn schwerlich möchte ihm groß gefallen, läse er eines Tages in der Zeitung, daß der Junker Hans, anstatt in der Sträflingsjacke an der Kirchhofsmauer zu verwesen, munter und vergnügt hier als Fährmann lebt. Drittens ließ ich 'nen Doktor von mir hören, der bei Ihrer Beerdigung zugegen gewesen —"

„Jetzt halten Sie ein," unterbrach Charon ihn mit unheilverkündender Ruhe, und so durchdringend sah er in des

Strolchs Augen, daß dieser sich dadurch bis zu einem gewissen Grade ernüchtert fühlte, „was Sie auch sagen und denken mögen — auf nichts habe ich eine andere Antwort, als daß ich Ihnen rathe, die Reservationen nicht mehr zu betreten. Wollen Sie mich für Jemand ausgeben, der ich nicht bin, so kann ich Sie nicht hindern. Mag kommen, was da wolle: ich heiße Charon, bleibe Charon bis an mein Ende, und das mag sehr bald eintreten, wenn Sie mich zum Aeußersten treiben."

Verstört schaute Adams darein. Er mochte erwägen, was die Folgen für seine arglistigen Pläne, wenn er Charon wirklich zu einer Handlung der Verzweiflung trieb, und dazu gehörte nach seiner Ueberzeugung jetzt nur wenig. Seine nächste Empfindung war, mit seinen Offenbarungen über die Grenzen der Klugheit hinausgegangen zu sein. Er bereute die Worte, die nicht mehr zurückgerufen werden konnten und doch ein schweres Gewicht auf Charon's Entschließungen ausüben mußten. Wohl schwebte ihm vor, dieselben als scherzhafte Behauptungen hinzustellen; allein trotz seines Rausches leuchtete ihm ein, daß es vergebliche Mühe sein würde, deren Wirkung abschwächen zu wollen. Denn das, was ihm in seiner zügellosen Rohheit entschlüpfte, bezog sich auf Geheimnisse, die er selbst nur durch Einsicht der in der Fährhütte geraubten Papiere erfahren haben konnte. Ebenso war ihm klar, daß selbst dann, wenn keine Beweise gegen ihn vorlagen, Charon beim ersten Anblick des erbrochenen Tischkastens in ihm den Thäter errathen würde. Beruhigend wirkte freilich die Ueberzeugung, daß er nie als

öffentlicher Ankläger gegen Jemand auftreten würde, der in der genauen Kenntniß seiner Vergangenheit eine so furchtbare Waffe gegen ihn besaß. Trotzdem flößte er ihm plötzlich eine Furcht ein, daß er seine Blicke nicht zu ertragen vermochte.

Und so erklärte er nach kurzem Zögern in versöhnlichem Tone: „Der Satan über den Whisky! Der treibt Einem Dinge über die Zähne, von denen man im nüchternen Zustande nicht 'ne Silbe weiß."

„Betrunkene machen kein Hehl aus ihren wahren Gedanken," versetzte Charon in seiner Erbitterung mit eisiger Kälte.

„Das stimmt," entgegnete der Strolch begütigend, „aber Angetrunkene setzen der Wahrheit gern dieses und jenes zu; und das mit den Briefschaften war Unsinn. Hatte nur so meine Gedanken, was Ihr Bruder sagen würde, wenn ich eines Tages solchen Brief an ihn schriebe. Ich warf's so oberflächlich hin — ich gesteh's als ehrlicher Mann — um Sie in Ihrer Freundschaft für mich zu bestärken. Verdammt! Hab' sonst keinen rechten Geschmack an dem Branntwein. Packt mich aber einmal der Durst, dann weiß ich kein Maß zu halten."

Wie mit sich zu Rathe gehend, erhob er sich. Indem er auf Charon niederstierte, der ihn nicht mehr beachtete, prägte sich in seiner roth aufgedunsenen Physiognomie Besorgniß aus. Plötzlich aber, als sei ein ernster Entschluß in ihm zur Reife gelangt, begann er: „Ich merk' es, meine Gesellschaft ist Ihnen nicht recht angenehm, und zu verwundern gibt's da nichts. Folgte ich Ihrem guten

Rath, so ließe ich's Reden überhaupt zu Hause. Will daher lieber gehen. Treffen wir wieder zusammen, sollen Sie 'nen Anderen in mir finden."

Bei den letzten Worten trat er aus der Regenfurche. Mit unsicheren Bewegungen, wie er nach dem Ufer hinaufgestiegen war, schritt er auf die in einiger Entfernung vor ihm mündende Straße zu. Kein einziges Mal sah er zurück. Es rief fast den Eindruck hervor, als hätte er mit sich selbst gehadert, in seinen Mittheilungen nicht vorsichtiger gewesen zu sein.

Um so aufmerksamer blickte Charon ihm nach. Sein Antlitz trug das starre Gepräge der in ihm wogenden Empfindungen. Nach dem schweren Kampfe mit den sich wild aufbäumenden Leidenschaften hatte tiefe Erschöpfung sich seiner bemächtigt. Rathlosigkeit sprach aus seinen Zügen. Erst als Adams in die erste Schänke eintrat, an welcher sein Weg vorüberführte, belebten seine Züge sich wieder, aber in einer Weise, als hätte er den Tod willkommen geheißen.

„War die Strafe, die ich so lange erduldete, noch nicht hart genug?" lispelte er im Uebermaß des seine Seele zerreißenden Jammers, „war es nicht genug, daß ich Allem entsagte, was mir zum Trost hätte gereichen können, was meinem Herzen am nächsten stand, mir angehörte? Müssen auch noch Andere unglücklich durch mich werden?"

Traurig neigte er das Haupt. Vereinzelte Menschen kamen und gingen; er beobachtete es nicht. Wer ihn sah, hielt ihn für einen nach heißem Tagewerk Ermüde-

ten, der hier Rast suchte und die von dem Wasser ausströmende Kühle. —

Indem Adams die Schänke wieder verließ, lugte er argwöhnisch zu dem stillen Mann hinüber. Obwohl einer heillosen Gewalt über ihn sich bewußt, fühlte er sich doch plötzlich von heimlicher Scheu vor ihm befangen. Wie höllisches Feuer brannte in seinem verrohten Gemüth der letzte durchdringende Blick Charon's, dessen wahren Ausdruck eines zum Himmel schreienden Vorwurfs er nicht zu deuten verstand. Die Wirkung des auf's Neue genossenen Whisky erstickte sogleich wieder jene Regungen. Der Versuch, sich trotzig in die Brust zu werfen, wie Jemand, in dessen Tasche Dollars klirren, mißlang kläglich. Bald nach der einen, bald nach der anderen Seite schwankte er hinüber, in dem Trachten, den geraden Weg zu halten. Endlich bog er in die Straße ein, welche, von nur wenigen Häusern gebildet, parallel mit dem Fluß lief. An mehreren Schänken kam er noch vorüber; doch ob deren offene Thüren verführerisch winkten, er bezwang sich. Dem eigenen Willen nicht trauend, beschleunigte er seine unregelmäßigen Schritte.

Nachdem er an dem, die Baracken des Forts umschließenden Hofe vorbeigegangen war, lag die Grenze des Staates Arkansas hinter ihm; vor ihm dehnte sich dagegen das bewaldete Gebiet der Choctaws aus. Hier mäßigte er seine Eile wieder ein wenig. Auf der unwegsamen Landstraße träge einhertaumelnd, erreichte er nach zehn Minuten eine durch menschliche Kräfte vergrößerte Lichtung. Eine aus Pfahlwerk bestehende Einfriedigung schied

sie vom Wege. Hinter derselben weideten einige Rinder und fünfzehn, sechzehn Pferde. Verschmitzt grinsend betrachtete Adams die letzteren. Hier erkannte er ein Stück seines leicht erworbenen Eigenthums, dort eins, und wie seinen Gewinn berechnend, nickte er ihnen schweren Hauptes zu.

Am Ende der Einfriedigung, oder vielmehr wo sie im rechten Winkel von der unregelmäßigen Landstraße abbog, folgte er einem an dem Pfahlwerk hinlaufenden schmalen Wege. Nach Zurücklegung von etwa zweihundert Ellen traf er vor einem aus zwei Blockhütten bestehenden Heimwesen ein. Der Choctaw, welchem er sein Eigenthum anvertraut hatte, und ein sonnverbrannter älterer Farmer, in dessen Haltung sich ein langes Leben schwerer Arbeit ausprägte, lehnten sich mit beiden Armen oben auf die Einfriedigung. Sie schienen über die weidenden Thiere verhandelt zu haben; denn nachdem sie dem herbeistolpernden Strolch einen nachlässigen Blick zugeworfen hatten, welchen der Choctaw mit einer kurzen Bemerkung begleitete, kehrten Beide ihre Aufmerksamkeit wieder ausschließlich den Pferden zu.

Adams trat neben den Farmer hin. Um sich aufrecht zu erhalten, legte er ebenfalls die Arme auf den Zaun. Er kam früh genug, um zu hören, wie dieser zu dem Choctaw sagte: „Der Schimmel könnte mir gefallen. Der wäre der erste, um den ich mich auf 'nen Handel einlassen möchte."

„Und für mich wäre der Schimmel gerade der letzte, den ich d'rangeben möchte," warf Adams triumphirend

ein, „der ist nämlich ein Gaul, sag' ich Ihnen, Mann, den man seine zehn Stunden hinter einander reitet, und dann schlägt er vor Vergnügen noch hinten und vorne aus."

„Die beiden Braunen da neben ihm sind ebenfalls nicht schlecht," meinte der Farmer, und ein bezeichnendes Lächeln spielte auf den bärtigen Zügen, als er inne wurde, daß Adams bis zu einem gewissen Grade die Herrschaft über seinen Körper verloren hatte; „und dennoch, der Schimmel könnte mich dazu bewegen, etwas tiefer in die Tasche zu greifen, als es sonst meine Art. Woher stammt die Mähre?"

„Aus Neu-Mexiko," antwortete Adams sorglos, „heut' sieht ihr Niemand an, daß sie vor einigen Wochen erst ihre achthundert englische Meilen bei Grasfutter zurücklegte."

„Von Neu-Mexiko? Verdammt! Das ist ein langer Weg," meinte der Farmer, die Brauen nach der Stirn hinaufziehend, „freilich, man erkennt's, der Gaul ist unter den Händen eines erfahrenen Pferdezüchters groß geworden. Was verlangen Sie für den Burschen?"

„Ist Ihnen ernstlich d'rum zu thun, so geb' ich ihn für hundertundzwanzig Dollars, ungern, wie ich ihn verliere."

„Sie selber haben ihn billiger?" fragte der Farmer und blinzelte verschmitzt.

„Billiger?" fuhr Adams auf. „Verdammt! mehr zahlte ich dafür, und schlage ich die Bestie unter dem Werth los, so geschieht's, weil ich mich nur kurze Zeit in dieser Gegend aufhalte."

„Hundertundzwanzig Dollars," wiederholte der Farmer nachdenklich, und verstohlen senkte er einen Blick in des Choctaw's Augen, wozu dieser sein Haupt kaum merklich, jedoch bezeichnend neigte, „ein hoher Preis für Jemand, der 'ne Sache los sein will, aber noch höher für Jemand, dem an 'nem guten Einkauf gelegen."

„Nicht 'nen Cent billiger," betheuerte Adams, durch des Farmers Rede ermuthigt, „und dann halte ich d'rauf, daß mein Freund Choctaw hier außerdem seine zwei Dollars für die Grasnutzung erhält."

„Also nicht billiger?"

„Nur wenn sich Jemand fände, mir den ganzen Kram abzukaufen, ich meine, außer dem Schimmel die drei Braunen da, die beiden Füchse und den Schwarzen. Thu's auch mit sechs Gäulen im Ganzen, da behalte ich einen für mich zum Reiten."

„Wir befinden uns hier auf der Grenze," offenbarte der Farmer nunmehr seine Bedenken, „da ist's in der Ordnung, zu fragen, woher die anderen sechs Mähren stammen."

„Woher sollten sie stammen?" fragte Adams geringschätzig zurück; „vermuthlich ebenfalls aus Neu-Mexiko. Ich kaufte sie wenigstens von Leuten, die von dorther über die Ebenen kamen."

„Glaub's gern; ich meinte nur von wegen der Brandzeichen. Es wäre nämlich eine Hölle von Ueberraschung, käme Jemand und forderte die Gäule, die man hoch bezahlte, als sein Eigenthum zurück."

Adams stieß ein wieherndes Gelächter aus, packte mit

beiden Fäusten das oberste Zaunriegel, um sich auf den Füßen zu erhalten, und erwiederte spöttisch: „So ängstlich bin ich nicht gewesen. Haben Sie aber Bedenken, so rath' ich, die Hände davon zu lassen. Brauch' nur zwei Tage am Arkansas hinunter zu ziehen und ich verhandle mein Vieh spielend."

Nunmehr erklärte der Farmer bedächtig: „Ich will Ihnen etwas sagen, Mann. Was Die am Arkansas geben, zahle ich ebenfalls, und was ich nicht kaufe, übernimmt der Eine oder der Andere meiner Nachbarn. Wir kommen nämlich selber am Arkansas herauf und befinden uns auf 'ner Fahrt nach brauchbaren Ackermähren. Eine gute Büchsenschußweite von hier, da haben wir uns gelagert. Ist's Ihnen recht, so treiben wir mit einander die Thiere hinüber, und sind Sie mit den Preisen nicht allzu zähe, so einigen wir uns schneller, als Sie 'ne Pfeife leer rauchen."

„Alle sieben?" fragte Adams behaglich grinsend.

„Alle sieben," lautete die Antwort, „und ist Ihnen d'ran gelegen und Sie fordern nicht zu hoch, so nehme ich Sattel und Reitzeug obenein. Hab's mir schon angesehen."

Adams sann eine Weile nach. Anfänglich schien er, nach Roßkammweise, zu schwanken, dann aber entschied er zögernd: „Bei mir handelt es sich nur darum, wie ich ohne Sattel und Gaul zwei Tagesmärsche weit am Kanadian hinauf gelange, und da ist mir eingefallen, daß gerade ein guter Freund von mir in Fort Smith. Der reist morgen in der Frühe denselben Weg und ist sicher froh, mir 'nen

Platz auf seinem Wagen anbieten zu können. Da soll's mir denn nicht d'rauf ankommen, alle sieben Thiere sammt Sattel und jedem verdammten Riemen für baar Geld loszuschlagen."

„Gut," erklärte der Farmer, „so wollen wir keine Zeit verlieren. Die Sonne steht niedrig und bevor die ganz verschwindet, muß das Geschäft abgewickelt sein. Wir brechen nämlich ebenfalls vor Thau und Tage auf."

Mit Hilfe des Choctaw's wurden die Pferde nunmehr zusammengetrieben. Dem Schimmel legte man den Sattel auf, und ein wenig später, da folgten die drei Männer der kleinen Heerde auf der Landstraße in westlicher Richtung nach. Adams, ohnehin schon durch den in Fülle genossenen Branntwein angeregt, befand sich in der heitersten Laune. Mit manchem rohen Scherzwort, wie sie eben nur aus einem umnebelten Kopf hervorgehen konnten, begleitete er seine schwankenden Bewegungen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Ungefähr tausend Schritte hatten die drei Männer mit den Pferden zurückgelegt, als der Choctaw auf einen Wink des Farmers einen durchdringenden Ruf ausstieß, welcher dadurch, daß er zugleich mit dem Finger auf seinen Kehlkopf schlug, entfernt an das Lachen einer Ohreule erinnerte.

„Das gilt meinen Nachbarn," kehrte der Farmer sich Adams zu, der befremdet auffah und sichtbar nach Klar-

heit des Geistes rang, „wir haben bereits ein gutes Dutzend Pferde zusammengekauft und die müssen abwärts getrieben werden, damit sie mit den Ihrigen nicht zusammenlaufen. Sind wir erst Handels einig, hat's keine Noth mehr.“

Adams war beruhigt, und von dem Fahrwege abbiegend, gelangten sie nach kurzer Wanderung durch lichtes Gehölz auf eine Waldblöße, welche von den Farmern als Lager- und Weideplatz gewählt worden. Am Rande derselben brannte ein kleines Küchenfeuer. Um dasselbe herum saßen zwischen Sätteln, Decken und ledernen Quersäcken vier Männer, anscheinend in eine lebhafte Unterhaltung vertieft. Als die Pferde bei ihnen eintrafen, betrachteten sie dieselben flüchtig und weiter sprachen sie, als ob keine Störung stattgefunden hätte.

„Ich wäre gerne früher gekommen,“ bemerkte der alte Farmer, indem er mit Adams und dem Choctaw vor das Feuer hintrat, „aber der Eigenthümer der Thiere ließ mich über die Gebühr warten.“ Er säumte, bis Adams einen vertraulich lustigen Gruß an die Männer gerichtet hatte, worauf er fortfuhr: „Er will sie alle sieben verkaufen, und ich müßte mich täuschen, ließe er um den Preis nicht mit sich handeln. Große Fehler sind nicht an den Gäulen zu entdecken; aber meine zwei Augen sehen nicht so viel, wie Eure acht. Da möcht' ich rathen, daß auch Ihr sie ordentlich abschätzt, so lange der Tag noch leuchtet.“

Gemächlich, wie um den Verkäufer über ihre Bereitwilligkeit zu täuschen, erhoben sich die Männer und traten,

die Pferde mit den Blicken prüfend, zu beiden Seiten des Strolchs hin.

„Der Schimmel gefällt mir am besten,“ sprach der Farmer, in dessen Begleitung Adams gekommen war, „da denk' ich, es wird mir Keiner das Vorkaufsrecht abstreiten.“

„Ich will verdammt sein,“ rief ein Anderer mit erheucheltem Erstaunen aus, „wenn dieser selbige Schimmel nicht vor acht Wochen noch am Red-River in meiner Einfriedigung Maiskörner knackte.“

Wie von einer tödtlichen Waffe getroffen und plötzlich vollständig ernüchtert, fuhr Adams nach ihm herum. In demselben Augenblick fühlte er sich hinterrücks von sehnigen Armen umschlungen, und bevor er recht ahnte, was ihm drohte, oder nach seinen Pistolen zu greifen vermochte, lag er auf der Erde und war ein halbes Dutzend Hände eifrig damit beschäftigt, ihn in einer Weise zu fesseln und zusammenzuschnüren, daß es ihm unmöglich, auch nur ein Glied zu rühren. Zugleich waren vier andere Männer aus dem nahen Gebüsch getreten und beobachteten gleichmüthig, als hätte ein Hammel für die Schlachtbank hergerichtet werden sollen, den Elenden, der im Uebermaß des Entsetzens nur noch röchelndes Stöhnen hervorbrachte. Das ihn lähmende Grausen wurde dadurch erhöht, daß nicht nur die ihm fremden Männer in finsterem Schweigen verharrten, sondern auch der Choctaw nicht die leiseste Spur von Theilnahme für ihn verrieth.

„Leute,“ keuchte er endlich auf dem Gipfel namenloser Bestürzung, „was soll das heißen? Was wollt Ihr von mir?“

Da trat der alte Grenzer vor ihn hin. Eine Weile betrachtete er das in Todesangst gräßlich verzerrte Gesicht des Räubers mit Unheil verkündender Ruhe; dann hob er an: „Es soll heißen, daß wir vom Red=River her seit zwölf Tagen unterwegs sind, unsere Weiber und Kinder, Felder und Heerden schutzlos zurückgelassen haben, um des Schurken habhaft zu werden, der nun schon zum zweiten Male in unsere Ansiedelungen einbrach und die besten Pferde von unseren Weiden holte. Derselbe Schurke liegt jetzt hier; und an uns ist es, unsere Heimstätten ein für alle Male gegen fernere Räubereien zu sichern."

Bei dieser Ankündigung fühlte Adams das Blut in seinen Adern gerinnen. Es war ihm klar, daß er in der Gewalt der eisenharten Männer auf keine Barmherzigkeit zu hoffen habe.

„Es ist nicht wahr!" rief er aus, und er, der kurz zuvor erst einen Mitmenschen mit teuflischer Lust marterte, wand sich jetzt selbst in Höllenqualen, „nein, nicht ich stahl die Pferde, wenn sie überhaupt gestohlen wurden, sondern Leute, denen ich sie ehrlich abkaufte. Indianer waren es — Komanches —"

„Auch den Schimmel?" hieß es mit unerbittlicher Strenge. „Ich vermuthe, dafür hast Du keine Ausrede; denn ich kenne den Mann, in dessen offenes Haus Du einbrachst, dessen sauren Schweiß langer Jahre Du zu Dir stecktest und dessen Pferde Du, gemeinschaftlich mit zwei rothhäutigen Schurken, davongetrieben hast; wär's weiter nichts, so stände darauf allein schon der Strang."

„Um Gottes willen — Leute — Irrthum, Alles Irr=

thum und Mißverständnisse," hob Adams ächzend an, als ein jüngerer Mann vor ihn hintrat und ihm zurief:

„Beflecke Deine letzte Stunde nicht mit den verfluchtesten Lügen, die je von einem Verbrecher ersonnen wurden. Mir stahlst Du mein Geld, mir raubtest Du die Pferde, mein Haus verwandeltest Du in eine blutige Mordhöhle, indem Du einen Mann, der freilich nichts Besseres werth, darinnen über den Haufen stachst. Und meine Frau ist es, die heute noch daran siecht, daß sie keine drei Ellen weit von Dir Zeuge Deiner Missethaten sein mußte. Wenn Du also nicht willst, daß ich Dir Deinen verruchten Kopf zertrete, so rede zu den alten Lügen keine neuen."

„Es wird sich Alles aufklären — es muß sich aufklären, ich bin unschuldig," schrie der Räuber mit halb erstickter Stimme. „Wenn Ihr glaubt, daß ich Einen schädigte, so bringt mich nach dem Fort. Da gibt's Männer, die nicht Partei sind — ihrem Richterspruch will ich mich unterwerfen."

„Wir brauchen keinen anderen Richterspruch, als den unserigen," entschied der alte Farmer wieder finster; „wir befinden uns hier auf freiem Indianergebiet und handeln, wie es uns von rechtschaffenem Denken eingegeben wird. Sattelt die Pferde," kehrte er sich den Gefährten zu, „hier haben wir nichts mehr zu suchen."

Schweigend entfernten sich die Männer. Einen Blick des Grausens warf Adams auf den Choctaw, der ihn kaum beachtete.

„Mann," rief er ihm wie im Wahnwitz zu, „wenn Du auf ein seliges Ende für Dich und die Deinigen hoffst,

so eile nach dem Fort! Sage dem Kommandanten, was hier vorgeht — Mann — ich besitze noch Geld — Alles soll Dir gehören — beeile Dich!"

„Wer Pferde stiehlt, gehört an einen Baumast," antwortete der Choctaw gleichmüthig, und sorglos sah er über den Gefesselten hinweg.

Ausdruckslos, wie infolge eines Schlaganfalls, starrte Adams in's Leere. Dann stieß er ein wahrhaft thierisches Gebrüll aus. Zugleich zerrte er wild an seinen Banden. Der alte Farmer trat an den nächsten Baum und nahm eine der dort stehenden Büchsen. Kaltblütig spannte er den Hahn und ohne die Waffe zu erheben, richtete er deren Mündung auf den Kopf des Räubers. Dieser verstummte schaudernd, und mit einem Ausdruck, der nicht mißverstanden werden konnte, erklärte der Farmer: „Schurke, niederträchtiger, wir brauchen keinen Menschen zu fürchten. Versuchst Du aber nochmals, durch Dein Geheul Jemand herbeizurufen, so bist Du beim nächsten Athemzuge ein todter Mann. Anderenfalls sollst Du noch in dieser Nacht vor eine Anzahl ehrlicher eingeschworener Richter gestellt werden, und wie deren Wahrspruch lautet, so geschieht es. Weißt Du noch einen Zeugen, der für Deine Unschuld eintritt, so nenne ihn —"

„In der Stadt weilt er, hier in Fort Smith," fiel Adams mit neu erwachender Hoffnung ein, „Charon — der Fährmann am Kanadian — ein Freund von mir. Er wird für mich bürgen —"

„Unsinn," schnitt der Farmer ihm das Wort ab. „Der bürgt für Dich so wenig, wie ich selber, oder er beginge

eine Dummheit in gutem Glauben. Denn er weiß noch nicht, daß Du auch in sein Haus einbrachst, seinen Tisch gewaltsam öffnetest und sein Geld raubtest. Er weiß noch nicht, daß Deine braunen Genossen ihm das Kind entführten, ob todt oder lebendig, das mag Gott wissen, auf alle Fälle macht die Angst ein Ende mit dem Mädchen und Du bist auch sein Mörder. Nein, den Fährmann weise ich als Zeugen zurück, ihn und jeden Anderen, der noch ein Wort für Dich einlegen möchte."

„Erbarmen, habt Erbarmen um meines Alters willen," flehte der Räuber keuchend, als der Farmer ihm durch eine Handbewegung Schweigen gebot.

„Je weniger Du redest, um so besser für Dich," fügte er mit undurchdringlichem Ernst hinzu. „Was kommen soll, kommt. Keine Macht der Erde kann das Dir bestimmte Loos von Dir abwenden. Nicht zum Zeitvertreib haben wir uns auf so lange von Haus und Hof getrennt," und sich auf die Büchse lehnend, beobachtete er die Gefährten, welche die Pferde herbeitrieben, sattelten und bepackten und sich zum schleunigen Aufbruch rüsteten. Die gedämpften, verzweiflungsvollen Klagen des Räubers schien er nicht zu hören.

Nachdem alle Vorbereitungen beendigt waren, wurde Adams auf den Schimmel, welchen er so lange geritten hatte, festgeschnürt. Wie einen todten Gegenstand behandelte man ihn. Er selbst vermochte nur noch zu wimmern und zu weinen. Nach einem kurzen Abschiedsgruß an den Choctaw setzte die unheimliche Karawane sich in Bewegung. Die zurückerbeuteten Pferde wurden vorausgetrieben. Ihnen

folgte ein Reiter, den Schimmel mit dem Verbrecher am Zaume führend. Neben diesem ritt ein Farmer, die Büchse quer vor sich auf dem Sattel und deren Mündung auf den Gefangenen gerichtet.

Als der Zug in die Landstraße einbog, war die Sonne eben untergegangen. Die Dämmerung verdichtete sich zur sommerlichen Dunkelheit. Die Sterne funkelten. Deren Glanz mäßigte sich, als im Osten der halbe Mond langsam emporstieg. Es war eine kühle, thauige, eine erquickende Nacht. Eine Nacht, wie für glückliche, heitere Reisende geschaffen. Gemächlich schritten die Pferde einher. Schweigend hingen die Männer in den Sätteln. Die Qualen, welche der gefesselte Räuber während des Marsches erlitt, waren ärger, als zehnfacher Tod. — —

Eine böse Nacht hatte Charon in dem Gasthofe verlebt. Zu furchtbar hatte das Gespräch mit Adams, das grausame Beleben alter Zeiten ihn ergriffen. Wie Blei lag es auf seinen Lidern, und doch blieb ihm der Schlaf fern. Zagend gedachte er der Zukunft, die ihm wie mit einem schwarzen Bahrtuch verhangen erschien. Wo und wie sollten die Qualen endigen, welche der stets in seinen Spuren folgende arglistige Feind ihm bereitete? Was stand Denen bevor, deren Loos mehr oder minder mit dem seinigen verknüpft oder vielmehr bis zu einem gewissen Grade von demselben abhängig? Wohin er die Gedanken wenden mochte: überall begegneten sie endlosen Sorgen und vernichtenden Bildern. Sogar der stillen Heimstätte bei der Fähre gedachte er mit heimlichem Grauen. Ihm war, als hätte er die vertrauenden Blicke

seines lieblichen Schützlings nicht länger zu ertragen vermocht, als hätte er in denselben die herbsten Anklagen lesen müssen, die sich auf weit zurückliegende Ereignisse bezogen und dennoch in unverwelklicher Frische in seinem Gedächtniß fortlebten.

Zerschlagen an Geist und Körper erhob er sich folgenden Morgens. In sich gekehrt trat er die Heimreise an. Wie in einem Leichenzuge schritten die Pferde einher, indem sie an dem Fort vorbei ihren Weg westlich verfolgten. So ging es weiter Stunde auf Stunde durch den thauigen Morgen, abwechselnd im Schatten dicht verzweigter Haine und im goldenen Sonnenschein. Das Eine bemerkte er so wenig, wie das Andere. Ihn erquickte nicht die frische Atmosphäre, belästigte nicht die wachsende Hitze. Ihn erfreute nicht das Gejubel der befiederten Waldbewohner, nicht das liebliche Grün von Baum, Strauch und Rasen, welches bei jedem neuen Schritt in veränderter Form ihm heiter entgegenlächelte. Sterbensmüde saß er auf dem straff gefüllten Strohsack. Wie der Geist, schien auch die Kraft des zähen, eisenharten Körpers gebrochen zu sein. Sterbensmüde hielt er die schlaffen Zügel, unbenutzt lag die Peitsche neben ihm. Hätten die Pferde still gestanden, er würde es kaum bemerkt haben. Er war zu traurig, zu erbittert.

Bei einer kurzen Biegung des Weges, der aus dem Gehölz auf eine größere, mit wenigen alten Eichen und Hickorybäumen besetzte Lichtung führte, schnaubten die Pferde argwöhnisch. Charon sah auf. Er bemerkte einen Wolf, der scheu dem nächsten Dickicht zutrabte. Sein

zweiter Blick streifte eine leichte Rauchsäule, welche einer von glimmenden Holzresten umkränzten Aschenfläche entstieg. Ein großes Feuer mußte daselbst während der Nacht gebrannt haben. Zahlreiche Hufspuren führten nach demselben hin. Eine hundertjährige Eiche stand eine kurze Strecke abwärts. Sinnend betrachtete er den Baum, hinter dessen Stamm hervor, indem der Wagen seine Stellung zu ihm veränderte, ein formloser Gegenstand mehr und mehr in seinen Gesichtskreis trat.

Plötzlich hielt er mit heftigem Griff die Pferde an. Zugleich packte er, wie um sich dadurch aufrecht zu erhalten, mit der freien Faust den Rand des Wagenkastens. Die Farbe des Todes hatte sich über sein Antlitz ausgebreitet. Während er nach der gegen dreißig Schritte weit entfernten Eiche hinüberstierte, schienen seine Augen sich zu verglasen.

Und ein furchtbarer Anblick bot sich ihm in der That, ein Anblick, vor welchem auch ein verhärteteres Gemüth schaudernd zurückgebebt wäre.

Von einem der unteren Aeste des Baumes hing an einem Lasso eine menschliche Gestalt so tief nieder, daß kaum zwei Ellen Zwischenraum zwischen den Füßen und dem Erdboden blieb. Die Hände waren ihr auf dem Rücken zusammengeschnürt; das gräßlich entstellte Antlitz kehrte sie der Landstraße zu. Anfänglich beherrscht von verwirrendem Schrecken, sah Charon nur einen vierschrötigen Körper. Erst allmählig erkannte er an Haar, Bart und Bekleidung seinen unermüdlichen Peiniger. Die Wirkung davon war eine niederschmetternde. Er konnte nicht

fassen, daß Jemand, mit dem er vor Stunden noch, wenn auch widerwillig verkehrte, so jäh von einem rächenden Geschick ereilt worden. Da tauchte der Gedanke in ihm auf, daß vielleicht noch Leben in dem Elenden wohne, es noch nicht zu spät zur Rettung. Hastig stieg er vom Wagen, doch näher tretend überzeugte er sich leicht, daß der Tod längst sein Opfer gefordert habe. Sein Blick fiel auf ein Stück Papier, offenbar ein Blatt, welches einem Notizbuch entnommen und auf der Brust des Gehenkten augenfällig festgesteckt worden war.

„Ein Mörder, Einbrecher und Räuber erlitt hier nach eingehender Klarlegung seiner Missethaten die verdiente Strafe. Richter Lynch," lauteten die mittelst Bleistifts auf den Zettel geschriebenen Worte.

„Mörder und Räuber," wiederholte er finster. Er bedeckte die Augen mit der Hand. Seine Füße schienen mit dem Erdboden verwachsen zu sein, die Kraft, den gräßlichen Anblick zu fliehen, ihn verlassen zu haben. Vergessen war in diesen Minuten, daß der Mann, der hier in tiefer Einsamkeit gerichtet worden, sein Loos hundertfach verdient hatte; vergessen die Leiden, welche derselbe seit seinem Eintreffen auf der Fähre ihm bereitete, die unheimlichen Drohungen und Erpressungen, deren Opfer er so lange gewesen. Vergessen endlich, daß Jemand unwiderruflich aus seinem Wege geräumt worden, den er, ob wachend oder träumend, über Alles fürchtete; Jemand, in dessen Gewalt es lag, ein schreckliches Verhängniß auf arglose Menschen herab zu beschwören, einen vor einer Sterbenden abgelegten heiligen Eid hinfällig zu machen;

und wer konnte wissen, was nicht schon geschehen war. Ja, vergessen war Alles, was ihn bisher mit Angst und Sorgen des tückischen Verräthers gedenken ließ. Nur einen ihm bekannten Menschen sah er vor sich, der gewaltsam vom Leben zum Tode befördert worden, dessen Stimme, gleichviel ob in wilden Flüchen und trotzigen Verwünschungen oder in jammervollem Flehen, über die Lichtung und durch die Baumwipfel zitterte, und der nun dahing starr und todt, gestorben auf entsetzliche Art, preisgegeben dem Gethier des Waldes und gierigen Fluginsekten, die in Schaaren ihn umschwärmten.

Er streckte die Hand nach oben, um den Strick zu zerschneiden, und schaudernd zog er sie zurück. Er gewann es nicht über sich, den Leichnam zu berühren; und woher hätte er die Mittel nehmen sollen, eine Gruft zu schaufeln und dem elenden Räuber eine letzte Ruhestätte zu bereiten?

„Du hast Dir Dein Loos selber bereitet,“ sprach er unwillkürlich mit einem letzten düsteren Blick auf den Todten, „ich habe keinen Antheil daran. Dein Ende entspricht Deinem Leben.“

Er kehrte sich ab und schritt nach dem Wagen zurück. Sein verwittertes Antlitz hatte sich noch mehr verhärtet. Mit fester Hand ergriff er die Zügel und trieb er die Pferde an. Nach der Eiche hinüber zu schauen wagte er nicht mehr. Ihm war, als hätte der Todte ihn nach alter Weise höhnisch angrinsen, ihm noch eine seiner gewöhnlichen versteckten Drohungen nachsenden müssen. Doch je weiter er sich von der Stätte eines grauenhaften Gerichtsverfahrens entfernte, umsomehr trieb er die Pferde

an. In demselben Maße, in welchem er ruhiger über eine Handlung urtheilte, die nicht mehr ungeschehen gemacht werden konnte, sehnte er sich dringender nach seiner Hütte, nach dem Anblick befreundeter Menschen, nach dem kindlich frohen Gruß seines holden Schützlings. — —

Folgenden Tages zur späten Nachmittagsstunde traf Charon erst wieder in der Nachbarschaft der Fähre ein. Bevor die Hütte in seinen Gesichtskreis trat, wurde er Fakit's ansichtig, der neben dem Wege auf dem Rasen lag. Er hatte ihn offenbar erwartet, denn in Sprechweite von ihm gelangt, erhob er sich, und neben den Wagen hinschreitend, begrüßte er Charon in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise. Dieser hatte die Pferde angehalten und sah befremdet in das braune Antlitz. Eine Ahnung sagte ihm, daß am wenigsten eine freundliche Ursache ihm den Indianer entgegengeführt habe. Er kam ihm daher mit der Kunde zuvor, daß Adams die Reservationen nicht mehr betreten werde.

„Ich weiß es," antwortete Fakit gelassen, „die Männer, die ein Ende mit ihm machten, warten bei der Fähre auf meinen Freund. Sie wollen ihn begrüßen, ihm das Geld zurückgeben, welches der Schurke aus dem erbrochenen Tische nahm."

„Auch das noch," versetzte Charon finster, aber noch immer suchte er in den undurchdringlich ernsten Zügen seines Freundes, „nun, er hat zum letzten Mal die Hand nach fremdem Eigenthum ausgestreckt."

„Jagten wir den Schurken aus den Reservationen, als er zum ersten Mal den Kanadian kreuzte, war es

besser. Mein Freund duldete es nicht. Jetzt wird er es bereuen."

„Was ist's, Fakit?" fragte Charon herbe, „ich errathe es, ein neues Unglück hat mich betroffen. Sprechen Sie nicht länger in Räthseln. Ich bin ein Mann, ich kann Alles ertragen."

„Mein Freund ist ein Mann," bestätigte der Kreek, „ich bin ihm entgegen gegangen, um mit ihm zu reden. Es ist besser für ihn, er weiß Alles, wenn die Männer ihn begrüßen. Steige mein Freund vom Wagen. Hier auf dem Rasen ist Platz für uns Beide. Die Pferde stehen gut hier. Sie kommen früh genug auf die Weide."

Schweigend leistete Charon Folge. Welche Bilder auch immer ihm vorschweben mochten: kein Muskel seines Antlitzes regte sich. Nicht einmal Eile verrieth er, das zu erfahren, was Fakit zu den unheimlichen Andeutungen veranlaßte. Der verhängnißvollste Schlag konnte ihm nicht mehr überraschend kommen.

Gleich darauf lagen die beiden Freunde auf dem Rasen, Fakit in seiner eigenthümlichen kurz abgebrochenen, jedoch deutlichen Weise schildernd, Charon seinen Worten mit der Unbeweglichkeit eines niedergebrochenen Baumstammes lauschend. Nur einmal erbleichte er, während verhaltener Jammer Mitleid erregend aus seinen Augen lugte; es geschah, als Fakit auf Grund seiner scharfsinnig geführten Nachforschungen erklärte, daß Molly, um von der Sykomore hinunterzustürzen, dieselbe nur im Schlaf betreten haben könne. Dann aber erstarrten seine Züge förmlich. Keine Klage kam über seine Lippen, von keinem

Plan zur Befreiung des geraubten Mädchens sprach er. Nachdem Fakit aber geendigt hatte, preßte er dessen Hand, als hätte er sie aus dem Gelenk drehen wollen. Fakit erwiederte den Druck, und darin lag eine Verständigung, wie sie durch die heiligsten Betheuerungen nicht zuverlässiger herbeizuführen gewesen wäre. —

„Ich weiß Alles," sprach Charon zu Milford, als er etwas später in des Kreek's Begleitung nach dem Vorplatz der Fährhütte hinauffuhr und der junge Mann an den Wagen herantrat, „ich weiß Alles," und unter den tief gerunzelten Brauen hervor sandte er einen düsteren Blick zu den Grenzern hinüber, die sich unter den Bäumen häuslich eingerichtet hatten. „Freund Fakit setzte mich bereits von dem Geschehenen in Kenntniß. Ich will an nichts mehr erinnert werden, was ohnehin rege genug in mir lebt."

Ehrerbietig sah Milford zu dem Fährmann auf. Wie mußten die jüngsten Ereignisse sein Inneres zerreißen, daß nicht einmal ein Schatten seiner Empfindungen auf dem undurchdringlich harten Antlitz zum Durchbruch gelangte. Nur hagerer schien er noch geworden zu sein. Theilnahmlos blickten seine Augen, und doch glaubte Milford in ihnen etwas zu entdecken, was an eine gefährliche Entschlossenheit erinnerte. Eintöniger, kälter klang auch seine Stimme, als er mit dem jungen Manne und Fakit, die ihm beim Ausspannen hilfreiche Hand leisteten, ein aus oberflächlichen Bemerkungen bestehendes Gespräch eröffnete.

Während jene den Wagen nach dem kleinen Hofe

hinauffuhren, die Pferde ausspannten und nach der Weide hinausführten, hielt Charon in der Hütte flüchtige Umschau. Wieder in's Freie hinaustretend, betrachtete er den Bären eine Weile finster. Nachdem das Thier ihn, wie jeden anderen Fremden, flüchtig beschnuppert hatte, schritt es auf beschränktem Raume wieder unruhig hin und her.

„Tommy, wir haben viel verloren," redete er den Bären gedämpft an, der, abweichend von seinen früheren Gewohnheiten, ihm gar keine Aufmerksamkeit schenkte, „warst Du wachsamer, hätte das Unglück nie geschehen können. Was liegt an dem Schurken, der unter Deinen Zähnen verendete."

Jetzt erst schritt er zu den Grenzfarmern hinüber. Bisher hatte eine gewisse Scheu ihn von denselben ferngehalten. Als aber die verwitterten zähen Gestalten ihn umringten, ihn ehrerbietig begrüßten und unter Betheuerungen aufrichtiger Theilnahme ihm die Hände drückten, da sah er in den ihm treuherzig Entgegenkommenden nicht mehr die unbarmherzigen Vollstrecker eines furchtbaren Urtheils, sondern die von ehrenwerthen Gesinnungen durchdrungenen Richter, welche da, bis wohin die Strenge der Gesetze nicht reichte, aus eigener Machtvollkommenheit und ruhigen Gewissens denselben Geltung verschafften.

Mit Widerstreben, als wäre es mit Blut besudelt gewesen, nahm er von ihnen das Geld in Empfang, welches er als das seinige anerkennen mußte. Eine flüchtige Prüfung des Tisches hatte ihn belehrt, daß neben dem Gelde auch seine Briefschaften fehlten. Auf sein Befragen

erfuhr er, daß man nicht den kleinsten Zettel bei dem Räuber gefunden habe. Er entsann sich der bedrohlichen Worte, welche Adams in Fort Smith Angesichts der von dem Dampfer entsendeten Rauchwolken an ihn richtete, und sein Herz schnürte sich zusammen bei dem Gedanken an den folgenschweren Mißbrauch, der wahrscheinlich mit den entwendeten Papieren getrieben worden.

Nachdem Milford und Fakit sich ihm zugesellt hatten, verweilte er noch einige Zeit im Kreise der Farmer; dann nahmen die für die Nacht zu treffenden Vorkehrungen die Aufmerksamkeit jedes Einzelnen mehr oder minder in Anspruch.

Folgenden Morgens in der Frühe brachen die Farmer zur Heimreise auf. Ihr Abschied von Charon war ein herzlicher. Die Hoffnung, bald wieder bei Weib und Kind zu weilen, die um sie bangten und sorgten, erfrischte ihre Lebensgeister. Ihre Befriedigung wurde erhöht durch das Bewußtsein, die lange Irrfahrt nicht umsonst unternommen zu haben. Bildeten die zurückerbeuteten Thiere doch einen Hauptbestandtheil der Habe des Einen und des Anderen.

Milford schloß sich ihnen nicht an. Die ernstesten Gegenvorstellungen Charon's vermochten nicht, seinen Willen, nur dem eigenen Empfinden Rechnung zu tragen, zu erschüttern. Er blieb, um sich an den Versuchen zur Entdeckung Molly's und deren Befreiung mit ganzer Seele zu betheiligen. Aber einen Brief an Sparewood gab er den Grenzern mit, in welchem er den alten Gefährten für die Dauer seiner voraussichtlich längeren Abwesenheit mit der langsamen Weiterführung der Vermessungen beauftragte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Gypshöhle.

Das organische Leben auf der unabsehbaren Prairie ist gestorben. Was der Lenz verheißend hervorlockte, der Frühsommer lieblich entfaltete: es sank dahin unter dem vernichtenden Einfluß der von dem unabänderlich wolkenlosen Himmel niederbrennenden Sonne. So weit die Blicke reichen, dehnt es sich eintönig aus in der Farbe starrer Sandwüsten. Kein Baum, kein Strauch grüßt das Auge. Todesschweigen herrscht überall. Außer einigen hügelartigen Bodenanschwellungen, die in ihrer Verlängerung an breite Meereswogen erinnern, denen ein gebieterisches „Halt!" zugerufen worden, unterbricht nichts die beängstigende Einförmigkeit. Wo das nackte staubige Erdreich nicht zu Tage tritt, bedeckt nahrungsloser, zusammengeschrumpfter kurzer Rasen, versengter Wolle ähnlich, die einst lachend grüne Ebene. Kein sichtbares Thierleben auf dem Erdboden, keins in den Lüften. Sogar ältere Wildspuren wurden verwischt durch feindselige Dürre und Winde. Höchstens entdeckt man einen metallisch glänzenden Laufkäfer, der eiligst seinen ungebahnten Weg verfolgt, oder eine wunderlich gehörnte Eidechse, die ihre zierliche Drachengestalt dem heißen Sande behaglich anschmiegt. Ausgetrocknet sind Bäche und Quelladern; verdampft die letzte Feuchtigkeit in den muldenförmigen Einsenkungen, den natürlichen Cisternen verschollener atmosphärischer Niederschläge; als fest gebackene Wannen erscheinen die runden Vertiefungen, in welchen der wan-

dernde Bison seine Schlammbäder nahm. Nur in den Gypsregionen, die sich von Texas weit nach Norden erstrecken, bergen tiefe Pfuhle noch Wasser; aber es ist brackisch, nur genießbar, wenn die lechzende Zunge am Gaumen gleichsam festtrocknete. Ob hier der Arkansas, reich gespeist im fernen Westen, seine gelblichen Fluthen ungestüm wirbelnd östlich trägt, dort der Kanadian seinen geringeren Wasservorrath mehr durch eine mächtige Sandschicht hindurch, als über dieselbe hinweg befördert: es hat keinen Einfluß auf die weitere Umgebung. Das ist das Bild der Prairie zwischen dem Kanadian und dem Arkansas, wenn der Himmel sie über die sommerlichen Monate hinaus mit seinen befruchtenden Segnungen stiefmütterlich behandelt, sie vergessen hat.

Obwohl schon Mitte September, brannte die Sonne noch immer sengend auf die gelbgraue Ebene nieder. Was die Erde an nächtlicher Kühle einsaugte, sie gab es sehr bald wieder von sich. In geringer Höhe oberhalb derselben begegneten sich ungleich erwärmte Luftschichten, in ihrem Zusammenstoß das neckische Spiel der Fata Morgana erzeugend. Die geisterhaften Schlösser, Pyramiden und Obelisken, die verzerrten Spiegelbilder ferner, unterhalb der Linie des Horizontes befindlicher Unebenheiten, waren beim Höhersteigen der Sonne bereits zerronnen und an deren Stelle trügerische, scheinbar wellenschlagende Wasserspiegel getreten. Regungslos war die Atmosphäre, regungslos, wie seit Wochen und Monaten. Nur hin und wieder eilte es gespenstisch über den durstigen Erdboden hin, wenn Wirbelwinde Staub, Grasreste und

bis zur Gewichtlosigkeit ausgedörrte Stauden säulenartig in die Lüfte empordrehten, um nach kurzem Spiel Alles wieder aus einander zu streuen.

Einen gespenstischen Eindruck in dieser traurigen Einöde erzeugte es auch, als auf der Abflachung einer kaum zehn Fuß hohen, hügelartigen Bodenerhebung mit vorsichtiger, kaum wahrnehmbarer Bewegung ein schwarz behaarter Kopf sich aus dem steinigen Erdreich in's Freie schob. Kurze Zeit spähten zwei dunkle Augen nach allen Seiten über die weithin absehbare trostlose Ebene, dann folgten zwei breite, in verschlissenen grünen Kalikot gekleidete Schultern nach. Gleich darauf kauerte Fakit neben der engen Oeffnung, die zwischen scharfkantigem, massivem Gestein hindurch in den Hügel hinabführte. Es war dies eines jener merkwürdigen Gypsnester, wie solche sich nach Süden hin weit über den Kanadian hinaus, wenn auch nur vereinzelt, wiederholen. Durch unterirdische Gewalten einst emporgetrieben, haben sich auf solchen Stellen kleinere und größere leere Räume in der Gypsformation gebildet, welche beim Erhärten der weichen Masse sich noch erweiterten und Risse und Sprünge nach allen Richtungen entsendeten. Die wenigsten dieser Höhlen sind zugänglich; denn selbst da, wo sie durch breitere Risse mit der Außenwelt in Verbindung stehen, sind deren Wände so scharf gezahnt, daß sie eben nur den dort sehr zahlreichen Klapperschlangen und kleineren Nagethieren als Verkehrswege dienen. Die etwas umfangreichere Oeffnung dagegen, neben welcher Fakit sich niedergelassen hatte, verdankte ihr Entstehen augenscheinlich dem Umstande, daß aus der Deck-

lage ein Stück ausgebrochen war, wodurch ein verhältnißmäßig bequemer Weg in die enge Höhle hinab frei gelegt wurde. Da letztere wegen der giftigen Reptile und der Schärfe des Gesteins von den Eingeborenen gemieden wurde, hätten daher Leute, welche sich verborgen zu halten wünschten, keine geeignetere Zufluchtsstätte finden können.

„Es ist Alles sicher,“ sprach Fakit nach einer längeren Pause in die Höhle hinab. „Hier oben sitzen wir ebenso gut, wie da unten. Steine genug vorhanden; Steine nehmen den Eindruck der Füße nicht an.“

Er streckte die Hand aus, um ein Fernrohr in Empfang zu nehmen, und wie er selber kurz zuvor, arbeitete sich jetzt Charon in's Freie hinaus. Ihm auf dem Fuße folgte Milford. Sie wie Fakit trugen im Aeußeren die unverkennbaren Spuren einer langen, mühseligen Wanderung, auf welcher Pferde, abgesehen von dem überall herrschenden Futtermangel, ihnen ein Hinderniß gewesen wären. In ihrer Begleitung befanden sich Jung Biber, der Sohn des berühmten Delawaren-Führers Sikito-Maker, d. h. Schwarzer Biber, und Johnson, der Sohn Fakit's, zwei schlanke, gewandte Burschen, die von der Jagd und abenteuerlichen Streifereien mehr hielten, als von den Arbeiten auf den Aeckern ihrer Väter.

Zur Zeit schliefen sie unten in der Grotte. Wie vorhergehenden Tages waren sie auch heute erst beim Grauen des Morgens mit gefüllten Wasserbehältern zurückgekehrt, nachdem sie die Nacht zum ausgiebigen Kundschaften verwendet hatten. Nach dem gegen vier englische Meilen weit entfernten Arkansas waren sie hinüber gewandert,

in dessen tief gelegenem Thal eine Komanche-Abtheilung von dreißig und einigen Zelten ihr derzeitiges Heim aufgeschlagen hatte. Ihre Aufgabe wurde dadurch erschwert, daß der beinahe volle Mond auf das baumlose Thal niederleuchtete, sie also keinen anderen Schutz für ihre Bewegungen fanden, als den Schatten des mit Gestrüpp bewachsenen Abhanges, der von der Ebene zu dem Thal niederführte. Was indessen möglich gewesen, hatten sie geleistet. Sie hatten erspäht, daß die Komanche-Zelte in beinah genau nördlicher Richtung von der Gypshöhle aufgeschlagen worden waren, die aus mehreren hundert Pferden bestehende Heerde eine kurze Strecke stromaufwärts in einer Erweiterung des spärliche Nahrung bietenden Thales weidete, und endlich, daß Molly in der That bei den wilden Steppenreitern weilte und auf's Strengste von ihnen bewacht wurde. Doch nicht in der Mitte des Zeltdorfes hatte man sie untergebracht, wo ihre Zauberkraft durch Belästigungen von Weibern und Kindern hätte gestört werden können, sondern stromabwärts in der Entfernung von ungefähr vierhundert Ellen vom Lager, wo das Thal sich zu einem schmalen Streifen verengte, war ein besonderes Zelt für sie errichtet worden. Bei ihr, sowohl als Wache, wie zur Pflege und Bedienung, befand sich ein Komanchemädchen. Außerdem hatte man ihr zur größeren Sicherheit einen als umsichtig bekannten Krieger beigegeben, der indessen ihr Zelt nicht betreten durfte. Dieser verbrachte die Nächte vor dem Eingang, wodurch es den beiden Kundschaftern unmöglich gemacht wurde, einen Anblick Molly's zu gewinnen.

Wie die Befreiung Molly's unter so schwierigen Verhältnissen in's Werk zu setzen sei, war den fünf Gefährten noch unklar. Sie wußten nur, daß in den nächsten Nächten etwas geschehen mußte, wenn das Ausgehen der Lebensmittel, die ausschließlich aus einem Säckchen fein geriebenen Maismehls, untermischt mit Zucker und Fleischpulver für Jeden bestanden, sie nicht zur Umkehr zwingen sollte. Doch Charon und Milford hätten mit weniger Innigkeit an Molly hängen, Fakit und die beiden jungen Leute weniger von deren segensreichem Einfluß auf ihre Heerden und Felder überzeugt gewesen sein müssen, um nicht das Aeußerste zu ihrer Befreiung aufzubieten. Wohl schwebte namentlich den beiden jungen Leuten vor, die Schildwache vor dem Zelt geräuschlos zu beseitigen, allein davon einen nachtheiligen Eindruck auf seines Schützlings Gemüthsstimmung befürchtend, nannte Charon dies den letzten Ausweg, nachdem alle anderen Pläne sich als nicht durchführbar erwiesen haben sollten.

So lagen die Verhältnisse, als die drei Gefährten neben dem Eingange zur Gypshöhle bei einander saßen, die Blicke dahin gerichtet, wo das Thal des Arkansas sich nur als unbestimmter schmaler Streifen auszeichnete. Charon hatte sein Fernrohr zur Hand genommen und betrachtete mittelst desselben die vereinzelten schmalen Rauchsäulen, welche die Lage und Ausdehnung des Zeltdorfes bezeichneten.

„Besäßen die Komanches ebenfalls solch' Glas, so möchten wir sie bald hier bei uns sehen," bemerkte Fakit spöttisch.

Charon antwortete nicht, sondern das Fernrohr fester packend, spähte er mit verschärfter Aufmerksamkeit über den Arkansas hinweg nach der fernen Linie des Horizontes hinüber. Milford und Fakit erriethen, daß dort irgend eine Erscheinung ihn befremde, und überwachten ihn gespannt.

Endlich setzte er das Glas ab, und es Fakit reichend, bemerkte er wie von Zweifeln befangen: „Die in dem Zeltdorf mögen uns vorläufig nicht beunruhigen; allein da hinten, so weit, daß es für das schärfste nackte Auge nicht erkennbar, regt sich etwas. Ich halte es für Reiter, und zwar für einen sehr großen Trupp. Anders vermag ich die schwarze Linie nicht zu deuten. Lebende Wesen sind es auf alle Fälle. Ich entsinne mich genau, als ich vor einer Stunde Umschau hielt, nichts Derartiges entdeckt zu haben."

Fakit, vollständig vertraut mit dem Fernrohr, stellte es für sein Auge und spähte lange hinüber. Als er es wieder absetzte, offenbarte sich Mißmuth in seinen Zügen.

„Mein Freund Charon hat gut gesehen," sprach er ruhig, „lebende Wesen sind es, aber keine Reiter. Eine Büffelheerde wandert da drüben. Nimmt sie die Richtung auf hier und kreuzt sie den Arkansas, so sehen wir die Komanches bald genug hier."

„Büffel?" fragte Milford ungläubig, „was könnte die Thiere dazu veranlassen, ihren Weg über die versengte Steppe zu nehmen?"

„Die Pawnees mögen sie schon am Nebraska aus ihrer Richtung gedrängt haben," meinte Charon nachdenklich.

„Nicht die Pawnees," wendete Fakit mit einer Miene der Ueberlegenheit zuversichtlich ein. „Nein; Frühlingsthau weilt bei den Komanches; Frühlingsthau hat die Büffel angelockt. Sie werden ihren Weg an dem Zeltdorf vorbei nehmen."

Er spähte wieder durch das Fernrohr. Nach einer Pause sorgfältigen Beobachtens fuhr er fort: „Die Komanches sind rege geworden. Sie haben die Büffel entdeckt. Reiter auf Reiter kommen nach der Ebene herauf. Sie eilen stromaufwärts, um den Thieren nach dorthin den Weg zu verlegen. Auch stromabwärts reiten einige. Die Komanches sind schlaue Jäger. Sie verstehen es, den Bison zu jagen. Wir werden sie sehen, wenn unser Schatten nach der anderen Seite herumgeglitten ist. Ich steige hinunter. Schlafen will ich eine, zwei Stunden. Wer weiß, wie lange wir die Augen offen halten müssen. Müde Augen sehen nicht weit. Wollen meine Freunde länger hier sitzen, ist es gut. Ich rathe ihnen, ebenfalls Ruhe zu suchen," und mit den letzten Worten kehrte er sich der Höhlenöffnung zu, in welche er alsbald hinabtauchte.

Abwechselnd spähten Charon und Milford nunmehr nach der Richtung hinüber, in welcher die Komanches ihre Maßregeln zur Jagd trafen, dann wieder nach dem fernen Horizont hinüber, wo der schwarze Streifen, indem die Thiere dem Wasser zudrängten, schnell an Umfang gewann.

„Wie wird Alles enden?" eröffnete Charon finster ein neues Gespräch, nachdem sie Fakit's Mittheilungen bestätigt gefunden hatten. „Das arme Kind. Uns so nahe



und doch durch Hindernisse getrennt, die unbesiegbar erscheinen."

„Die ruhige Zuversicht unserer indianischen Freunde betrachte ich als die sicherste Bürgschaft für den Erfolg," versetzte Milford, obwohl auch ihn die ernstesten Zweifel bestürmten.

„Ich fühle mich ebenfalls dadurch ermuthigt," erklärte Charon, „und mit ganzer Seele klammere ich mich an die Hoffnung an, sie wiederzusehen. Wie aber werden wir die Aermste nach den auf sie herein gebrochenen verhängnißvollen Schlägen verändert finden!"

„Trotz ihres kindlich sorglosen Wesens übte sie auf mich stets den Eindruck einer starken Natur aus," erwiederte Milford ernst; „wieder bei ihren Freunden wird sie neu erblühen —"

„Nein, nein," fiel Charon ein, und tiefe Verbitterung offenbarte sich im Tone seiner Stimme, „ihre Entführung, ihr langer Aufenthalt bei den wilden Steppenräubern, der Mangel alles dessen, was bisher ihr anspruchsloses Dasein mit freundlichen Lichtern schmückte: Alles, Alles wird hinter ihr versinken, ihr nachträglich keinen Kummer mehr bereiten; dagegen über ihren unseligen Zustand aufgeklärt worden zu sein — wie sie das erträgt, mag Gott wissen. Und ich kenne sie so genau, entsinne mich so lebhaft, wie einst der bloße Gedanke an die Neigung zum Nachtwandeln sie mit Grausen erfüllte. Aerger als der Tod nannte sie es, dazu verurtheilt zu sein, nächtlicher Weile als Gespenst Wald und Moor zu durchstreifen, Mensch und Thier zu schrecken und daher als unheim-

liches Geschöpf gefürchtet und gemieden zu werden. Mir galt das als eine strenge Mahnung zu verdoppelter Vorsicht. Alles Mögliche bot ich auf, sie vor einer Aufklärung über sich selbst zu bewahren, und freundlich kamen die Nachbarn mir in meinem Bestreben entgegen; allein gegen Ereignisse, wie solche ihre Entführung begleiteten, konnte ich sie nicht schützen. Und so wird das Leben des armen theuren Kindes trotz seines seltenen Muthes fortan ein von Grauen durchwebtes sein. Am beklagenswerthesten aber ist, daß das Vertrauen zu ihren bewährtesten Freunden, von welchen sie so lange bedachtsam getäuscht worden, untergraben worden."

„Gibt es denn gar kein Mittel, sie zu heilen?" fragte Milford erschüttert.

„Keins," hieß es eintönig zurück. „Was nur immer in menschlichen Kräften lag, ich habe es aufgeboten und vergeblich. Um ihren Schlaf zu einem traumlosen zu machen, suchte ich durch beinah übertriebene Anstrengungen ihren Körper, durch unablässige Anspannung des Geistes auch diesen zu ermüden. Eine Milderung des räthselhaften Leidens machte sich bei solchem Verfahren zwar bemerkbar; allein sie ganz von ihrem bewußtlosen Umherschweifen zurückzuhalten, überstieg meine Kräfte. Und welche Mühe kostete es mich, welche Aufmerksamkeit, die Spuren dieser oder jener nächtlichen Wanderung von ihren Kleidern und Schuhen rechtzeitig zu entfernen. Bisher bot sie stets ein Bild jugendfrischer Kraft und Gesundheit: wird das so bleiben, nachdem ihr Gemüth plötzlich so schwer belastet worden? Das ist eine Frage, die mich

tief bekümmert, und mit der eint sich eine andere, nicht minder bedrückende. Ich beziehe mich auf die Zukunft. Denn bin ich selbst auch im Stande, durch endlose Wachsamkeit das Uebel auf das geringste Maß zu beschränken, wer wird meine Stelle einnehmen, ihr den treuen Schutz ersetzen, wenn ich nicht mehr bin? Ich frage, was wird dann ihr Loos sein?"

„Ueberall findet sie opferwillige Freunde —" hob Milford zaghaft an, und mit einem Ausdruck bitterer Entsagung fiel Charon ein:

„Freunde? Ja. Aber Freunde, welche ihr die ganze Ruhe opfern, nur ihr allein leben, geduldig — o, freudig endlose Besorgnisse und ängstliche Spannung über sich ergehen lassen — nein, um dazu sich zu verstehen, um sich mit voller Hingebung einer solchen Aufgabe zu weihen, muß man sie seit ihrer Kindheit um sich gesehen, frühzeitig gelernt haben, die Liebenswürdigkeit ihres Charakters in vollem Maße zu schätzen, muß man erfahren haben, daß gerade unablässiges Sorgen und Aengstigen dazu dient, ein geliebtes Wesen um so theurer zu machen. Bisher war sie nicht nur meine Augenweide, sondern auch die aller Menschen, welche ihr begegneten. Ihre Schönheit und ihre Anmuth, ihr Frohsinn und ihre Herzensgüte warben überall und nie vergebens um Liebe, wendeten ihr die Herzen sogar der braunen Eingeborenen zu. Schneller werden von jetzt ab die Jugendreize welken. An Stelle des holden kindlichen Vertrauens wird Scheu, sogar nimmer schlummernder Argwohn treten. In seiner Abgeschlossenheit wird das Gemüth verbittern, und dann

bleibt nichts, was wirkliche ehrliche Theilnahme erwecken könnte."

„Und doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen," versetzte Milford förmlich schüchtern, „daß der Zufall ihr Jemand zuführt, der als eine freundliche Aufgabe — o, als ein Glück betrachtet, über ihr Wohl und Wehe wachen zu dürfen, der ihr Vertrauen hinlänglich gewinnt, daß sie einwilligt, des Lebens Freud und Leid mit ihm zu theilen."

„Sie meinen, daß sie sich verheirathet," erwiederte Charon beinah rauh, „nun ja, ich gebe zu, daß ich zuweilen die Hoffnung hegte, ihre verhängnißvolle Gewohnheit würde an der Seite eines geliebten Mannes ihren Abschluß erreichen, sagte mir aber jedesmal, daß selbst bei der aufrichtigsten Zuneigung sich schwerlich Jemand finden würde, der bereit, den Kampf mit diesem unheimlichen Uebel aufzunehmen. Denn wer auch käme: es wäre meine Pflicht, ihn über Alles zu unterrichten, und das würde wirken, wie ein vernichtender Wetterschlag aus heiterem Himmel. Doch mag das ruhen. Die Wandlung, welche sich jetzt in ihr vollzieht, vielleicht schon vollzogen hat, schließt die Fähigkeit aus, eines Mannes Glück zu begründen. Wie ich, ist auch Molly zum Dulden und Leiden bestimmt, nur mit dem Unterschied, daß es mich verdient trifft, wogegen das, was ihr aufgebürdet worden, eine Ungerechtigkeit des Himmels."

Tief auf seufzte Milford. Ueberrascht sah Charon auf ihn hin. In seinen Augen flackerte es wie erwachendes banges Verständniß. Und abermals gelangte jener Aus-

druck herber Entsagung auf seinem harten Antlitz zum Durchbruch, indem er, seine Blicke gen Norden kehrend, anhob: „Was reden wir jetzt über solche Dinge, während die Aermste da drüben in der schrecklichen Gefangenschaft schmachtet? Wer sagt uns, was die nächsten Tage bringen? Wer, ob unsere Mühen von Erfolg gekrönt werden, ob der Eine oder der Andere von uns seine Opferwilligkeit nicht mit dem Leben bezahlt, oder Molly selber nicht unserem Gesichtskreise auf immer entrückt wird?" Er schüttelte sich, wie eine böse Vision von sich abwehrend, und mit stählern klingendem Organ fuhr er fort: „Die Thiere da drüben müssen arg vom Durst gepeinigt werden, daß sie eine so schnelle Gangart angenommen haben. Vermag man den schwarzen Streifen doch schon mit bloßen Augen zu unterscheiden. Fast erscheint es mir gefährlich, hier zu sitzen; diese Eingebornen sehen wie die Falken. Freilich, so weit können ihre Blicke unmöglich reichen. Folgen wir indessen dem Beispiel Fakit's, der nicht die kleinste Bewegung ohne bestimmten Zweck ausführt. Wer nur, gleich ihm, den Schlaf in der Gewalt hätte, wie manche peinliche Stunde vermöchte man dadurch aus seinem Leben zu streichen."

Er hatte sich erhoben und auf den Rand des Eingangs der Höhle sich niedersetzend, glitt er bis unter die Arme in dieselbe hinab. Indem er den letzten Halt aufgab, fiel er nach unten, wo er auf die Füße zu stehen kam. In derselben Weise folgte Milford ihm nach.

In dem etwa zwölf Fuß im Durchmesser haltenden abgeschlossenen Raum herrschte eine Art Zwielicht, indem

nicht nur durch den hochgelegenen Eingang, sondern auch durch mehrere Seitenspalten das Tageslicht zu ihnen hereindrang. Dadurch wurde ihnen zugleich Gelegenheit gegeben, nach verschiedenen Richtungen hin, wenn auch in beschränkten Grenzen, über die graue Ebene hinzuspähen. Die Klapperschlangen, deren man mehrere vorfand, waren beim ersten Eintritt getödtet und unter das verwesende Reisig verscharrt worden, welches von den dort hausenden Nagethieren seit unberechenbaren Zeiten zusammengetragen worden. Derselbe bildete zugleich den besten Schutz gegen das scharfe Gestein. Fakit hatte sich neben die beiden jungen Leute hingestreckt. Wie diese, schlief auch er fest. Charon und Milford lagen dagegen lange, bevor sie der einschläfernden Wirkung der gedämpften Beleuchtung und der nur von ruhigen Athemzügen unterbrochenen tiefen Stille ringsum nachgaben. —

Die Sonne hatte längst die Mittagslinie hinter sich gelegt; nach Osten herum geglitten waren die Schatten, als die drei Gefährten wieder auf der Abflachung des Hügels bei einander saßen und abwechselnd mit Hilfe des Fernrohrs die sich in der Ferne abspinnenden Ereignisse beobachteten. Bei ihnen befanden sich Jung Biber und Johnson. Eine Lust war es, die beiden schlank gewachsenen Gestalten zu betrachten, wie sie ihre geschmeidigen Glieder im warmen Sonnenschein dehnten und mit den dunklen Augen sorglos umherblickten, als hätten sie vor der heimathlichen Hütte nach erfolgreicher Jagd im Schatten Rast gehalten. Außer Schurz und Ledergamaschen trugen sie keine Bekleidung, durch welche sie in ihren

Bewegungen hätten gehindert werden können. Alles wurde ersetzt durch die wollene Decke, die zu jeder Zeit abgeworfen werden konnte.

Am Arkansas herrschte um diese Zeit Ruhe. Weder Mann noch Roß war zu entdecken. Nur die Büffel belebten charakteristisch die Fernsicht. Kurz bevor sie als geschlossene, langgestreckte Heersäule den Strom erreichten, stockten sie in ihren Bewegungen. Die Leitstiere waren offenbar des vor ihnen liegenden Komanchelagers ansichtig geworden. Indem die ihnen folgenden Thiere bis auf die letzten Nachzügler vorwärts drängten, dehnte die bewegliche schwarze Masse sich weithin nach beiden Seiten aus. Man war augenscheinlich unschlüssig, wohin man sich wenden sollte. Doch der marternde Durst und der Anblick des Wassers führten eine schnelle Entscheidung herbei. Eine Weile wogte und wand es sich durcheinander, und stromaufwärts setzte der Zug, der gegen vierzehnhundert Mitglieder zählen mochte, sich wieder in Bewegung. Es wurde unverkennbar die heftige Strömung berücksichtigt, welche dem nunmehr stillen Lager zuführte; denn über eine englische Meile wanderten die argwöhnischen Thiere, bevor die Leitstiere in das Thal hinabbogen. Mit wachsender Eile folgte die Heerde, keine zehn Minuten dauerte es, bis die letzten Nachzügler verschwanden, und öde und todt wie zuvor lag die Ebene vor den spähenden Augen wieder da.

Geraume Zeit verstrich, während die Thiere in dem Genuß des kühlen Wassers schwelgten, geraume Zeit, bevor die Führer ihre Riesenleiber den wirbelnden Fluthen

anvertrauten, um dem jenseitigen Ufer zuzustreben. In lichten Reihen, bald schwimmend, bald watend, schlossen die Gefährten sich ihnen an. Sicher lag es in ihrer Absicht, die Gelegenheit zu einem kärglichen Grasfutter im Thale des Arkansas sich nicht entgehen zu lassen; die Komanchejäger hatten indessen den Zeitpunkt, in welchem die Heerde sich weidend zerstreute, zu ihrem Angriff gewählt. Denn als endlich die ersten Büffel eine halbe Meile unterhalb der Stelle, auf welcher sie zum Strom hinabgewandert waren, wieder oben auf der Ebene erschienen, da geschah es nicht in gewohnter bedächtiger Weise, sondern in wildem Lauf und, ein Zeichen jähen Schreckens, mit emporgeworfenen Schweifbüscheln. In der nächsten Minute war der Rand der Ebene mit einer Staubwolke bedeckt, aus welcher nur die vorderste Reihe der Flüchtlinge schwarz und formlos hervortrat. Aber auch Reiter spie das Thal gleichsam aller Enden aus, und was dann folgte, das verschleierte der von Tausenden von Hufen in wildem Rennen aufgewirbelte Sand und Staub.

Nach einer Weile aufmerksamen Spähens setzte Fakit das Fernrohr ab, indem er gelassen bemerkte: „Sie nehmen die Richtung auf hier. Keine halbe Stunde dauert es, und wir betrachten die Thiere aus der Nähe. Es mag uns schaden, es mag uns Vortheil bringen. Ich denke, es bringt Vortheil. Frühlingsthau hat die Büffel angelockt. Sie weiß es selbst nicht. Aber ihr Zauber wirkt. Er soll die Komanches aus dem Lager treiben, und das mag uns dienen. Aber hinunter jetzt. Jeder Athemzug bringt die Komanches näher. Finden sie uns, so werden

wir ausgeräuchert, wie das Opossum aus einem hohlen Baumstamm."

Keiner antwortete. Wie Aale glitten die beiden jungen Männer über den Rand der Oeffnung in die Tiefe hinab. Ihnen folgten Charon und Milford. Nur Fakit weilte noch längere Zeit in der Oeffnung selbst, durch die aufgelehnten Arme sich in der Schwebe haltend. Erst als er ohne Hilfe des Fernrohrs die aus der Staubwolke hervortauchenden einzelnen Thiere zu unterscheiden vermochte, auf der von der flüchtigen Heerde durchmessenen Bahn dagegen mehrere Reiter, gesellte er sich den Freunden wieder zu. Er fand sie vor den verschiedenen Spalten vertheilt, gespannt darauf harrend, daß die wilde Jagd in ihren Gesichtskreis treten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwäbin aus Palästina.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

1. (Nachdruck verboten.)

In dem fruchtbaren Landstrich, den die Enz in ihrem unteren Lauf durch Württemberg durchfließt, befindet sich der Hof des Bauern Reinick. Er ist einer der wohlhabendsten unter den Landleuten dieser Gegend, und sein Hof in der besten Ordnung. Alle Gebäude auf demselben, das Wohnhaus, der Stall, die Scheuer, sind von Stein und mit Ziegeln gedeckt. Jedermann ringsum weiß, daß die Felder und Wiesen Reinick's immer wohl bestellt sind, und der Alte selber überall nach dem Rechten sieht.

So lange er den Hof besaß, und das war nun schon über dreißig Jahre her, hatte er darnach getrachtet, seine Güter ringsum zu vermehren und seinen Viehstand zu vergrößern. Einen letzten und sehnsüchtig lange erstrebten Triumph trug er in dieser Erwerbungspolitik vor ein paar Jahren davon, als er durch einen Handel mit dem benachbarten Bachbauer Tropp ein Waldstück zur Abrundung seiner Markung und den Bach damit zur Grenzscheide erhielt.

Das war geschehen, als er mit dem alten Tropp nach einem guten Verkauf des Erntesegens im Wirthshaus zu Großsachsenheim lustig ein paar Flaschen Besigheimer Rothen ausgestochen. Dabei hatte Reinick wieder einmal wegen der Waldecke, die dem Tropp gehörte, angebohrt, und während dieser sonst von dem Handel um Geld und gute Worte durchaus nichts wissen wollte, meinte er jetzt mit einem pfiffigen Lächeln in seinem bartlosen, runzeligen Gesicht:

„Gut, Christian! Sollst um den gebotenen Preis das schöne Waldstück bis zum Bach haben. Will's Dir doch endlich zu Gefallen thun. Nur mußt Du noch eine Bedingung eingehen, anders nicht."

Der kleine, untersetzte Reinick, mit einem scharf geschnittenen, ernsten Gesicht und von einem gewissen ehrwürdigem Ausdruck durch das silberweiße Haar, das ihm um die Schläfen hing, stutzte ob der letzten Worte seines Nachbars.

„Was willst' denn, Veit?" fragte er bedächtig.

„Nun, nichts Ungescheidtes, mein' ich, wär's, wenn Du einschlügst, daß mein Rickele und Dein Konrad einmal ein Paar würden."

„Meinst?"

Reinick wurde bei dieser Rückfrage noch bedächtiger, ehe er seine eigentliche Meinung über den unerwarteten Vorschlag abgab. Sein Sohn war zwanzig Jahre; das Rickele, des Bachbauern älteste Tochter, nicht jünger. Nach ein paar Jahren, wenn Konrad seine Soldatenzeit überstanden, würde er als Vater ihm den Hof übergeben und

sich in's Altgeding mit seiner Frau zurückziehen. Dann mußte natürlich eine junge Bäuerin auf den Hof. Und warum sollte dies das Rickele nicht sein? Just hübsch war sie nicht, aber auch nicht häßlich. Doch darauf kam es ja gar nicht an. Die Hauptsache war, daß sie als ein gut Bauernkind ein stattlich Heirathsgut mitbekam; denn der Bachbauer hatte wohl so viel Vermögen wie Reinick, nur mehr Kinder zu versorgen. Also grübelte der kleine, weißhaarige Alte und fand nichts Verdächtiges in dem Antrag. Und dann, die lang begehrte Waldecke kam bei dem Handel an das Gut, das dem Konrad einmal gehören sollte. Das entschied vollends.

„Topp!" sagte darum nach seinem Grübeln Christian Reinick. „Sei es so. Mein Konrad und Dein Rickele, wenn Du mir den Waldspitz bis zum Bach verkaufst, sollen versprochen sein."

„Und das soll wahr und ein Wort sein!" schlug der dürre, wettergebräunte Veit ein, worauf sie zur Bekräftigung ihres Vertrages noch eine Flasche mit einander tranken, ohne weiter darüber ein Wort zu verlieren. Was sie so ausgemacht miteinander, war ihnen, das wußten sie, so gut wie mit einem Eid erhärtet und noch giltiger, als wenn's schriftlich in aller Form abgeschlossen wäre.

Reinick erhielt nun zur schönen Abrundung seines Besitzes die Waldecke, und sein Sohn war fortan der erklärte Schatz von Rickele Tropp. Dagegen erhob sich weder hüben noch drüben auf den Höfen ein Widerspruch. Die beiden Versprochenen fanden ihre Bestimmung ganz des Landes und ihres Standes Brauch gemäß, und band sie

auch die Liebe nicht eben an einander, so hielten sie sich nach ihrer nur auf den praktischen Zweck der Ehe gerichteten Einsicht für ebenbürtig und passend dazu. Mehr als sonst kamen sie deshalb nicht zusammen; nicht anders als Sonntags in der Dorfkirche und bei den herkömmlichen Wirthshaus-Tanzvergnügen auf der Kirmeß und an einzelnen Festtagen, und da thaten sie traulich mitsammen, wie es ihnen in ihrem Verhältniß erlaubt war, und bewiesen auch genugsam, daß sie sich gar nicht ungern hatten und mit ganz zufriedenem Sinn die Zeit abwarteten, bis ihre Hochzeit stattfinden könne.

Der Konrad wurde dann, weil's halt doch sein mußte, Soldat und diente brav seine drei Jahre in Stuttgart ab. Als ein vierundzwanzigjähriger Bursche kehrte er heim, kräftig, mit einem frischen, braunen Gesicht, das die festen, kühnen Züge des Vaters trug, ein paar blitzende Augen darin und krauses, dunkelbraunes Haar um die Stirn. Er hatte in der Soldatenzucht an Haltung unbedingt gewonnen, und wie er sich jetzt so selbstbewußt und mit einer großen Sorgfalt auf seine halb bäuerische, halb städtische Kleidung trug, war er einer der schmuckesten Bursche der Gegend. Nun er zurückkam auf den väterlichen Hof, mußte sein jüngerer Bruder denselben verlassen, um ebenfalls Soldat zu werden. Mit ihm, dem Aeltesten, aber ging's an's Auseinandersetzen wegen der Uebernahme des Hofes. Er sollte denselben jetzt erhalten, nachdem er zuvor zur Leistung des Altgedings an die in ihr Häuschen sich zurückziehenden Eltern und zu einer Erbablösung an den Bruder sich verpflichtet. Die

Hochzeit mit dem Rickele sollte im kommenden Maimonat stattfinden und über den Winter bis dahin noch Alles auf dem Hofe beim Alten bleiben.

In diesen ruhigen und auch für die Zukunft so friedlich gesicherten Verhältnissen änderte sich jedoch etwas um die Osterzeit, als ein junges, kaum achtzehnjähriges Mädchen auf dem Reinickhof eintraf, das fortan als Mitglied der Familie dort leben sollte. Es war die verwaiste Schwestertochter Reinick's und kam unter Begleitung eines älteren Mannes, der dieselbe Reise gemacht hatte, geraden Weges aus dem fernen Türkenlande Palästina.

Fast zwanzig Jahre war es her, daß ihre Eltern ihre schwäbische Heimath mit jenem fernen Lande vertauscht hatten. Religiöse Schwärmerei trieb den Vater dazu an, und alle Vorstellungen, welche damals Reinick gegen diese Auswanderung seines Schwagers mit Frau und Kindern erhoben, hatten nichts genützt. Denn nach dem Glauben desselben war die Heimath Jesu dazu bestimmt, die rechten Christen zu versammeln, um das verheißene und nahe bevorstehende tausendjährige Reich der paradiesischen Glückseligkeit zu erwarten und in dasselbe aufgenommen zu werden. Seit der unruhigen Zeit von 1848 gab es schon begeisterte Anhänger dieses Glaubens zumal im Remsthal und in dem Ludwigsburger und Marbacher Neckarbezirk, und sie hatten sich dann zu einer Sekte vereinigt, welche den Namen Tempelgesellschaft annahm. In jener Einfalt und frommen Sitte, die den ersten Christengemeinden zur Apostelzeit eigen gewesen, wollten sie ihr Leben einrichten und sich dadurch von der Sündhaftigkeit

und niedrigen Selbstsucht der Welt absondern. Diese Gemeinschaft sollte den neuen Tempel bedeuten, den sie zu Ehren Christi errichteten und dessen Aufbau sie zum Zweck ihres Daseins nahmen. Aber nicht inmitten der verdorbenen und entarteten Welt, wie sie die Civilisation in Europa bewirkt, sollte dieser Tempel erstehen; sondern dort, wo Jesus einst gelebt und gelehrt, in Palästina, in Jerusalem und dem umliegenden Lande besonders, war das Eden der wiedergeborenen Christenheit.

Da nun die Auswanderung der Templer nach Palästina und die Niederlassung daselbst nicht ohne längere Vorbereitungen möglich war, errichtete eine Anzahl wohlhabenderer Männer der Sekte eine Familiengemeinschaft auf dem Kirschenhardthof bei Marbach am Neckar, wo sie nach ihren neuen Glaubenssätzen lebten und gleichsam eine Vorschule für die spätere Gemeinschaft im gelobten Lande hielten. Von diesem Hofe aus entsandte man Vertrauensmänner nach Palästina, um über die Verhältnisse daselbst sich zu unterrichten und nach ihrer Rückkehr Bericht abzustatten. Diese Berichte bestärkten in den Gläubigen nur den Vorsatz zur Auswanderung, und als nun gar der Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges im Jahre 1866 erfolgte, da hielt es einen Theil der Leute vom Kirschenhardthof nicht länger, und sie zogen, nachdem sie Hab und Gut zu Gelde gemacht, nach Palästina.

Ihnen folgten nach und nach in kleinen Abtheilungen noch ein paar hundert Glaubensgenossen mit ihren Familien und ließen sich theils in Jerusalem selbst, theils in Nazareth oder in Haifa, Beirut, Jaffa und nahe dabei

in der eigenen Kolonie Sarona nieder. Alle diese kleinen Gemeinden von Schwaben in Palästina vereinigten sich zu einem Bunde mit besonderer Verfassung und Verwaltungsordnung, während der Kirschenhardthof in Württemberg nach wie vor der Sammelplatz für neue Mitglieder der Sekte blieb, und als Mutterhaus für die Mission nach den Kolonien diente.

Zu den allerersten Auswanderern dieser Art gehörte der Mann der Lieblingsschwester Reinick's. Er war Weinbauer im Remsthal und betrieb zugleich eine Sägemühle. Von Beginn der religiösen Bewegung an, die zur Bildung der Tempelgesellschaft führte, war er einer ihrer begeistertsten Anhänger und opferte ihr daher freudig seinen ansehnlichen Landbesitz und sein Geschäft.

Die türkische Wirthschaft setzte anfangs den schwäbischen Ansiedlern in Palästina allerhand Schwierigkeiten entgegen. Das ungewohnte heiße Klima bereitete ihnen ebenfalls viele Qual. Die meisten der Ansiedler waren Bauern und fanden in Palästina die Verhältnisse ungünstig für landwirthschaftliche Betriebe. Nach und nach erst trotzte die deutsche Zähigkeit und Arbeitskraft sich Erfolge ab. Auch der Schwager Reinick's kam erst nach Jahren und herben Erfahrungen dazu, sich in Sarona durch Wiederaufnahme seiner Sägemüllerei eine sichere Existenz zu schaffen. Aber seine zwei kleinen Kinder starben bald nach seiner Niederlassung in Sarona, und er selbst kränkelte von Jahr zu Jahr mehr, ebenso seine Frau. Nur das in Sarona geborene Mädchen Marie gedieh und blühte mehr und mehr zu einer reizvollen Jungfrau heran.

Schlank und zart, besaß ihr Körper doch eine Kraft verrathende Gewandtheit, und je größer ihr Wuchs wurde, desto mehr verband sich mit der Zierlichkeit der Glieder eine energische Beweglichkeit. Ein starker Wille mochte ihr vom hartköpfigen Vater vererbt sein, der lebhafte Geist und die rege Einbildungskraft von der Mutter. Durch eigenen Scharfsinn hatte sie auch eine Bildung sich erworben, die man bei Ihresgleichen in der kleinen Kolonie Sarona nicht fand, und ebenso lag in ihrem äußeren Wesen und Benehmen gar nichts von einer Bauerndirne. Sie erschien in der sicheren Anmuth, wie wenn sie eine wohlerzogene Städterin Europa's und gewöhnt sei, sich in feiner Gesellschaft zu bewegen. Dabei Alles natürlich, zwanglos und ohne eitle Gesuchtheit, und ihr Gesicht, wenn nicht von regelmäßiger Schönheit, so doch fesselnd durch die gluthvollen großen Augen, durch ihre schmalen, bräunlichen Wangen, das frische Roth ihrer fein geschwungenen Lippen und die Fülle zart rothblonden Haares, welches in einfacher Kranzaufnestelung ihre gewölbte Stirn umgab. So prangte sie wie eine Blume, die schwäbischer Art entstammte und unter der Sonne des Orients eine edlere Form empfangen, schon mit sechzehn Jahren.

In diesem sechzehnten Lebensjahre verdunkelte sich aber der heitere Himmel, der bisher diesem holden Leben geschienen. Der Vater starb und die Mutter lag krank darnieder und fühlte sich dem Tode nah. Da kam nicht nur mit neuer Macht die alte Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande und ihrem da zurückgelassenen Bruder Christian über sie, sondern auch und noch viel quälender

die Sorge um die Zukunft ihrer einzigen Tochter. In ihrer Herzensnoth schrieb sie an ihren Bruder und flehte ihn an, falls sie in Sarona sterben sollte, sich ihrer verwaisten Tochter väterlich anzunehmen. In diesem Falle werde sie dieselbe verpflichten, unter dem Schutz eines der Männer, die von Zeit zu Zeit in Angelegenheiten der Tempelgesellschaft zwischen dem Kirschenhardthof und den schwäbischen Niederlassungen in Palästina verkehrten, sich nach Europa einzuschiffen und zu ihrem Onkel Reinick in Württemberg zu gehen. Ein ansehnlich Vermögen fiele ihr ja als Erbtheil zu und das möge der Hofbauer als ihr künftiger Vormund verwalten.

Allsogleich schrieb ihr dieser zurück, daß er hoch und theuer gelobe, die Marie bei sich wie ein eigen Kind aufzunehmen und den Wunsch der Schwester wie ein heiliges Vermächtniß zu erfüllen.

Bald darnach schloß die Bäuerin wirklich für immer ihre Augen. Ihre Tochter Marie berichtete darüber an den Onkel Hofbauer, und ihr schmerzerfüllter Brief meldete zugleich ihre Ankunft auf dem Reinickhof.

Jetzt war sie nun da und wahrlich, bei ihrem ersten Erscheinen gewann sie die Herzen Derer, die ihr auf der Welt die Nächsten waren, und in deren Kreis sich auch nach ihrem eigenen Willen ihre Zukunft gestalten sollte.

2.

Seitdem Marie auf den Hof gekommen, war mit Konrad eine Veränderung vorgegangen, die er nur mühsam zu verbergen vermochte. Das hübsche Bäschen hatte

es ihm mit ihren Augen, ihrer Gazellenhaftigkeit, ihrem munteren und dann wieder sinnenden Wesen so angethan, daß er sich wie behext vorkam. Anfänglich wollte er die Sache leicht nehmen und sagte sich etwas übermüthig, daß eine Liebelei mit dem Mädchen ja weiter nichts zu bedeuten habe und im Geheimen einem noch ledigen Burschen nicht verargt werden könne. Er machte den Aufmerksamen gegen sie, scherzte mit ihr, drückte ihr die Hand, wo es nur beim Gutenmorgen- und Gutenachtgruß anging; er lud sie ein, wenn die Frühlingssonne einen schönen Tag verhieß, mit ihm auf's Feld zu fahren und der Arbeit da zuzusehen, oder Abends, wenn er und sein Vater mit dem Gespann heimgekommen, durch die Wiese hinauf nach dem Wäldchen zu spazieren.

Das that denn sein Bäschen auch in aller Unbefangenheit. Sie war so freundlich zu ihm, wie es ihr nahes Verwandtschaftsverhältniß erlaubte, saß oft zutraulich oben am Bach an seiner Seite, während er sich mühte, mit ihr ein Gespräch nach seinem Herzen zu führen. Aber das gelang ihm gar nie. Was er ihr hätte sagen mögen, ging ihm nicht über die Lippen; wenn er sich mächtig versucht fühlte, ihren schlanken Hals oder ihre Wange in zärtlicher Neckerei zu berühren, so hielt eine geheimnißvolle Macht seine Hand zurück. Er wurde schweigsam, stand in tiefen Gedanken neben ihr und war froh, wenn sie in dem echt heimischen Schwäbisch zu ihm sprach und ihm von Palästina und dem Kolonistenleben in Sarona erzählte.

„Hm," drückte er aber doch einmal eine Frage, die er

längst auf dem Herzen hatte, demselben ab, „wärest Du denn gern da verblieben?"

„Warum nicht?" entgegnete sie treuherzig. „Bin ich doch da geboren, und wo Einem die Wiege stand, da ist's wohl allemal schön und man liebt den Ort."

„Nun bist Du aber hier?"

„Ja, bin's auch recht zufrieden, Konrad; denn ich habe doch hier eine Familie und drüben in der Kolonie hätte ich nur unter Fremden gelebt. Sind sie auch gut gegen mich in aller Weise immer und gar nach meines Vaters und der Mutter Tod gewesen, so sind's doch eben keine Verwandten."

„Und hast auch Keinen gehabt, der Dir sonst hätt' näher stehen wollen?" fragte er mit sichtlicher Beklommenheit. „So etwa einen Schatz, der Dich hätt' heirathen mögen."

„Geh' mir doch!" lachte sie heraus. „Was denkst' nur! So früh heirathet da überdem kein Mädel."

„Bist doch schon achtzehn Jahr, Marie."

„Erst werde ich's," lachte sie wieder zu ihm von ihrem grünen Sitz hinauf, und legte dann geschäftig die gepflückten Gänseblümchen und Anemonen in ihrer Hand zu einem Sträußchen zusammen.

„Und," fuhr er muthiger fort und betrachtete sie mit heißen Augen, „bist doch ein sauberes Madel, das schon eine Frau werden könnt'. Hast also noch niemals geliebt, Mariele?"

„Was Du da Alles fragst!" wandte sie sich heftig um.

„Bist mir böse darum?"

„Nein, aber so mußt Du nicht zu mir sprechen, Konrad," und sie sprang leicht vom Boden auf.

Er suchte wieder einen scherzhafteren Ton zu finden. „'s wird schon einmal Einer kommen, der Dir von der Liebe spricht, und dann wirst Du gern zuhören, Mariele. Ein altes Jüngferle magst Du doch nicht werden. Gelt?"

Er suchte ihre Hand. Geschickt aber entzog sie ihm dieselbe und hielt ihm das Sträußchen hin.

„Willst Du's haben, Konrad?" fragte sie schelmisch. „Ich schenk' es Dir."

„Dank schön!" rief er in heller Freude aus und nahm die Blumen.

„Bringe es Deiner Braut, wenn Du heut' hinüber gehst."

Er erröthete über diese Worte und schüttelte unwillig mit dem Kopf.

„Ich besuche sie heut' nicht mehr," entfiel es ernst seinen Lippen; „ich war schon die ganze Woche nicht drüben."

„Was wird denn aber Deine Braut dazu sagen?"

„Ei was! Braut hin, Braut her. Davon, Mariele, sprich mir nicht. Zwischen mir und dem Rickele drüben haben's die Alten ausgemacht und uns Beide nicht weiter gefragt. Es ist auch mein Herz gar nicht bei der Geschichte, und müssen wir uns eben heirathen, weil's so beschlossen ist und sein soll, nun, so ist es mir heut' nicht mehr so recht, wie es mir vorher gewesen. Heut' möchte ich mir eine ganz andere Bäuerin auf den Hof setzen, so eine, die ich an die hundert Mal lieber habe, als das Rickele."

Er hielt inne, als sei er über dies ihm unbedacht herausgefahrene Geständniß betroffen, und Marie entgegnete ihm kein Wort. Sie war ersichtlich betreten über das, was sie da gehört, und zwang sich, mit ihm irgend etwas noch zu reden, was ihn belehren sollte, daß seine letzte Aeußerung keine ernstere Beachtung ihrerseits erhalten habe. Was sie ihm sehr Gleichgiltiges sagte, abgerissen, wie in die Luft für sich selbst gesprochen, beantwortete er mit Zerstreuung ebenso in kurzen, inhaltslosen Bemerkungen. Er schritt mit finsteren Mienen neben ihr bis zum Gehöft; dann ließ er sie allein in's Haus treten und wandte sich den Ställen zu.

Es war ein sonderbarer Abschied zwischen ihnen, als hätten sie sich entfremdet und ginge ein Jeder von dem Andern in der Ueberzeugung fort, daß es mit der bisher gepflogenen Traulichkeit vorbei sei. Der unschuldsvolle Herzensfrieden Mariens war durch ihn gestört worden, und sie fühlte sich jäh aus der glücklichen Sorglosigkeit gerissen, in die sie sich während der paar Wochen ihres Aufenthaltes auf dem Reinickhofe hineingelebt. Konrad seinerseits sah sich auf einmal durch sein Geständniß in einen Zwiespalt versetzt, in den ihn unbedacht sein heißes Blut getrieben und aus dem sich sein Gewissen nicht herausfinden konnte. Er hatte ja wahrlich mehr gesagt, als er je zuvor gedacht und geradezu seinem Bäschen eine Liebeserklärung gemacht, während er so nahe vor seiner Hochzeit stand.

Das Beste wäre, so dachte er bei sich, wenn er seine unüberlegten Worte Lügen strafte und an diesem Abend

noch zu seiner Braut ging, was er anderen Tages geflissentlich zu Hause vor Mariens Ohren berichten wollte. Dann konnte sie doch über seine Worte sich wirklich weiter keinen Gedanken hingeben, und sie vergaß sie auch wohl bald ganz und gar.

Es war schon dunkel, als er auf Tropp's Hof kam, und Rickele nicht wenig erstaunt über seinen späten Besuch. Aber sie empfing ihn mit ihrer gewohnten sanften Freundlichkeit und ohne nur mit einem Wort ihm Vorwürfe zu machen, daß er eine ganze Woche lang sich nicht hatte bei ihr sehen lassen. Nur nach der Ursache fragte sie und war zufrieden, als er ihr kurzweg sagte, es wäre nicht angegangen. So kurz und barsch, wie er seinen Bescheid gab, fiel es ihr doch auf, denn es war sonst nicht seine Art.

In der Wohnstube, wo sie ihn empfangen, saß der alte Bauer Veit Tropp mit einem jungen Mann am Tisch bei einer Flasche Most. Es war der Ingenieur der Maschinenfabrik in W., welcher eine größere Veränderung im Getriebe der Wassermühle, die Tropp mitbesaß, vorzunehmen hatte, weshalb der junge Mann für einige Tage mit einigen Arbeitern Wohnung auf dem Hofe erhalten. Konrad sah ihn zum ersten Male. Es kam ihm just sehr gelegen, durch dessen Anwesenheit einer weiteren Unterhaltung mit Rickele ausweichen zu können. Der Ingenieur war zudem von einnehmendem, bescheidenen Wesen und wußte außer von seinem Geschäft und der Arbeit, die er hier zu besorgen hatte, noch von allerlei zu erzählen, was ihn interessant machte. Da rückte ihm Konrad unwill-

türlich näher und spann sich mit ihm in ein Geplauder ein. Nach einer Stunde etwa sprach der Bauer von zu Bett Gehen, der Ingenieur stand auch deshalb auf, und Konrad nahm gern Abschied.

Rickele geleitete ihn wie gewöhnlich zum Hause hinaus. Er sprach nicht mit ihr und draußen wollte er sogleich mit einem flüchtigen Lebewohl von ihr gehen. Sie nahm aber seine Hand und fragte: „Konrad, was hast Du?"

„Nichts, gar nichts. Was willst' nur?"

Er zog kühl seine Hand aus der ihrigen weg.

„Du bist heut' so ganz anders."

„Was Dir nur einfällt! Gute Nacht!"

Er ging, und sie rief ihm mit halber Stimme merklich verstimmt ihren Gegengruß nach.

Unterwegs nach seinem Heim auf der Landstraße haderte Konrad wieder mit sich und über den Zwiespalt, in dem er sich trotz dem Auswege, den er vorher daraus gefunden zu haben vermeinte, fühlte. Das Rickele, so mäkelte er zum ersten Mal, war doch eigentlich ein häßliches Mädchen; gegen Marie wie die Nacht zum Tage. So reizlos, langweilig, selbst einfältig gegen diese. Welch' ein blendendes Bild von Jugend und Anmuth war dagegen das Bäschen! Und diese liebte er, während er für seine Braut, so lange sie es schon war, noch keinen höheren Herzschlag gespürt hatte.

In solcher Grübelei regte er sich des Neuen auf und langte erst auf seinem Hofe in tiefdunkler Nacht an.

Am anderen Morgen schien er jedoch wieder ernüchtert

zu sein aus seinem Liebesrausch. Auch Marie ihrerseits mochte sich nicht weiter mit der verliebten Anspielung ihres Vetters beschäftigt haben. Sie war wie sonst von munterem Wesen und zeigte nicht die geringste Verlegenheit bei der Begegnung mit Konrad. Die Verstimmung gegen ihn am Abend zuvor war wie ein Dunstgewölk im Himmelsblau verflossen, und die Mittheilung Konrad's über den Besuch bei seiner Braut hatte ihr ersichtliches Gefallen erregt, so sehr, daß sie bei Tisch noch ihrem Wunsche Ausdruck gab, dieselbe doch näher kennen zu lernen. Sie hatten sich bisher erst ein paarmal flüchtig gesehen.

Mutter Reinick zeigte sich sehr bereitwillig, dem Wunsche ihrer Nichte zu willfahren und an dem schönen Frühlingsnachmittag mit ihr hinüber nach dem Bachhof zu gehen. Dort begrüßte man die junge Schwäbin aus Palästina mit großer Herzlichkeit, und die freundliche Gesinnung, die sie dem Rickele, der künftigen Bäuerin auf Reinickshof, entgegenbrachte, wurde von dieser in der aufrichtigsten Weise erwiedert. Die Beiden wurden schnell vertraut mit einander. Von der sanften Gemüthsart und dem schlichten, gesunden Sinn Rickele's fühlte Marie sich angezogen, und ihre fremdartige blühende Mädchenhaftigkeit übte auch auf das bräutliche Bauernmädchen ihre Macht aus.

Die Mühle spielte auf dem Bachhof jetzt eine so große Rolle, daß nicht nur der alte Tropp seinen Freund und Nachbar Christian Reinick dahin führte, sondern auch die beiden Mädchen ihren Spaziergang durch den Tropp'schen

Wald dahin richteten. Marie, die ja eines Mühlenbesitzers Tochter war, äußerte auch eine lebhafte Neugier darnach, und als sie nun da angelangt und den Bachsturz sah, der sonst das Mühlrad trieb, jauchzte sie laut auf vor kindlicher Freude. Das rief ja, wie sie sagte, so theure Erinnerungen an ihre Heimath Sarona in ihr auf. So wie hier, kollerte auch dort der Bach sein klares Bergwasser durch eine Schlucht, nachdem es aus der künstlichen Stauung oberhalb sich schäumend und brausend auf das Rad gestürzt, das jetzt, wegen der Umarbeitung des Getriebes, stillstand.

Indem sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit von der Heimath erzählte, unterbrach sie sich plötzlich durch einen neuen Aufschrei. Es war keiner der Freude, wie vorher, sondern des Schreckens, und Rickele sah sie damit in die Tiefe der Bachschlucht versinken. Die begraste Randstelle, auf der sie gestanden, war durch die Arbeiten an dieser Stelle unterwühlt und gelockert worden, und hatte unter dem Gewicht des jungen Mädchens nachgegeben. An die zwanzig Fuß hoch war hier die steile Wand, und der Bach unten tief genug, um einen Fall hinein bei seiner heftigen Strömung lebensgefährlich zu machen.

Aber zum Glück gelangte Marie gar nicht in das Wasser. Zwei kräftige Arme fingen sie auf, und sie fühlte sich von denselben sicher gehalten; dann stellten sie das Mädchen auf eine schmale, schwankende Planke, die neben dem Mühlrad als Nothsteg über den Bach gelegt war. Da stand sie nun in großer Verwirrung und mit erglühtem Gesicht, und sah scheu auf ihren Retter.

Es war der Herr Georg Staude, der Ingenieur, welcher hier zu thun hatte und eben, durch die helle Mädchenstimme veranlaßt, an der Böschung hinaufschaute, als ihm Marie in die unwillkürlich bei ihrem Niedergleiten geöffneten Arme fiel.

„Das hätte eine schöne Geschichte werden können!“ sagte er, indem er seine braunen Augen auf die holde, zitternde Gestalt geheftet hielt.

„Marie!“ rief Rickele nun, nachdem sie von ihrem Schrecken sich schnell erholt, von oben herunter. „Gottlob, daß es so abging! Herr Staude, Herr Staude, halten Sie sie nur, daß sie nicht noch einen Fehltritt thut.“

Marie hatte sich bereits gefaßt; den letzten Rest ihrer Scham und Verwirrung verhüllte sie unter einem hellen Lachen.

„Freilich,“ antwortete sie dem Rickele dann hinauf „ging's gut ab. Ein Bad hier wäre mir doch gar nicht recht gewesen. Nun muß ich dem Herrn meinen schönen Dank für seine Hilfe sagen.“

„Bitte, bitte, Fräulein!“ versetzte Georg. „Das hat ja nichts auf sich. Ich habe es,“ setzte er hinzu, indem er nun auch lachte, „ganz gern gethan.“

Sie schaute die steile Böschung hinauf, wo oben Rickele vorsichtig sich hinter der Stelle hielt, von welcher der Abrutsch erfolgte, und dann ihren Blick wieder auf den jungen Mann richtend, der zwischen ihr und dem Ufer stand, reichte sie ihm ihre Hand und sagte in ihrer gewohnten Unbefangenheit: „Also noch einmal schönen Dank, Herr Staude, und nun helfen Sie mir wieder hinauf.“

Er hatte noch immer ihre Hand in der seinigen und sie schien nicht Acht darauf zu geben, oder sie ihm lassen zu wollen, damit er sie hart an sich vorbei auf dem schmalen Steg nach der Böschung geleite, was er denn auch that.

Dies so harmlos verlaufene Abenteuer bildete nachher beim Nachtessen natürlich noch das Hauptgespräch. Georg saß mit bei Tische und auch Konrad war gekommen. Das Bäschen wurde weidlich geneckt, ohne die muntere Laune deshalb zu verlieren und, wie es bei solcher Gelegenheit im Kreise einer heiter gestimmten Familie wohl erklärlich war, nicht am wenigsten mit der rettenden Umarmung, die ihr der junge Ingenieur hatte zu Theil werden lassen müssen.

Konrad drehten diese Reden das Herz im Leibe um. Er war in guter Laune gekommen; aber mehr und mehr, als er diese Anspielungen und Neckereien über Tisch mit anhören mußte, wurde er schweigsam, und seine Mienen verfinsterten sich. Nach einer ähnlichen Neckerei von Seiten Rickele's schnellte er von seinem Holzstuhl empor, indem er ihn zornig von sich stieß, und lief schnurstracks zur Thüre hinaus.

„Was ist denn dem Konrad?" fragte seine Mutter ganz erstaunt.

„Warum hat er denn so einen Zorn gekriegt?" die Bachbäuerin.

Rickele eilte beunruhigt hinter ihm her und traf ihn vor der Thüre, bleich im Gesicht und mit zornsprühenden Augen.

„Was hast' denn nur, Konrad?" ging sie an ihn heran.

„Was ich hab? Dein dummes Geschwätz mag ich nicht mehr mit anhören. Das ist mir zu dumm."

„Das Gespaß? Geh'! Du bist narret."

„Ich sag Dir, das ist mir ein zuwiderer Gespaß! Mit solcher Kuppelei brauchst' Dich nicht abzugeben."

„O Konrad, warum hast' nur solchen Aerger deswegen! Könnt' es Dich nicht vielmehr freuen, wenn es ernsthaft wär' und das Bäsle so einen schmucken Mann bekäme, wozu sie just paßt?"

Er bebte vor Ingrimm über diese Worte und nur mühsam beherrschte er denselben. Schroff stieß er heraus: „Mache Dir keinen Kummer darum; ich verbiete es Dir! Verstehst mich? Ich will's nicht, daß Du so sprichst und," setzte er trotzig hinzu, „daß es so würde."

Sie starrte ihn daraufhin an; ihr sonst frisches Gesicht wurde blaß und sie faßte mit der einen Hand nach dem Herzen, als empfinde sie da plötzlich ein heftiges Weh. Endlich brachte sie mit schmerzlichem Zucken um den Mund heraus: „Ich glaube gar, Konrad, daß Du den Vormund für Deine Base spielst, Du ihr den Mann aussuchen willst, und der Herr Staude Dir dazu nicht anstünde. So stehst' also mit der Marie?"

Er schwieg und wandte sein verdüstertes Antlitz weg von ihr. Sie aber konnte nicht unterdrücken, was ihr noch auf der Seele lag.

„Nun," sagte sie, „zu einer Bäuerin paßt die Base einmal nimmer. So scheint's mir. Denkst' etwa anders darüber, Konrad?"

Er drehte sich um und entgegnete scharf: „Was ich denke, trage ich jetzt mit mir fort. Sag's drinnen, daß ich schon heimgegangen bin."

Dabei schritt er weiter, über den Vorplatz am Hause und auf die Landstraße zu.

Rickele schaute ihm nach. Ihr Stolz hielt sie ab, ihm nachzulaufen oder ihn zurück zu rufen. Die Gedanken, mit denen er sich so von ihr verabschiedet, errieth sie. Ihre sonst so freundlich und ruhig blickenden Augen waren trübe, und zwei Thränen drängten sich hervor, die dann als große Tropfen über ihre runden Wangen rollten.

Neben der Hausthüre war eine Bank unter einer Linde, an deren Zweigen der milde Frühling schon die Blattknospen stark geschwellt hatte. Da nahm sie Platz und überließ sich ihren traurigen und quälenden Gedanken.

In der Wohnstube beachtete man nicht weiter die Abwesenheit des Brautpaares. Der lange Bachbauer Veit setzte mit einer wichtigen Miene dem kleinen, gedrungenen Nachbar Christian auseinander, welche Verbesserungen nach neuestem System er an seinem Mühlwerk vornehmen lasse, trotzdem es ihm sträflich viel Geld kosten werde. Dabei tranken sie ein Glas nach dem anderen von dem Rothen, der zu Ehren des Besuches in einem Krug aus dem Hauskeller geholt worden war. Und die Bachbäuerin schwatzte allein mit der Nachbarin Reinick über die Aussteuer des Rickele, die ja natürlich längst fix und fertig in den Truhen und Schränken lag, und von der Hochzeit, die ja nun bald stattfinden werde. Die zwei anderen Töchter

der Bachbäuerin räumten den Tisch ab und nahmen dann ihre Strickstrümpfe vor. Derweil erzählten sich Georg und Marie mit sichtlicher Freude an ihrer ungestörten Unterhaltung ihre Geschichten. Er von seinem Geschäft und seiner Stellung in der großen Maschinenfabrik, der er nächstens mit dem ihm vom Vater zugefallenen Vermögen als Theilhaber zugehören würde. Sie von Sarona, der Türkenwirthschaft in Palästina und von der Reise, die sie über Konstantinopel und durch Rumänien und Oesterreich, über Wien und München gemacht. Das feingeschnittene Gesicht Georg's mit dem blonden Schnurrbart und den offenen blauen Augen strahlte dem ihrigen entgegen, dessen dunkle Wangenfarbe auf den lebhaften Kreislauf ihres Blutes schließen ließ.

Auch Rickele, nachdem sie lange Zeit draußen verblieben, kam wieder herzu und brachte die Lampe. Sie war noch immer blaß, auch gegen vorher still und ernst. Indessen, da sie zumeist so war, befragte sie Niemand weiter, nachdem sie berichtet, daß der Konrad sich übel gelaunt nach Hause begeben habe. Jeder hatte auch eigentlich mit sich zu thun, und so that sie denn das Ihrige, setzte sich an den Tisch und strickte gleich ihren Schwestern. Dabei beobachtete sie Georg und Marie mit einer Aufmerksamkeit, die mehr und mehr ihre Wangen wieder färbte, ihren Augen einen ungewohnten Glanz verlieh. Es drückte sich in ihren Zügen etwas wie Triumph und Genugthuung aus, wodurch sie sprechender und anziehender wurden. Nun gab sie auch ein Wort, wie es angebracht war, mit in das Geplauder der Beiden; Marie veran=

laßte sie häufig dazu, weil sie wohl fühlen mochte, wie gern Rickele es sah, daß sie mit dem jungen Mann zutraulicher geworden. Und richtig, als man, da es vorgerückte Abendzeit war, zum Aufbruch sich rüstete, kam Rickele mit dem Ton ihrer früheren Neckerei den Beiden zu Hilfe. Sie forderte Georg nämlich auf, sich als galanten Stadtherrn zu bezeigen und Marie nun noch nach Hause zu begleiten, was sowohl dem langen Veit wie dem behäbigen Christian, die sich lustig getrunken hatten, als ganz selbstverständlich erschien.

Unter Lachen und Scherzen nahm man Abschied und Reinick verließ mit seiner Ehehälfte das Haus; hinter ihnen her ging Marie in der Gesellschaft Georg's, der sich natürlich unter solchen Umständen nicht erst besonnen hatte, zu thun, was man ihm erlaubt, und was auch, wie er nicht zu bezweifeln brauchte, dem schlanken Kinde aus dem gelobten Lande wohl gefiel.

Es ging sich so schön auf der dunklen Landstraße, den sternenfunkelnden Himmel über sich. Da wagte es Georg, die Hand des Mädchens, die er neben sich im Gehen berührte, leise in die seinige zu nehmen, und Marie wehrte ihm nicht; er zog dieses Händchen dann unter seinen Arm, und Marie gab gar nicht darauf Acht. Sie schritten hinter den Alten so mitsammen und sprachen nicht so viel mehr, als vordem. Es war manchmal Minuten lang still zwischen ihnen und sie hörten nur ihre Tritte auf dem harten, steinigen Boden. Gedanken aber webten sich dann zwischen ihnen hin und her und in dieses geheimnißvolle Spiel schienen sie sich zu vertiefen.

So gelangten sie nach Reinickshof und da verabschiedete sich Georg. Den heißen Händedruck, den er ihr gab, erwiederte sie sittig, und beseligt dadurch trat er seinen Heimweg an.

3.

Konrad war mit einer neuen Qual im Herzen von seiner Braut gegangen. Die Liebe zu Marie, die in so großer Macht über ihn gekommen, hatte durch die Eifersucht auf den Ingenieur neue Nahrung erhalten. Er hatte jetzt förmlich einen Haß gegen seine Braut gefaßt, weil sie Partei für Denjenigen nahm, den er sich gefiel als seinen Nebenbuhler anzusehen, und zwar als einen glücklichen, da derselbe freie Hand und freies Spiel hatte, während ihn das Wort an Tropp's Tochter band. Darüber war wieder der Gedanke mächtig in ihm geworden, von diesem Wort, von dieser Fessel los zu kommen und dann in der Werbung um sein Bäschen dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Davon das Herz und den Kopf voll, war er langsam nach seinem Hof gegangen. Hier im Hause wollte er auf die Heimkehr der Eltern und Mariens warten, und er ging in der Einsamkeit des dunkel gewordenen Zimmers und unter großer Aufregung mit sich zu Rathe, ob er schon an diesem Abend die Entscheidung herbeiführen solle. Neue Bedenken tauchten dabei in ihm auf und brachten, was er eben zum Entschluß erhoben, in's Schwanken. Im Hause ward's ihm zu eng; er brauchte Luft für seine glühende Brust. Er schlenderte daher draußen vor dem Gehöft auf und ab und überlegte mit

klopfendem Herzen, was er thun müsse. Es dauerte ihm unerträglich lange, ehe die Erwarteten nach Hause kamen. Endlich, endlich hörte er sie, und dann erkannte sein scharfes Auge zwei Paare, vier Gestalten. Wie anders konnte dies zu erklären sein, als daß der Ingenieur dreist genug war, Marie zu begleiten? Seine Eifersucht sagte ihm dies. Er ballte wild die Faust und murmelte etwas zwischen den Zähnen.

Er hielt sich im Dunkel des Gemäuers und lugte gleich einem Raubthier aus, wie es mit dem Abschied des Ingenieurs werden würde. Keine zehn Schritte davon, wo diese kurze und harmlose Scene spielte, stand er in einer Thoröffnung der Scheuer. Dann traten die Alten mit Marie in's Haus und Georg kehrte zurück.

Konrad folgte ihm augenblicks, und da der Ingenieur bald den Schritt hinter sich vernahm, drehte er seinen Kopf, um zu wissen, wer da plötzlich sich an seine Fersen geheftet habe. Die kräftige Gestalt, die es that, erkannte er nicht in der nächtlichen Finsterniß; aber die Stimme, die ihm jetzt zurief: „So, so, der Herr Staude ist's!"

Es klang höhnisch und die Worte bebten. Dem arglosen Georg fiel dies nicht auf; vielmehr blieb er aus Höflichkeit stehen und entgegnete treuherzig, eingedenk des freundlichen Verkehrs, den er am Abend zuvor mit dem Bräutigam der Tochter des Bachbauern gehabt: „Das ist der Herr Konrad Reinick?"

„Ja, der ist's freilich!"

„Warum," that Georg die naheliegende Frage, „sind Sie denn so früh heimgegangen? Verdrießlich schienen

Sie auch zu sein. Sie haben wohl einen kleinen Aerger mit Ihrer Braut gehabt?"

Konrad war dicht vor ihn getreten und seine Brust wogte vor Erregung, seine Augen bohrten sich in das Gesicht des Ingenieurs, so daß derselbe trotz der Finsterniß es bemerkte und stutzig darüber wurde.

„Hat sie Ihnen etwa so 'was gesagt?" erwiederte er lauernd.

„Nein, ganz und gar nicht, lieber Freund," wollte Georg in dem Glauben, daß er doch wohl das Richtige getroffen und deshalb der junge Bauer sich so erregt zeigte, ihn begütigen. „Aber es hätte ja sein können. Unter Liebesleuten spielt schnell eine Empfindlichkeit."

„Was der Herr doch weiß! Als wenn er's selbst schon erfahren hätte!"

„Das eben nicht; erfahren wird man es indessen wohl auch," blieb Georg noch in seiner Unbefangenheit.

„So ist der Herr also verliebt, oder er hat am Ende schon ein richtiges Verhältniß?"

„Hm, Sie denken wohl, weil ich Fräulein Marie nach Hause begleitet habe?"

„Mein Bäsle! Ja, ich hab's mit Verwundern gesehen, und so schön Arm in Arm."

„Das ärgert Sie doch nicht, Herr Reinick? Sie sagen das so spitzig."

„Spitzig?" suchte der Bauer hinter der Rückfrage den Stoß vorzubereiten, den er auf den Verhaßten führen wollte. „Was heißt denn spitzig hier? Ich habe eben mein Recht auf das Bäsle und deshalb möcht' ich schon

wissen, wie der Herr Ingenieur so schnell zu solch' einer Vertraulichkeit mit dem fremden Mädel gelangt sei."

Das lautete denn doch etwas ungemüthlich, beinahe feindselig.

„Ich meinte," sagte Georg daher ernster, „daß wir gute Freunde geworden seien, und nun stellen Sie mich, scheint es, gar nicht freundlich zur Rede darüber, daß ich mit Ihrem Bäschen unter der Aufsicht Ihrer Eltern Arm in Arm nach Hause gegangen bin. Nun, was hätten Sie denn dagegen, wenn ich dies aus Freude gethan, ein so hübsches Mädchen heute kennen gelernt zu haben und damit den Anfang einer näheren Bekanntschaft zu erhoffen?"

„Meinen Sie?" kam es drohend aus des Bauern Mund.

„Ja, warum soll ich Ihnen dies verhehlen?" entgegnete der Ingenieur. „Wenn Sie nicht der Sohn von Mariens Onkel und der Bräutigam von Tropp's Tochter wären, mit dem ich nicht über Kreuz stehen will, so würde ich Ihnen Ihre Frage gar nicht zu beantworten brauchen."

„Sie paßt aber ganz und gar nicht zu Ihnen," erwiederte Konrad noch heftiger. „Ganz und gar nicht. Es ist freilich ein schmuckes Mädle, aber für einen Bauer paßt's, der von ihrer Art ist. Was da die Alten gestichelt haben Nachmittags, wegen Ihrer, das hat gar keinen Werth. Das sind so Scherze gewesen, und auf Ihre Scharmirerei hat man gar nichts gegeben, gar nichts. Ernst hat das Keiner genommen, daß Sie's nur wissen!

Und wegen der Fortsetzung, wenn Sie doch eine sich gedacht haben — das gibt's nicht, partout nicht."

Dabei fuhr er mit seiner Faust, aus welcher der Zeigefinger ragte, so dicht vor der Nase Georg's hin und her, daß dieser dadurch und in Verbindung mit den verweisenden Worten sich ernstlich beleidigt fühlte. Noch mehr, als Konrad nun plötzlich sich von ihm abwandte und nach seiner Wohnung zurückschritt. Er hatte nicht übel Lust, dem herrischen Burschen nachzugehen. Aber es kam ihm doch unter seiner Würde vor, und besonnen wollte er auch eine Wiederaufnahme dieses gereizten Gespräches vermeiden, das leicht zu gegenseitigen Zornausbrüchen führen konnte. Er ließ deshalb Konrad gehen und schlug den Weg nach Hause ein.

Als er das Haus des Bachbauern betrat, wo er sein Quartier hatte, kam ihm Rickele mit der Lampe in der Hand entgegen und grüßte ihn.

„Noch auf?" sagte er aus Höflichkeit zu ihr und riß sich damit aus seinen Gedanken.

„Ich mußte doch Ihre Rückkehr abwarten, Herr Staude," entgegnete das Mädchen und sah ihm forschend in's Gesicht. „Haben Sie das Mariele glücklich heimgebracht?"

„Jawohl, Fräulein Rickele."

„Sie sehen aber gar nicht vergnügt darüber aus, wie ich mir gedacht hatte. Sie gingen doch gern mit dem hübschen Mädle, meinte ich."

„Gewiß," antwortete er und blickte sie jetzt mit einer stummen Frage an, da er aus ihren Mienen statt deren sonst so ruhigem und gemüthvollem Ausdruck die Kümmer-

niß herauslas. „Es war auch wunderschön, bis ich von Reinick's Hof zurückging; dann aber bin ich nicht schlecht überrascht worden und, weiß Gott, mit bösem Aerger hierher gekommen."

„Warum denn nur?" fragte sie gespannt.

„Ich will's Ihnen sagen, Fräulein Rickele, weil ich mich doch gerad' mit Ihnen darüber auslassen möchte. Was mich, wie ich so allein und so glückselig den Heimweg antrat, dicht bei Reinickshof überraschte, war die Begegnung mit Ihrem Bräutigam."

„Mit dem Konrad!" rief sie erschrocken aus, und dann wurden ihre Augen groß, eine gewisse Angst verzerrte ihre Züge und ihre Brust wogte lebhafter.

„Er kam mir von hinten, als hätte er auf mich gelauert, um mir die schwersten Vorwürfe zu machen, daß ich mit dem Mariele heimgegangen; er hat mir geradezu drohend verboten, mich weiter um sie zu kümmern. Verstehen Sie das?"

Rickele suchte den Krampf ihres Herzens, den Georg's Mittheilung aufgerufen, vor ihm zu verbergen. Es war schwarz vor ihren Augen und sie glitt in der Wohnstube, in die sie mit dem Heimgekehrten eingetreten und wo sich sonst Niemand mehr befand, auf einen Stuhl nieder. Sie wußte sich ohne Nachdenken zu erklären, warum Konrad diese Begegnung mit dem Ingenieur gesucht und die drohende Sprache gegen ihn geführt hatte. Nun war es ihr ja sonnenklar, daß Konrad sich in sein Bäschen aus Palästina verliebt und darum eine heftige Eifersucht gegen Georg hatte. Diesem ihre Ueberzeugung zu verrathen,

davon hielt sie die Scham ab, aber im Trieb der Selbsterhaltung fand sie es für geboten, ihm seine ersichtliche Ungewißheit zu benehmen.

„Ob ich dies verstehe?“ wiederholte sie zuerst seine Frage und fuhr dann fort: „Ich könnt's mir so ausdeuten, daß mein Bräutigam schon Jemanden wüßte, der seine Base freien will.“

„Was?“ schreckte Georg empor. „Sollte dies der Fall sein?“

„Und daß er,“ fügte sie ihrer Vermuthung hinzu, indem sie in ihren Ton etwas Mißbilligendes legte, „sich für den Anderen wohl zum Schützer hat aufwerfen wollen.“

„Also wirklich? Wäre schon Einer da?“ fragte Georg muthlos.

„Sie haben wohl zum Mariele eine ernsthafte Liebe gefaßt, Herr Staude? Wär's so?“

„Das ist wahrhaftig so,“ entgegnete er mit Nachdruck, und es röthete sich sein Gesicht dabei. „Seitdem ich über die Geschichte mit Ihrem Bräutigam nachdenke, bin ich mir ganz klar darüber, daß ich mein Herz an dies Mädchen verloren habe und ein unglücklicher Mensch sein würde, wenn Marie eines Anderen Frau werden sollte.“

„So thäten Sie sie gern heirathen?“

„Natürlich würde ich das. Und auch Marie mag mich leiden. So etwas fühlt man, wenn man sich in die Augen sieht und Arm in Arm geht. Sie wird ganz gewiß meine Liebe zu ihr, die sie merken mußte, so ernsthaft genommen haben, wie ich die ihrige. Schien Ihnen dies nicht auch so?“

Rickele nickte zustimmend mit dem Kopf. „Ja, ja, das Mariele ist Ihnen auch gut, darin täuschen Sie sich gewiß nicht, Herr Staude."

„Was soll ich denn nun auf die Worte ihres Vetters geben?" stieß er heraus.

„Gar nichts, gar nichts!" fiel sie mit Eifer ein. „Er hat ja gar nichts über Sie zu bestimmen, und das Mariele ist auch kein Mädle, das nicht selbst über sich denken und bestimmen würde. Daher dächt' ich, Sie sollten keine Zeit verlieren. Es könnte ja doch sein, daß Ihnen Einer zuvorkäme, den der Konrad begünstigt. Und wenn das Mariele nicht weiß, woran sie ist, so haben Sie am Ende das Nachsehen."

„Fräulein Rickele, darin haben Sie Recht," antwortete er schnell, und als habe er durch ihre Worte sein Selbstvertrauen wieder gewonnen. „Sie soll wissen, woran sie mit mir ist, und da Sie es so gut mit unserer Liebe meinen, wie ich gar nicht bezweifeln kann, so thun Sie mir den Gefallen und stecken ihr ein Brieflein zu, das ich noch heute Abend schreiben werde. Wollen Sie dies, Fräulein Rickele?"

„Ich müßte dann morgen nach dem Reinickshof gehen," bemerkte das Mädchen, im Geheimen hochbefriedigt über diesen Dienst, den sie Georg leisten sollte.

„Thun Sie es. Ich kann doch morgen nicht schon mit dem Heirathsantrag dort anrücken. So etwas muß man nicht ohne beiderseitiges Einverständniß thun. Und erst möchte ich mich dessen von Mariens Seite versichern;

dann kann ich ja ruhigen Herzens sein und meinen Antrag bei dem Oheim stellen."

„Ja, Herr Staude, schreiben Sie also nur den Brief. Ich überbringe ihn morgen an Marie, ohne daß es Jemand außer uns wissen soll. Und ich werde auch mit ihr reden und Ihnen ihren Bescheid mittheilen. Verlassen Sie sich auf mich; denn ich hätte eine aufrichtige, eine große Freude daran, wenn Sie dies Mädle heirathen würden, das ja wie geschaffen ist für einen so braven und gut gestellten Mann, wie Sie. Dummheit vom Konrad ist's, daß er denkt, eine so feine Dirn' passe auf einen Bauernhof. Das habe ich ihm rundweg auch schon gesagt."

„Rickele! Fräulein Rickele!" umarmte im Jubel seines Herzens der junge Mann das ihm so gefällige Bauernmädchen. „Sie sind mein guter Engel! Jetzt geh' ich gleich hinauf und schreibe den Brief vom Herzen herunter. Geben Sie mir die Lampe."

Sie überließ sie ihm und er entfernte sich damit aus dem Wohnzimmer, wo sie mit einem Streichholz ein auf dem Tisch stehendes Licht anzündete. Sie blieb noch in dem Gemach und hing, auf einem Stuhl sitzend, ihren hoch erregten Empfindungen nach. Der Hauskater kam zu ihr und umschnurrte sie leise; die alte Gehäuseuhr ließ laut ihren einförmigen Pendelschlag in der Stille des Gemaches vernehmen; ein Seufzer entrang sich manchmal dazwischen ihrem bedrückten Herzen.

Oben aber schrieb Georg an seinem Briefe. Die heimliche Liebe, die ohne den ihn beunruhigenden Zwischenfall viel-

leicht noch lange im Glühen geblieben wäre, war in lodernder Flamme aufgeschlagen, und nun überließ er sich dem berauschenden Glück, dem sie leuchtete. Die beseligende Ueberzeugung erfüllte ihn, daß sein aufgegangener Traum sich verwirklichen und Marie unter dem Sonnenstrahl seiner Liebe sich ihm zu eigen für's Leben geben werde. So sprach er zu ihr in seinem Briefe.

4.

Früh schon am anderen Morgen war Rickele auf Reinickshof. Sie hatte sich mit Sorgfalt gekleidet, sicherlich in der Absicht, gegen das schmucke Mariele nicht zu unvortheilhaft abzustechen. Mit einem modischen Hut auf dem hübsch geordneten Haar, um die Schultern ein Mäntelchen von schwarzem Tuch mit Fransen, sah man ihr das wohlhabende Mädchen sofort an und konnte sie auch recht gefälligen Eindruck machen.

Die Männer waren auf dem Felde. Mutter Reinick empfing sie beim Betreten der Hausflur, ganz verwundert über den ungewohnt frühen Besuch.

Rickele rechtfertigte ihr Kommen aber sogleich mit der Erklärung, daß sie den Konrad sprechen müsse, dessen Benehmen in der letzten Zeit und am Abend zuvor vollends, sie um ihre Ruhe gebracht habe. Dabei kamen Thränen in ihre Augen, und Mutter Reinick gerieth dadurch noch mehr aus der Fassung, als über die offene Anklage gegen ihren Sohn.

„Ich sag's Euch in Vertrauen, Bäuerin," sagte Rickele, die in der That sich wegen Konrad's Benehmen gegen sie

und ihrer wachsenden Eifersucht auf ihn so abgehärmt und aufgeregt hatte, daß sie am Morgen den energischen Vorsatz gefaßt, nicht die still Leidende bleiben zu wollen. „Ihr seid seine Mutter, und Euch, die Ihr's auch immer gut mit mir gemeint, kann ich mein Herz ausschütten, damit Ihr den Konrad bei Seite nehmet und ihm in's Gewissen redet. Ich habe ihm doch wahrlich meines Wissens nichts zu Leide gethan und bin eine rechtschaffene und geachtete Hofbauerntochter, die sich nicht ruhig gefallen lassen kann, daß ihr erklärter Schatz kurz vor der Hochzeit sie etwa in's Gerede der Leute und damit in Unehre bringe. Denn es wäre schon an der Zeit jetzt, daß wir uns für die Hochzeit richten, und da fehlt's mir ja aus, wie sich nun der Konrad so schroff und mißachtend gegen mich stellt, als sei's ihm leid und er möcht' mich sitzen lassen."

Sie weinte wieder und die Hofbäuerin konnte es ihr ob ihrer Kümmerniß nicht verdenken. Sie sah ein, daß die Braut ein Recht hatte, so zu klagen.

„Laß nur," suchte sie dieselbe zu beruhigen, „ich werde die Sache auf's Tapet bringen. So schlimm aber, wie Du wegen der Unehr' denkst, ist's doch noch lange nicht, und daß dem Konrad das Heirathen leid geworden sein sollte, das hast' nur als fixe Idee. Wie könnte das seine Ehr' erlauben!"

„Ich will Euch ja gern dies Alles glauben, Bäuerin," erwiederte Rickele mit einem dankbaren Blick auf diese; „und werde auch mit ihm selbst reden, wenn er heimkommt; erlaubet nur, daß ich so lange hier bleibe. Ich

werde mir die Zeit mit dem Mariele vertreiben und Euch nicht weiter stören. Ist das Bäsle denn zu Haus?"

„Oben ist sie, geh' nur hinauf," forderte sie Mutter Reinick auf und entließ sie mit freundlicher Miene.

Zufrieden mit dem ersten Theil der diplomatischen Aufgabe, den sich das kluge und gemüthvolle Mädchen gestellt, ging es nunmehr an den zweiten. Sie hatte sich das Eingreifen der Mutter Konrad's zu ihren Gunsten gesichert, jetzt galt es, sein ihm so gefährlich gewordenes Bäschen aus Palästina mit Herzensbanden an Georg zu fesseln.

Auf dem Zimmer Mariens, wo sie dieselbe beim Lesen traf, machte sie auch nicht noch viel Umstände, den Zweck ihres Besuches zu erkennen zu geben.

„Mariele," sagte sie und ein herziges Lächeln leuchtete auf ihrem Gesicht, „was meinst wohl, weshalb ich in aller Früh schon zu Dir komm'?"

Diese Frage genügte, Marie für die Antwort in Verwirrung zu setzen. Sie erglühte, denn sie errieth augenblicks den Grund des Besuches und um so schneller, als ihre Gedanken sich ja fort und fort nur, seitdem sie ihren Morgenträumen sich entwunden, mit Georg beschäftigten.

Aber sie schwieg schämig, und die Freundin ließ sie auch nicht lange nach einer Ausflucht suchen.

„Um Dir ein Brieflein zu bringen," flüsterte sie ihr schelmisch zu und langte es dabei aus ihrer Rocktasche. „Es ist schon ein großer Brief, fühl' einmal, wie dick! Und von wem? Vom Herrn Staude, der ganz aus dem Häuschen war, als er gestern Abend wieder heimkam."

Marie verleugnete nicht die mädchenhafte Neugier, und doch zögerte sie, nach dem Briefe zu greifen.

„Was besinnst' Dich denn?" fragte Rickele, welche die Bedenken des unschuldigen Mädchens errieth.

„Ich trau' mich nicht, Rickele."

„Ja, wovor fürchtest' Dich denn? Vor dem, was darin steht?"

Marie nickte.

„Das wird doch nur sehr 'was Liebes sein."

„Ja," zögerte Marie nochmals; „aber es ist 'was Heimliches, und darf ich es denn wohl thun?"

„Warum denn nicht? Heimliches? Nun ja, aber es ist doch keine Sünde. Alle Liebe fängt in Heimlichkeit an. Ausschellen läßt's Keiner, wen er zum Schatz haben möcht'. Nun lies aber den Brief. Wir sprechen dann mit einander wie ein paar Schwestern."

Noch einmal überlegte Marie, den Brief betrachtend. Sie fühlte die Bedeutung des Schrittes, den sie dem jungen Mann entgegen machte, wenn sie seine schriftlichen Geständnisse las, die der Brief doch nur enthalten konnte. Nein, einen Vorwurf hatte sie deswegen nicht gegen sich zu erheben. Rickele hatte Recht. Schnell nahm sie den Brief und eilte an das Fenster, um ihn da, mit dem Rücken gegen Rickele gewandt, mit leise zitternden Händen hastig zu öffnen. Sie las ihn so in der jungfräulichen Scham vor einer Beobachtung und immer heller wurden ihre Mienen. Endlich lösten sich ihre Blicke von den letzten Zeilen und sie wagte das Gesicht zu erheben, die Augen voller Glanz und Freude.

Rickele verstand wohl diese Sprache zu deuten und vermochte darüber eine seltsame, schmerzliche Empfindung nicht zu unterdrücken. Es kam ein ganz neuer Kummer über sie, indem sie das jungfräuliche Entzücken des schönen Mädchens wie eine magnetische Macht auf sich wirken fühlte. Sie hatte noch kein Liebesglück kennen gelernt bisher, auch kein Sehnen darnach in sie tiefer erfassender Art. Nun ergriff es sie. Seitdem Konrad sich ihr in seiner Leidenschaft für sein Bäschen verrathen, hatte das ruhige Gefühl der Neigung für ihn sich in eine eifersüchtige, quälende Liebe verwandelt. Sie hatte Angst, ihn zu verlieren, weil sie auf einmal erkannt, daß er ihrem Herzen wirklich theuer war.

Aber schnell riß sie sich aus ihren schwermüthigen Empfindungen und ihr freundlich-schelmisches Gesicht wieder zeigend, sagte sie: „Gelt, Mariele, ich habe Dir frohe Botschaft gebracht? Nun wirst Du natürlich ganz verschlossen und geheimnißvoll thun und mir auch gar nichts verrathen, was Dir der Herr Staude geschrieben hat."

Marie flog zu ihr, ergriff voller Rührung und Dankbarkeit ihre Hände und antwortete freudestrahlend: „Alles sollst Du wissen, Rickele; nichts will ich vor Dir geheim halten, da Du ja doch es weißt, wie ich von gestern auf heute in solch' Glück versetzt worden bin."

„Also macht's Dich glücklich?"

„O, mit Worten kann ich es nicht ausdrücken. Das Herz ist mir so voll."

„Und Du willst seine Frau werden?"

Marie senkte die Augen, indem sie schüchtern er-

wiederte: „Er hat mich ja in aller Bestimmtheit um meine Hand gebeten."

„So wirst Du denn jetzt seine Braut und ich kann die Erste sein, die Dir dazu gratulirt. Von ganzem, ganzem Herzen thue ich es, Mariele."

Dabei umarmte sie innig die beseeligte Freundin und rief dann aus: „Und eine Freude wird's mir sein, wenn ich nun heim komme und dem Herrn Staude auch meinen Glückwunsch sage. Nicht wahr, Du erlaubst mir dies, und ich kann in Deinem Namen sagen, daß Du sein Schätzle fortan bist."

„Du mußt aber noch nichts gegen einen Anderen ausplaudern," stellte Marie bei dem Zunicken, das ihre Erlaubniß bedeuten sollte, ernsteren Tones die Bedingung, „denn er will erst, wie sich das auch versteht, mit seiner Mutter sprechen, ehe die Sache bekannt werden soll. Morgen ist sein Geschäft bei Euch zu Ende und dann reist er ab."

„Du kannst also morgen noch einmal mit ihm zusammenkommen, wenn Du mich besuchst!"

„Das wäre doch nicht schicklich, Rickele, und er hat auch geschrieben, daß er abreise, ohne mich noch einmal sprechen zu können; daß er aber in einigen Tagen sich hier einfinden werde, wenn ich damit einverstanden bin, um dann in aller Form beim Onkel und Vormund um mich anzuhalten. So lange warte ich denn schon auf's Wiedersehen."

„Willst Du ihm nicht auch ein Brieflein schreiben, das ich mitnehmen kann?" schweifte des Bachbauern

Tochter ab. Ihr war, als könne sie nicht genug Sicherheit sich verschaffen.

„Nein, nein," entgegnete diese hastig. „Dazu hätte ich den Muth nicht und schreiben vermöcht' ich ihm auch nicht, was ich Dir gestanden habe. Ja, ich sage Dir, daß ich wohl gar nicht fähig gewesen wäre, Dir von meiner Liebe zu sprechen, wenn Du nicht als eine Braut mir gleichsam näher stündest."

Ein trauriger Blick Rickele's erfolgte auf diese Worte und mit einem leisen Seufzen sagte sie: „Meinst wohl, daß ich auch so glücklich sei wie Du, um Dich zu verstehen?"

„Wie Du mich so fragst. Natürlich meinte ich dies."

Dabei ließ Marie ihre sich erweiternden Augen forschend auf dem Antlitz der Freundin ruhen, die den Sinn dieses Blickes wohl verstehen mochte. Denn sie ergriff plötzlich krampfhaft Mariens Hand, und wie in einem Aufschrei ihres Herzens kam es schmerzlich über ihre Lippen: „Ja, ich liebe Konrad, aber er liebt mich nicht. Kann ich mich da glücklich fühlen?"

„O, das wußte ich nicht," bemerkte Marie erschrocken und antheilvoll.

„Auch ich nicht, Mariele," betonte die Schmerzerfüllte mit einer ihrem milden Wesen sonst nicht eigenen Energie. „Es war Alles recht, wie es so bei solcher Heirathsabmachung, die den Vätern gefällt, hergeht, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt. An die fünf Jahre sind's schon, daß ich des Konrad's versprochene Braut bin, und ich war's zufrieden, wie er es auch war. Jetzt soll es

nun an die Hochzeit gehen. Macht er denn aber Anstalten dazu? Nein. Er thut auf einmal, als hätt's noch Zeit oder als sei ihm gar nichts daran gelegen, und war er freundlich bisher zu mir, so ist er jetzt ganz giftig und hat mir zu verstehen gegeben, daß er seinen Sinn geändert, und erst seit Kurzem hat er sich so gewandelt —"

Sie zögerte, weiter zu sprechen, und schaute mit einem seltsam fragenden Blick auf Marie, die in ernster Aufmerksamkeit ihr zuhörte.

„Erst seit Kurzem," sprach sie ihr gedankenvoll nach. „Und Du kennst den Grund davon, Rickele?"

„Ich glaube," erwiederte diese, durch die Haltung des jungen Mädchens und durch die Unschuld desselben die letzten Bedenken einer offenen Mittheilung ihres Kummers und Argwohns überwindend, „denn es ist geschehen, seitdem Du hier auf dem Hofe wohnst."

„Armes Rickele!" sagte Marie mit der Ruhe ihres reinen Gewissens und mit aufrichtigem Mitgefühl. „Und das Leid hast Du gegen ihn verschlossen gehalten?"

„Weil ich zu meiner Ueberzeugung erst gestern gekommen bin durch die Eifersucht Konrad's wegen Deiner. Nun aber," setzte sie dann in aller Fülle ihres Vertrauens hinzu, „bin ich ruhig darüber, daß Konrad seinen Plan mit Dir doch nicht ausführen kann."

„Du hättest auch ohne dies ruhig darüber sein können," erwiederte Marie darauf. „Ich wußte, daß Konrad Dein Bräutigam sei. Es hätte mich hier vom Hofe augenblicks getrieben, wenn er mir die Beleidigung angethan haben würde, mir von einem Verrath gegen Dich um meinet-

willen zu sprechen. Es ist auch für mich nun wie eine Rettung anzusehen, daß der Herr Staude um mich werben will. Damit wird's aus sein mit des Konrad's Einfall, ohne daß er noch Unheil anrichtet."

Nach dieser offenen und festen Erklärung Mariens fühlte sich die Hofbauerstochter wie von einem Alp befreit; auch vor dem Bäschen zerfloß die Unklarheit, welche die letzte Wendung des Zwiegesprächs aufgerufen hatte. Zwischen Beiden gab es nichts mehr, was sie nicht in wahrhaft schwesterlicher Vertraulichkeit hätten austauschen können. Sie sahen sich in die Herzen und wußten, was diese bewegte. Dies gab ihnen auch noch Stoff genug, sich des Weiteren darüber auszusprechen, bis das Einfahren der Feldwagen auf dem Hof sie belehrte, daß es Mittagszeit sei und noch ein schwerer Augenblick der gekränkten Braut für die Unterredung bevorstehe, die sie mit ihrem Zukünftigen suchen wollte. Das mußte sein und sie ging mit einem erstarkten Gefühl ihres Rechts wie ihrer Sicherheit von Marie fort und die Treppe hinunter, um Konrad noch vor dem Eintritt in's Haus anzusprechen.

Sowie der junge Hofbauer ihrer ansichtig wurde, verdüsterte sich sein Gesicht. Er schöpfte Verdacht wegen der Ursache ihrer auffälligen Anwesenheit um solche Zeit auf seinem Gehöft, und sein böses Gewissen trat ihm in die Augen. Sie funkelten drohend auf die ihm Entgegenkommende.

„Was soll das?" herrschte er sie an. „Was machst Du hier?"

Sie hatte es so erwartet und deshalb entmuthigte sie

die Anrede nicht. Fest entgegnete sie, nahe zu ihm tretend: „Mit Dir reden will ich."

„Aber ich nicht mit Dir. Geh' mir also ab."

„Ich habe ein Recht, ein gutes, Dich zur Rede zu stellen."

„Mich — Du? Ich antworte Dir darauf: geh' ab."

„Konrad!" verdüsterten sich nun auch ihre Züge und es bebte ein Zorn in ihrer Stimme. „Ich bin vor aller Welt Deine Braut und darum frage ich Dich, wie ich mir Dein beleidigendes Benehmen deuten soll?"

„Deute es wie Du willst. Verstündest Du mich und mein Benehmen, so wär's gut und die Sache abgemacht."

Sie hielt in Erregung ihn am Arm zurück. „Ich versteh' Dich wohl, Konrad."

„Also, was willst dann noch weiter von mir?"

„Dir Deinen Wahn benehmen, den Du hast, und Dich aus Gedanken reißen, die mich und auch Dich nur unglücklich machen. Du denkst an die Marie . . ."

Er stutzte, sah sie erschrocken an, und als er sie mit so verstörtem Gesicht sah, zwang er sich zu einem höhnischen Lachen. „Bist wohl eifersüchtig?" sagte er.

„Hah, meinst Du, daß es mir gleichgiltig sein kann, wenn Du Dich in eine Andere vergafffst, dermal Du Dich nach Pflicht und Gewissen zur Hochzeit mit mir anzuschicken hättest? Und wenn's noch einen Werth hätte, Deine Treulosigkeit, für Dich selber!"

„Was meinst Du damit?" wandte er sich herausfordernd gegen sie. „Was heißt das: keinen Werth?"

„Weil Du nimmer Deine Base zum Weib kriegtest und Du Dich ganz unnöthig in sie verliebt hast."

„Hast sie wohl deswegen ausgefragt?“ fragte er mit verbissener Wuth.

Sie wollte ihn nicht noch mehr aufreizen und entgegnete ihm daher sanfter, wenn auch mit der Bitterkeit, die ihrem verwundeten Herzen entfloß: „Konrad, ich will Dir keine Vorwürfe machen wegen Deiner Abirrung, Du hast ja am End' gedacht, das Mädle, das Du heirathen sollst, liebt Dich nicht, und da Du nun in Dein hübsches Bäsle Dich versehen, könntest Du wohl Deine Dir gleichgiltige Braut noch rechtzeitig abdanken und das Mariele freien. Nun, wenn's so anginge, Deine Rechnung so wäre und es Dich glücklich machte, so würde ich gern auf die Stelle verzichten, die Dein und mein Vater mir als Deine Zukünftige bestimmt haben. Aber es ist nicht so, und es stimmt Deine Rechnung ganz und gar nicht. Aber möchtest Du von mir, so laufe ich Dir wahrlich nicht nach! Dann sag's mir nur frei heraus wie ein ehrlicher Mann. Ich bin ja gekommen, um mit Dir mich auszureden.“

„Gut, so will ich Dir dienen,“ sagte er und sah sie an, als habe er sich die Entscheidung reiflich überlegt und darüber keine Gewissensbisse zu machen. „Es geht nicht immer so, wie sich der Mensch denkt. Was man gestern für gut hielt, kann man heute nicht mehr finden. Ich habe sonst, da wir mit einander versprochen waren, gar nicht gezweifelt, daß ich mit Dir eine brave Bäuerin auf den Hof bekäme; jetzt aber will ich noch mehr. Ich will ein Weib haben, das ich so lieb habe, wie man es haben muß, um ein glücklicher Mensch zu sein, und anders nicht. Lieber bleibe ich ledig mein Leben lang, und mag der

Vater das Gut an meinen Bruder übergeben. Ich kann nicht anders und wüßte ich gleich, daß ich zu Grunde ginge dabei."

Er hielt inne. Rickele schwieg und schwere Thränen rollten über ihre fahl gewordenen Wangen. Ihre Augen waren schmerzlich auf den schmucken Burschen gerichtet. Wußte sie doch, daß er bald aus seinem Wahn erwachen müsse.

„Ich weiß es nun, wie ich mit Dir daran bin," sagte sie sanft, sich schon zum Gehen wendend. „Ich will Dich nicht noch anderen Sinnes zu machen suchen. Vielleicht wirst Du es selber, wenn Dein Rausch vorbei ist. Ich werde auch gar keinen Lärm schlagen über die Schmach, die Du mir anthust, und still mein Leid tragen. Ein Leid, ja, und weißt Du, warum, Konrad?"

Er sah weg von ihr.

Schluchzend kam es von ihren Lippen: „Weil ich Dich gern gehabt habe, mehr als Du Dir gedacht. Und damit Lebewohl!"

Sie schritt schnell von ihm fort und aus dem Gehöft. Er blickte ihr nach, als wenn er sie bedaure, aber das Urtheil nicht ändern könne, das er über sie gefällt. Wie die Auseinandersetzung geendet, war es ihm recht. Die Fessel, die ihn so schwer gedrückt, hatte er nun abgestreift. Da stand er im hellen Mittagssonnenschein und sah ihr nach, wie sie, ohne den Kopf zurück zu drehen, stolz und mit Herzeleid den Feldweg einschlug, der nach ihrem Hofe führte.

„Es ist allweg so am besten," murmelte er. „Sie

wird's verwinden und an ihrer Liebe zu mir wohl nicht so schwer zu tragen haben. Das hat sie nur so gesagt."

Er ging in's Haus zum Mittagessen.

Seine Mutter trug es eben auf; der Vater saß schon am Tisch und Marie kam eben zur Thür herein. Von ihrem Fenster aus hatte sie gesehen, wie Rickele und Konrad mit einander gesprochen. Was, konnte sie sich beinahe denken, und als das Rickele fortging, war es ihr gewiß, daß dieselbe es in Kränkung gethan. Ein Blick des Vorwurfs und der Frage von ihr streifte den jungen Bauer, der ihn merkte und verlegen darüber wurde. Noch mehr, als mit scharfem Ton und die Augen streng auf ihn gerichtet, die Bäuerin sich an ihn wandte.

„Nun, Konrad? Wo ist das Rickele?"

„Fort ist sie gegangen," warf er hin, indem er sich an seinem Teller zu schaffen machte.

„Fort? Sie hätte doch sollen mit uns zu Mittag essen?"

„Sie hat's eben nicht gewollt, Mutter," suchte er das Fragen abzuschneiden.

Der Hofbauer horchte auf.

„Das Rickele war hier?" fragte er.

„Ja," entgegnete sein Sohn kurz.

Reinick schüttelte seinen weißhaarigen Kopf. „Ihr habt wohl einen Strauß mit einander gehabt? Es kam mir gestern schon mit Euch Beiden nicht ganz richtig vor."

Darauf erfolgte keine Entgegnung weiter und so sprach auch Niemand mehr vom Rickele. Aber es war ein pein-

liches Schweigen am Tisch, bis die Knechte und die Mägde sich hinzusetzten.

Nach dem Essen beeilte sich Konrad, wieder auf's Feld hinaus zu kommen. Das Gefühl von Genugthuung, mit dem er seiner Braut den Abschied gegeben, war bei Tisch über das Gefrage nach derselben in ein Mißbehagen gewandelt worden, das sich fort und fort verstärkte.

Er wurde, indeß er seine Arbeit auf dem Felde verrichtete, immer verdrossener, immer bedrückter im Gemüth. Die Mutter hatte auffällig herben Ton gegen ihn angeschlagen, der Vater in seine Bemerkung Mißbilligung gelegt. Sie standen also sicherlich auf Rickele's Seite, wenn er von dem Bruch mit ihr sprechen würde. Er bekam auf einmal Furcht davor.

Dann gingen ihm die letzten Worte des von ihm geschiedenen Mädchens im Kopf herum. Sie hatten so eigenthümlich schmerzlich geklungen und ein so unvermuthetes Geständniß überdem ausgedrückt. Es war doch ein schwerer Schlag, den er ihr versetzt hatte. Sein Gewissen regte sich. So bricht man nicht mit einem braven Mädchen angesehener Leute, mit denen von Haus zu Haus alte Freundschaft und nachbarlicher Verkehr besteht. Das sagte er sich, eine innere Stimme sagte es ihm immerzu und immer lauter.

Er sann und sann. Mit Marie sprechen und sich mit der Leidenschaft, die ihn für sie erfüllte, über alle Hindernisse und Bedenken weg den Sieg erkämpfen, das mußte ihm die Ruhe im Glück verschaffen.

5.

Es vergingen die Tage und in gewohnter Weise lebte man auf dem Reinickhofe weiter. Nur waren alle Mitglieder der Familie wortkarger geworden, und es schien, als vermeide ein Jedes absichtlich, mit dem Anderen mehr als nöthig zusammen zu sein. Auch die Stirnen waren finsterer und die Augen ohne den frohmüthigen Ausdruck von sonst. Der alte Hofbauer hatte sogar einen Zorn im Blick, der seine Erscheinung um so unheimlicher machte, als er so schweigsam war. Die Bäuerin ging ihm und ihrem Sohne aus dem Wege. Marie fühlte sich im Zusammensein mit den beiden Alten jetzt bedrückt, ohne sich doch recht erklären zu können, warum. Es war eben wie vor einem schweren Gewitter.

Konrad erwartete von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde den Ausbruch des Gewitters in einer Aufregung, die ihn wie im Fieber erhielt. Zum Kampf, wie er sich nun entschieden hatte, erfüllte ihn ein heißes Verlangen; umdräuet von einem Aufruhr gegen sich, sammelte er sich, um aus ihm als Sieger hervorzugehen. Der Preis, nach dem er greifen wollte, war ja Marie.

Hatte er bisher die entscheidende Unterredung mit Marie noch nicht herbeigeführt, so war es nur unterblieben, weil er keine Gelegenheit dazu gefunden. Denn sie wich ihm aus und er konnte ihrer ohne Aufsehen nicht habhaft werden. Auch hatte er sich es anders gedacht. Erst wenn ihn der Vater zur Rede stellen würde wegen seines Bruches mit Rickele, wollte er von seiner Liebe und

Absicht sprechen, überzeugt, damit den Trumpf auszuspielen, vor dem die Anderen ihre Karten strecken müßten.

Derweil gab sich Marie ihren jungen Herzensträumen hin, vor denen das Interesse für alles Andere zurücktrat, um so mehr, als sie von dem förmlichen Bruche zwischen Rickele und dem Konrad nichts wußte, und nur ein neues Zerwürfniß zwischen ihnen voraussetzte.

Was ging all' dies auch sie näher an! Die Liebe ist selbstsüchtig und denkt nur an sich. Das junge Mädchen berauschte sich in dem Glück, das so plötzlich über es gekommen war. Mit dem heißen Blut, das sie als ein Kind des Sonnenlandes Palästina erhalten, ging sie der lachenden Zukunft entgegen, deren Thore, so schien ihr, die guten Engel aufgethan. Ihre Phantasie idealisirte ihr das Bild Georg's. Wie ließ sie mit einem berückenden Lächeln der Liebe um den halb geöffneten rosigen Mund ihre Gedanken um das kleine Abenteuer gaukeln, durch das sie ihm im wahren Sinne des Wortes in die Arme geworfen wurde! Er hatte sie aufgefangen, sie auf seinen Armen getragen, sie mit seinen braunen Augen dabei so lieb und innig angeschaut — und was sie damals in Verwirrung gesetzt, beseligte sie jetzt. Wenn er jetzt vor ihr erschienen wäre, mit seinem freundlichen Gesicht, mit seinen glanzerfüllten Augen, die Hand ihr hinreichend — sie hätte keine Scheu mehr gehabt, hätte diese Hand mit Freudigkeit ergriffen, an seine Brust sanft sich ziehen lassen, und da die süßen Geständnisse all' dessen ihm zuflüsternd, was sie bewegte.

Dort drüben, weithin über die Feldmark und Wiesenteppiche mit ihren bunten Blumen hinweg sah sie den

Wald, von dem ein Stück zu dem Gut ihres Oheims gehörte, der andere lange, dunkle Streifen dem Bachbauer. Wie schön war es da, wo die Baumkronen rauschten, es aus dem frischen Laub des Buschwerks zu ihr sprach, die jungen Fichtenschößlinge ihren balsamischen Duft in die sonnige Luft aushauchten! Und der murmelnde Bach da, der noch zu ihr von der ersten Begegnung mit dem Geliebten, unweit davon in der Mühlenschlucht, plaudern konnte! Dahin, dahin zog es sie mit Sehnsucht.

Flugs war ihr blumengezierter Strohhut auf ihrem goldigen Haar, und sie verließ Zimmer und Haus, um leichtbeflügelten Schrittes den Feldweg nach der Waldecke drüben einzuschlagen.

Auf dem Felde arbeitete man fleißig. Sie sah Konrad mit einem Knecht zwischen den Kartoffeln geschäftig die Hacke führen. Er sah sie auch und blickte ihr lange nach. Sie kam dann in den schattigen Wald und dort am Bach fand sie ein lauschiges Plätzchen für sich, wo sie sich auf dem Boden niederließ. Sie warf ihren Hut neben sich und holte hastig den theuren Brief Georg's hervor, so vielmal von ihr gelesen und doch noch so begehrt, um wieder Zwiesprach mit ihm zu halten.

Plötzlich schreckte sie zusammen, da sie das Geräusch von Schritten hinter sich hörte. Sie blickte zurück und sah Konrad schon vor sich, zitternd vor Aufregung und sie mit seinen heißen Augen verschlingend.

Tiefe Röthe färbte ihr Antlitz bis zur Stirne hinauf und sie sprang empor, indem sie schnell den Brief zusammenschlug und verbarg. Was wollte er und hier in

der Waldeinsamkeit von ihr? Vor einigen Tagen noch hatte sie traulich und in schwesterlich zu bezeichnender Unbefangenheit an dieser Stelle mit ihm gescherzt; jetzt beleidigte sie sein Kommen.

„Vetter,“ stieß sie hervor, „Du hier?“

Er bezwang seine Erregtheit und sagte wie entschuldigend und sie begütigend, ohne das Beben seiner Stimme bezwingen zu können: „Bäsle, Du bist wohl böse? Warst es doch sonst nicht, wenn ich mich mit Dir unterhielt.“

„'s ist jetzt aber keine Zeit dazu und hier auch der Ort nicht. Ich meine, Du hättest tüchtig zu schaffen.“

„Aber,“ fiel er leidenschaftlich ein, „wie ich Dich hier in den Wald gehen sah, hielt's mich nicht länger, Mariele. Ich muß Dir sagen, was mir auf dem Herzen liegt und mich meine Ruh' nimmer finden läßt.“

„Halt ein!“ rief sie, beunruhigt von böser Ahnung dessen, was er ihr gestehen würde. „Ich will nichts von Dir hören.“

„Laß mich, laß mich, Bäschen, es muß sein; denn es geht auch Dich an und es ist nichts Böses, was ich Dir mittheilen will. Doch eines zuerst. Mit meinem Verspruch mit dem Rickele ist's aus und vorbei.“

Sie sah ihn erstaunt und dann unwillig an.

„Und Du schämst Dich nicht, mir dies zu sagen?“ schleuderte sie ihm zu, indem sich ein energischer Zug in ihren Mienen ausprägte.

„Ich hab's Dir schon einmal so halb und halb gestanden,“ entgegnete er entschlossener. „Allzusehr brauchte es Dich also nicht zu überraschen. Ich hab' Dir an=

gedeutet, daß ich sie nicht mag, sondern eine Andere, und daß ich mir ein Weib nehmen möchte, das mir auch das Herz warm macht. Und solch' ein Weib, Mariele, wärst Du. Ich habe Dich rasend lieb, und was würde ich glücklich, wenn Du meine Bäuerin würdest! Nun ist's heraus, Gott Lob! Und nun können wir mehr darüber sprechen."

Eine kühle Ruhe war über Marie gekommen und besonnen erfaßte sie die Lage, in die sie so jählings sich versetzt sah.

„Gut, Konrad," erwiederte sie fest und ernst, „ich will mit Dir darüber sprechen."

„O Mariele, Mariele! Es wird ja Alles gut werden, wenn Du nur mein Schatz werden willst," jubelte er in der Verblendung seiner Leidenschaft ihr zu.

Sie hob ihre Hand verweisend gegen ihn.

„Sprechen will ich mit Dir, um Dich aus einem unglückseligen Wahn zu reißen, und auf daß dadurch Alles wieder gut wird, was Dein verirrter Sinn Unheil anzurichten vermöchte. Wenn ich dies thue, Konrad, so thu' ich's darum, weil Du mein nächstverwandter Vetter bist und weil ich hierher auf den Hof gekommen bin, und nun zu meiner Trauer erkenne, daß ich Dich ohne meine Schuld in Versuchung gesetzt. Deine Liebe zu mir ist der Einbildung entsprungen und ist zudem ein Unrecht, denn Du warst mit Deinem Worte gebunden an Deine erklärte Braut, und wenn Du diese jetzt von Dir gestoßen, so hast Du gegen Treue und Recht gehandelt, und Dein Gewissen läßt Dir deswegen auch keine Ruh'. Und nicht nur wie ein Gewissenloser hast Du ein braves Mädchen beschimpft,

sondern sein edles Herz auch gebrochen, das Dir in Liebe aufrichtig zugethan war. Nimmer wird Dir dies Glück bringen, nimmer. Welch' ein verworfen Geschöpf erschien ich mir, könnte ich fähig sein, an Deinem Verrath gegen Deine erklärte und vertrauende Braut Theil zu nehmen und Deiner Lockung folgen. Ich aber, Konrad, liebe Dich nicht, und außerdem weiß und fühle ich, daß wir nimmermehr zu einander paßten, würdest Du selbst noch ein freier Bursch sein und in Ehren um mich werben dürfen."

Diese sichere und stolze Abweisung, die allen seinen Hoffnungen ein Ende machte, schlug ihn so völlig zu Boden, daß er nur stammeln konnte: „Marie, Du brichst mir das Herz!"

Sein Mitleid erregender Blick bewog sie, freundlicher gegen ihn zu sein.

„Du bist krank, Konrad, und Du wirst wieder gesund werden, wenn Du vernünftig bist."

„O," klagte er, „wenn Du mir befehlen würdest, mein Leben für Dich zu lassen, so scheute ich mich nicht; aber durch Deine Verachtung bring' mich nicht um."

„Ich werde Dir wieder gut sein wie eine Schwester, wenn Du Herr wirst über Deinen Wahn. Raff' Dich auf, Konrad!"

„Ich kann's nicht," stöhnte er. „Willst Du mein Weib nicht werden, so liebe ich Dich dennoch. Das kann keine Sünde sein."

„Ja, sage ich Dir," trat sie ihm in neuer Entrüstung entgegen. „Deine Liebe zu mir ist nicht erlaubt, weil sie Treulosigkeit an Deiner Braut ist."

„Ich habe ihr ehrlich gesagt, warum ich sie nicht heirathen kann, weil sie dann eine unglückliche Frau würde. Ist das nicht auch als rechtschaffener Mann gehandelt?"

„In gewissem Sinne, ja. Aber Du bist in einer argen Verblendung befangen. Vorher ist Dir niemals eingefallen, daß es eine unglückliche Ehe sein würde mit dem Rickele. Das bildest Du Dir jetzt ein. Es wird auch nicht der Fall sein, wenn Du in Reue Deine Schuld gut machst und es nach Gebühr schätzest, daß Deine Braut Dich liebt. Du wirst es lernen, Vetter, und auf sie, welche Dein sein soll für's Leben, die Liebe übertragen, welche Du für mich gefaßt hast. Willst Du in meinen Augen noch etwas gelten, so thue dies. Das ist das Rechte."

„Verdamme mich," entgegnete er, „stoß mich zurück — ich nehme Alles auf mich von Dir. So will ich Dir meine Liebe beweisen und Dein Herz rühren."

Es umdüsterte sich jetzt ihre Stirn. Sie trat stolz einen Schritt zurück und rief in einem schneidenden, energievollen Tone: „Ich habe Dir gesagt, Deine Liebe zu mir ist nicht erlaubt. So höre denn auch noch dies, um zur Vernunft zu kommen: mein Herz und meine Hand gehören einem Anderen."

Er sprang empor, als habe eine Schlange ihn gebissen.

„Einem Anderen?" stieß er heraus und seine Augen wurden groß, seine Wangen erdfahl. „Dem Ingenieur!"

„Ja, ihm, und er ist es, der mich liebt und den ich einzig wieder liebe."

„Der Brief vorher in Deiner Hand?" bebte es von seinen bleichen Lippen.

„Von ihm ist er, seine ehrliche Werbung um mich."

„Gib, gib!" stürzte er im Taumel auf sie zu und packte sie am Arm. „Marie, das kann nichts gelten."

„Zurück, sage ich Dir," stieß sie ihn von sich und es blitzte Zorn aus ihren Augen. „Zurück, oder Du bist ein grundschlechter Kerl!"

Er wich vor ihr und stammelte: „Ein grundschlechter Kerl, ich? Weil ich Dich gern hab'? Und dem Ingenieur soll ich weichen? Daß er doch verdammt sei, der Scharmutzler!"

„Geh', wiederhole ich Dir. Was ich mit Dir, um Dich aus Deinem Rausch zu reißen, meinte noch sprechen zu müssen, ist geschehen. Weiter habe ich mit Dir kein Wort über diese Angelegenheit zu wechseln."

Er lachte höhnisch auf. „Der! Also der! Und seit jenem Abend! Wie schnell sich das machte! O jeh! Die Mädle von Sarona — nun ja, die haben hitzig Blut und tragen, wie's scheint, Hoffahrt im Köpfle. Da ist ihnen so ein Bauer nicht gut genug. Ein feines Stadtherrle muß es sein, wenn's Herz ganz fix verloren gehen soll. Ja, ja, Du bist von anderer Art, als wie sie für unsereins geeignet ist. Nun seh' ich's ein. Aber sieh Dich nur vor, daß er Dich nicht nasführt, Du leichtblütig Dirnd'l!"

„Jetzt willst Dich an mir rächen, indem Du mich kränkst und bemäkelst," erwiederte sie wieder in ruhigem Stolz. „Ich antworte Dir nicht darauf. Mein Gewissen ist rein und ruhig. Denke Du aber an Dich, höre Du

auf Dein Gewissen und suche Du den rechten Weg wieder, von dem Du abgekommen bist. Mehr als genasführt hast Du Deine Braut."

Sie warf ihm noch einen strengen Blick zu, dann schritt sie eilig von ihm fort, nach dem Felde zurück.

Er sah ihr nach und murmelte halblaut: „Läßt sie mich nun hier stehen? Himmelsakrament! Mir das und blos, weil sie den Hochmuth über die Verliebtheit von diesem Maschinenfritzle gekriegt hat! Himmelsakrament! Das verzeih' ich ihr nicht. Als wenn ich zu ihr nicht hinaufschauen dürfte — gerade so hat sie gethan! Donnerja!"

Damit wandte er sich und lief tiefer in den Wald hinein, als müsse er sich in dessen Einsamkeit noch mehr austoben.

6.

Zum Mittagessen wartete man vergeblich auf ihn. Der Knecht sagte, daß er auf einmal vom Felde weg in den Wald gelaufen sei. Der alte Hofbauer sah seine Frau fragend mit strenger Miene an, ohne zunächst ein Wort zu äußern. Aber sie wußte, daß dies Sturm zu bedeuten hatte. Es war peinliches Schweigen während des Mittagsmahles.

Der Hofbauer blieb noch am Tische sitzen, als das einfache Mahl beendigt war, Knechte und Mägde das Zimmer verlassen hatten. Dann erst brach er sein unheimliches Schweigen. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und fragte: „Was ist das nun mit dem Konrad?"

„Ich weiß nicht," entgegnete seine Frau, die im Geheimen Furcht vor dem Ausbruch des Donnerwetters hatte.

Der Alte schlug wieder auf den Tisch. „Da geht doch was vor! Das ist doch nicht im Geleis!" rief er drohend. „Was hängt er seit ein paar Tagen das Maul so dumm hin? Im Hirn hat er was, das habe ich ihm schon angesehen. Von der Hochzeit schwäzt er nichts mehr, da ist" — und er schlug wieder auf den Tisch — „Gott straf mich! nicht Alles in Ordnung."

Die Bäuerin schwieg und starrte nachdenklich vor sich hin. Marie klopfte das Herz. Sollte sie sprechen? Es hielt sie die Scheu zurück, zu viel und zu vorschnell etwas Verhängnißvolles zu sagen.

„Warum war neulich das Rickele schon in der Frühe hier?" fuhr heftiger der Hofbauer fort, indem er seine durchdringenden Augen bald auf das unbewegliche Gesicht seiner Frau, bald auf das verwirrt erscheinende Mariens richtete. „Just am Morgen nach dem Besuch auf dem Bachhof. Und warum ist sie ohne Abschied und ohne zu Mittag hier zu bleiben von ihm gegangen? Also, zwischen den Beiden spielt was!"

„Sie werden sich verzankt haben," ließ sich nun wie zur Beschwichtigung seines Aergers die Bäuerin vernehmen.

„Verzankt, ja, das wird wohl sein! Aber warum läuft er von der Arbeit weg und ist zu Mittag nicht daheim?"

Jetzt glaubte Marie doch das Ihrige thun zu sollen, um den Sturm noch zu beschwören.

„Im Wald," sagte sie, „bin ich dem Konrad begegnet. Ich meine, er wird da den Weg am Bach entlang nach dem Hof zum Rickele gegangen sein."

Der Alte beruhigte sich in der That unter dieser Er=

klärung und ließ das Gespräch fallen, indem er brummte: „Es kann so sein. Um so besser, wenn er allein seine Sache besorgt. Mische mich nicht gern in so was.“

Um dieselbe Zeit war man auf dem Bachhof wegen der Hochzeitsangelegenheit in größeren Aufstand gerathen. Die Bachbäuerin hatte es ihrer Tochter angesehen, daß sie an einem Kummer leide. Kein Wort hatte Rickele zwar bisher darüber verlauten lassen, was zwischen ihr und Konrad vorgefallen; aber den Schmerz, den sie darnach heimgetragen, hatte sie nicht aus ihrer Seele, und darum auch nicht aus ihren Augen bannen können.

Kummer und Leid verliehen ihrem Antlitz einen wehmüthigen Ausdruck, der es ungemein anziehend machte. Der Abglanz ihrer guten Seele lag darauf. Ihre Augen waren wärmer und sprechender durch den trüben Flor, den heiße Thränen da zurückgelassen.

Die Mutter befragte sie endlich eindringlich um den Grund dieser Wandlung, aber Rickele wich jeder bestimmten Antwort beharrlich aus. Es sei um den Konrad, doch sie müsse es eben hinnehmen, und man möge sie nicht noch quälen. Weiter brachte man aus ihr nichts heraus, auch ihr Vater nicht. Sie wollte es nicht sein, welche ihre Eltern zuerst mit der Abtrünnigkeit Konrad's bekannt machte, worin sie für sich eine so schimpfliche Beleidigung erblicken mußte.

Der Mutter ging aber der stille Gram ihres Rickele zu Herzen, und die Neugier nach der Ursache davon plagte sie auch. Darum nahm sie ihren Alten bei Seite und sagte: „Höre, Veit, so kann's mit dem Kon-

rad nicht weiter gehen. Siehst nicht, wie's Rickele um ihn elend ist?"

„Freilich sehe ich's," antwortete er, „und ich meinte auch schon, daß wir da 'was thun müssen. Gib mir den Rock heraus."

Seine Frau lief hurtig nach dem Kleiderschrank und ein paar Minuten später schon war der lange Bachbauer auf dem Wege zum Reinickhof, ohne daß Rickele davon wußte.

Es war Nachmittags und die Sonne stand schon tief, als er dort ankam. Alle Leute waren noch auf dem Felde, aber die Bäuerin war zu Hause.

„Grüß Gott, Bäuerin," sagte er. „Ich denk', der Konrad kommt bald und der Christian auch."

„Ja, ist denn der Konrad nicht bei Euch?" fragte sie, noch halb im Zweifel über den Sinn der vernommenen Worte.

„Bei uns? Nein. Ich nehme an, auf dem Feld."

Die Bäuerin verlor darüber all' ihre Ruhe. „Mein Gott, wo ist er nur!" stieß sie in Angst jetzt hervor. „Habt Ihr ihn denn gar nicht gesehen heut'? War er nicht in Eurem Haus, bei Eurer Tochter?"

„Mit keinem Schritt, seit drei Tagen nicht. Darum eben bin ich hier, Bäuerin."

„Was ist denn nur geschehen, Bachbauer!" jammerte sie. „Könnt Ihr Euch denn erklären, warum mein Sohn heute den ganzen Tag fort ist, ohne daß Jemand wüßte, wohin? In Euren Wald soll er gelaufen sein, da hat ihn das Mariele gesehen."

Der alte Tropp war betreten geworden.

„Ich soll's wissen?" erwiederte er kopfschüttelnd. „Kann's nicht."

„Wir müssen den Konrad suchen," rief die Bäuerin. „Es muß ihm ein Unglück passirt sein im Wald, ganz gewiß."

„Ein Unglück?" wiederholte Veit beunruhigt.

Die Bäuerin wurde plötzlich ganz ängstlich. „Wenn er im Bach verunglückt wäre?"

„Ertrinken kann er da nicht," hielt Veit ihr entgegen. „Hinter der Mühle wohl, aber da sind ja Leute."

„Also, Bachbauer, seid so gut und helft uns suchen, ehe es dunkel wird," bat sie ihn aufgeregt und schritt auch schon, wie sie war, zur Thür hinaus.

Er folgte ihr bereitwilligst und selbst von dem lebhaften Interesse für seinen zukünftigen Tochtermann und für die Aufklärung seines räthselhaften Verschwindens getrieben. Bald hatten sie auf dem Felde die Männer zusammengerufen. Der alte Reinick stimmte seiner Frau zu, daß man zunächst den Wald durchsuchen müsse, da Konrad sich dahin begeben und doch nicht auf den Bachhof gekommen sei. Auf dem Felde blieb alles Werkzeug stehen und liegen; die Mägde sollten für die Heimkehr des Gespannes sorgen, die Knechte gingen mit nach dem Walde hinauf. In einer Reihenfolge nahm man die Streife vor. Vergebens. Man hatte nach einer Stunde Suchens kreuz und quer bis zum Ausgang des Waldes nicht eine Spur von dem Vermißten gefunden. Erst als man dann an die Mühle kam und fragte, berichteten die

Arbeiter, daß der junge Bauer nicht lange zuvor da gewesen sei, sich nach Herrn Staude erkundigt habe und dann, nachdem er gehört, daß der Ingenieur seit ein paar Tagen schon wieder nach Hause gereist, sich weiter dem nahen Bachhof zugewandt, dessen Wohnhaus außerhalb des Waldes war.

Gottlob, nun konnte man sich doch beruhigen. Konrad war also doch noch auf den Bachhof gegangen. Das versprach ja das Beste. Man schickte die Knechte wieder nach Hause, und die beiden Bauern mit sammt der Mutter Konrad's begaben sich nach dem Gehöft Veit Tropp's, um sich da die erhoffte vollständige Beruhigung zu verschaffen.

7.

Konrad befand sich in einer ungeheuren Aufregung. Er hätte irgend etwas Gewaltthätiges, etwas Furchtbares unternehmen mögen. Was er für erlittene Schmach hielt, brannte ihm auf der Seele; der gekränkte Stolz des jungen ehrgeizigen Bauern suchte nach einer Genugthuung. Er hätte Marie jetzt nicht sehen können, ohne sie zu beschimpfen, nur weil er sich durch sie schwer gedemüthigt fühlte. Seine Liebe war in Haß umgeschlagen, der Zauber, den sie bisher auf ihn geübt, wie verflogen.

Im hellen Maisonnenschein, der in den Fichten sich brach, erschien ihm Alles wie gelber Nebel. Er stolperte planlos durch den Wald und sprach manchmal laut mit sich, bis er darüber erschrak und schwieg. Wie im Taumel kam er endlich an der Seite aus dem Walde, die derjenigen, vor welcher sowohl der Bachhof, wie eine halbe

Stunde ab davon seines Vaters Gehöft lag, entgegengesetzt war. Nach dem Dorf, welches er in einiger Entfernung vor sich sah, steuerte er zu, um da im Wirthshaus zu essen und einen Schoppen zu trinken. Nach Hause wollte er nicht, um Marie nicht zu begegnen, ehe er mit sich im Reinen war. Geschehen mußte etwas dazu seinerseits, das rief ihm eine innere Stimme gebieterisch zu. Die That, die er unternommen hatte, um die Einbildung von seinem Liebesglück zu verwirklichen, war elendiglich mißglückt. Nun mußte aber erst recht etwas gethan werden, um nicht in so gedemüthigter Ernüchterung vor diesem stolzen Bäschen zu erscheinen.

Er aß und trank im Wirthshaus, und sein Blut machte die letzten Gährungen durch. Was er thun wollte, wußte er nun. Zum Rickele zurückkehren, sie versöhnen. Sie war ja doch gut und schmuck genug für eine Bäuerin und recht für ihn. Das sagte er sich ganz klar und immer bestimmter. Es that ihm jetzt leid, was er ihr für Kränkung bereitet; doch war es auch ein Glück zu nennen, daß sich noch die Sache ausgleichen ließ, ehe sie an die große Glocke gekommen. Und, Himmelsakrament! er war dann doch kein Schuft und diese Hoffährtige aus Palästina konnte ihn mit ihren verwünschten Augen nicht mehr darauf ansehen. Also, wenn's Abend wird, damit es ihr nicht so auffällig vorweg erscheint, zum Rickele!

Wie er meinte, daß die Zeit sei, brach er aus dem Wirthshaus auf und ging durch den Wald zurück in der Richtung des Bachhofes. Ganz ruhig, ganz sicher seiner selbst und zufrieden wie Jemand, der eine gute Sache vor sich hat.

Er kam an die Mühle. Da er nicht wußte, daß Georg abgereist war, reizte es ihn, mit demselben wegen des Mariele wieder anzubandeln, nur um das Gift aus der Brust loszuwerden und dem glücklichen Nebenbuhler so recht bauerntrotzig sich zu zeigen. Aber er hörte von den Leuten, die noch am Mühlwerk zu arbeiten hatten, daß der Ingenieur fort sei, und so mußte er seine Bosheit hinunterschlucken. „Auch gut," dachte er, und schritt nun dem Bachhof zu, einigermaßen jetzt beunruhigt darüber, wie ihn das Rickele empfangen würde.

Als er die Wohnstube öffnete, sah er seine Braut und ihre Mutter in dem abendlichen Halbdunkel, das da schon herrschte, am Tische sitzen. Kaum erkannten sie ihn, als die Hofbäuerin ihren Platz verließ und hurtig hinauslief, nachdem sie sein „Grüßgott!" ein bischen kurz und spitzig erwiedert. Sie nahm an, daß Konrad infolge der Unterredung sich eingefunden habe, wozu ihr Mann sich zu ihm oder zu seinem Vater begeben, und daß es nun am besten sei, die jungen Leute zunächst allein zu lassen, um sich über ihren Verdruß auszusprechen.

Dies Benehmen der Bäuerin versetzte Konrad in große Verlegenheit, denn er konnte es sich nur damit erklären, daß Rickele schon von ihrer letzten Begegnung mit ihm und von seinen bösen Abschiedsworten an sie mit der Mutter geredet. Er blieb mitten im Zimmer stehen und wußte auf einmal nicht mehr, wie er sein Gespräch mit dem Mädchen anfangen sollte. Es rührte sich nicht, hielt, nachdem es beim ersten Blick auf ihn seine Ueberraschung nicht hatte verbergen können, das blasse Gesicht gesenkt,

als erwarte sie willenlos, was er ihr noch zu sagen haben könnte. Unerwiedert hatte sie seinen Gruß gelassen und schweigend blieben sie nach dem Fortgehen der Bäuerin noch Minuten lang.

Endlich rückte er mit der Sprache heraus, um nur einmal diese peinliche Stille zu brechen und das Gespräch anzufangen.

„Bist natürlich sehr verwundert, daß ich zu Dir komm'," sagte er mit einigem Stottern.

„Was willst?" entgegnete sie mit einer ihm unheimlichen Ruhe darauf.

„Ich ... ich wollte Dir doch ... Ja, das weißt Du wohl noch nicht? Mein Bäsle hat sich mit dem Herrn Staude versprochen."

Sie hob ihr schmerzerfülltes Gesicht. „Ich weiß es."

„So? Das hast Du schon gewußt? Ja so," setzte er bitter hinzu, „Du hast Dich ja darum so angenommen. Mußt denn wohl auch sehr erbaut von dieser Parthie sein. Nicht wahr?"

„Warum fragst Du darnach?" wies sie ihn zurück. „Bist Du darum hier?"

„Herr Gott, nein," machte er jetzt im Ausbruch seinem vollen Herzen Luft. „Ich bin hier Deinetwegen. Laß uns wieder gut mit einander sein, Rickele, und unsern Hochzeitstag bestimmen. Ich hab' da neulich was Dummes in schlechter Laune und unüberlegt gesagt. Das soll nicht mehr gelten."

Er trat bei diesen Worten zu ihr und reichte ihr die Hand hin. Aber sie nahm sie nicht, schüttelte schwer mit

dem Kopf und entgegnete fest: „Laß das gut sein. Es ist nun vorbei und das Herzeleid hab' ich. Das wird nicht anders, nun Du, wie ich merke, mit Deinem Bäsle gesprochen und Dir einen Korb geholt hast."

„Das Alles weißt Du?" stammelte er in höchster Verwirrung vor Scham.

„Ich denke mir's. Wie anders solltest Du sonst erfahren haben, was Dein Bäsle gethan? Ich hatte es Dir ja auch vorausgesagt."

„Rickele," raffte er sich muthig auf, „ich will Dir ja hier auch dies bekennen, weil ich Dich versöhnen möchte. Es ist so, wie Du sagst. Aber mit dem Rausch ist es aus, ganz und gar aus. Das Bäsle hat mich verrückt gemacht, aber nun bin ich kurirt, so sehr, daß ich es gar nicht mehr sehen mag und ihm den Stadtherrn zum Mann wünsche, damit es vom Hofe wegkommt so bald als möglich. Glaub's mir, Rickele, ich sehe, daß ich ein rechter Narr gewesen bin, da hab' ich eine Reue Deinetwegen gekriegt und mich so auf den Weg gemacht zu Dir, um Alles wieder in's Geleis zu bringen."

„Und Du glaubst, daß ich gleich bereit dazu wär'?" versetzte sie mit Bitterkeit. „Nun soll ich wohl froh sein, daß ich Dir wieder gut genug bin? Nein, das bin ich nicht, und nun mag ich Dich nicht mehr."

Er prüfte ihre Mienen mit wahrer Herzensangst, ob dies wirklich ihre Gedanken seien, und da er nach dem Ausdruck ihres Gesichts nicht daran zweifeln konnte, so griff er nach ihrer Hand und sagte bewegt: „Ich war auf falschem Weg, Rickele, verzeih mir doch. Hast mir

ja beim letzten Mal, als ich noch verblendet gewesen bin, selber gesagt, daß ich anderen Sinnes werden würde. Damals hat's mich erbost, weil ich es nicht glaubte und Deine Rede nicht wahr haben wollte. Jetzt aber ist's so und ich bin wieder der alte Mensch, der Dich in Ehren hält als sein versprochen Weib."

„Mag's nimmer sein," entzog sie ihm ihre Hand, „denn ich würde nur eine unglückliche Frau, wie Du mir es selber versichert hast."

„Ein siedig Kreuzdonnerwetter auf so ein dummes Geschwätz!" fuhr er auf und es blitzten seine Augen. „Soll mich der Herrgott an allen meinen Gliedern strafen, wenn ich dies Wort nicht zur Lüge machen will mein Lebelang. Rickele, es ist ja nun Alles wieder anders und ich werde Dich lieb haben von ganzem Herzen."

„Du?" stieß sie heraus und es kam wie eine Verklärung über ihr Antlitz. „Du mich?"

„Ich, ja. Mein Unrecht gegen Dich hat mir die rechte Liebe zu Dir gegeben, als wäre es ein Samenkorn gewesen, welches Du in mein Gemüth geworfen, als Du mir sagtest, daß Du mich lieb hast. Dieses Korn ist unter der falschen Hitze aufgegangen, und nun ich wieder mein richtig Blut hab', soll mir der Keim ein schön Blümelein werden. O," zog er sie innig an sich, „glaube es nicht mehr, daß Du meine unglückliche Frau würdest. Und Rickele, wenn es eine Prüfung war für Dich, was ich da in der Verrücktheit Dir für Leid angethan, so hat sie doch ein gut Ende gefunden, und erst dadurch haben wir Beide uns Herz zu Herz auch näher gebracht. Ach," setzte er

hinzu, indem er sie eine Weile liebevoll betrachtete, „was hast Du doch für gute Augen, und wie die mir wohl thun!"

Sie litt seine Umarmung; sie schwelgte in dem ihr ungekannten Genuß erwiederter Liebe. Sie glaubte ihm und fühlte die Wahrheit all' dessen, was er zu ihr sprach. Er hatte Recht, ihre Prüfung und die seinige, die ihrige im Gram, die seinige im Wahn, hatte für sie ein gutes Ende gefunden.

Mitten in dem traulich wie nie gewordenen Gespräch der Beiden kamen ihre Väter und Mütter herein. Sie sahen ein glückliches Liebespaar vor sich. Was sollte man da noch lange von dem reden, was gewesen und auf den beiden Höfen an diesem Tage so viel Sorge und Wirrniß erregt hatte?

* * *

Am nächsten Vormittag langte auf Reinickhof ein ländliches Gefährt an, in dem eine freundliche Dame hoch in den Vierzigern und ein hübscher junger Mann saßen.

„Ach, Herr Staude!" rief Letzterem die aus dem Hause geeilte Hofbäuerin besonders artig zu und beblinzelte die Dame an seiner Seite.

„Meine Mutter!" sagte Georg, auf diese deutend, nachdem er ihr vom Wagen herabgeholfen, und andererseits die Hofbäuerin vorstellend, fuhr er fort: „Das ist Mariens Tante."

Er sah strahlend heiter aus und aufgeräumt befriedigte er auch sogleich die erklärliche Neugier der Bäuerin

über den Zweck dieses Besuches, die aus ihren Augen sprach.

„Wir kommen in einer sehr wichtigen Angelegenheit, Frau Reinick, zu Ihnen, zu Ihrem Mann und zu Ihrer Nichte, Fräulein Marie."

Die Hofbäuerin machte große Augen und lud zunächst die Gekommenen zum Eintritt in's Haus.

„Errathen Sie nicht?"

„Jeh, jeh," hielt Mutter Reinick an der Zimmerthür, die sie eben öffnete, an, und ihre Züge erhellten sich. „Da wäre wohl ...?" Sie zögerte, mehr zu sprechen.

„Ernst aus dem Spaß geworden," ergänzte Georg. „Ich möchte um die Hand Ihrer Nichte anhalten und, wie Sie sehen, mit der Zustimmung meiner Mama."

Die Hofbäuerin, allein mit dem Besuch im Wohnzimmer, gerieth über die so schnell gegebene Bestätigung ihrer geheimen Vermuthung doch in einige Verlegenheit. Sie bot die Stühle zum Sitzen an und sagte dabei: „Mein Mann ist auf dem Feld, aber ich lasse ihn gleich holen. Ich bitte, geduldén Sie sich nur fünf Minuten. Mein Mann ist nicht weit vom Haus heut. Die Magd springt bald dahin."

Und damit eilte sie hinaus, um nach ertheiltem Auftrag ohne Verzug wieder zurückzukehren. Nun war sie auch in ihrer Haltung sicherer, als habe sie nicht nur die Ueberraschung überwunden, sondern auch über die Angelegenheit sich schon ihre eigene Meinung gebildet.

Georg's Mutter ließ sich nun ebenfalls vernehmen; sie versicherte, daß sie ihrem Sohne zutraue, er treffe eine

rechte Wahl, und daß sie deshalb seiner Auserwählten vorweg mit mütterlicher Liebe entgegenkomme. Ihr wäre es sehr lieb, wenn er sich verheirathe, und je schneller, je besser, da es nun sein Entschluß sei. Daran knüpfte sie eine Aeußerung über seine Lebensstellung und seine äußeren Verhältnisse, die ihm vollauf gestatteten, seiner Frau ein schönes Loos und eine sorgenfreie Zukunft zu bieten. Denn sein Eintritt als Theilhaber in das große Maschinenbaugeschäft sei nunmehr gesichert, und zwar mit dem ihm vom Vater her zugefallenen Vermögen.

Dies Alles hörte die Hofbäuerin mit großer Befriedigung und die Unterhaltung wurde immer vertrauensvoller und gemüthlicher. Als Tante Mariens erachtete sie sich nun auch für verpflichtet, über deren Verhältnisse eine angenehme Gewißheit zu geben.

Mitten in dieser gegenseitig gepflogenen Verständigung trat Vater Reinick in's Zimmer. Es kam zu einer Wiederholung all' dessen, was eben verhandelt worden war; aber unter der ersichtlich eifrigen Unterstützung der Hofbäuerin fand der Abschluß ohne weitere Schwierigkeiten statt. Reinick erklärte, daß diese Werbung bei ihm keinen Anstand finde, wenn seine Schwestertochter damit einverden sei.

Wo aber war sie?

Oben in ihrem Zimmer harrte sie hochklopfenden Herzens auf den Ruf, der ihr die Entscheidung ankündige. Sie hatte den Wagen vorfahren sehen und konnte sich wohl denken, weshalb Georg komme, und daß es seine Mutter sei, die er mitgebracht. Er löste sein Versprechen ein,

und wahrlich, er erschien als der Ersehnte, um das Geheimniß vor aller Welt enthüllen zu können.

Und als sie die Hofbäuerin hurtig die Treppe heraufkommen hörte, als sie in ihrem Zimmer deren freudiges Gesicht sah, da wußte sie, daß ihre Liebe den erwarteten und ersehnten Halt nun wirklich gefunden habe. Sie flog ihrer Tante an die Brust und verbarg da mit Thränen der Freude ihr Antlitz.

Erglüht, verwirrt und doch mit dem Glanz der Seligkeit in ihren Augen ließ sich Marie in die Wohnstube und vor Georg's Mutter führen. Trotz aller gemachten Lobpreisungen ihres verliebten Sohnes über die äußeren Vorzüge seiner Auserkorenen war sie doch überrascht von dem Bilde jugendlicher Anmuth und edlen, gewinnenden Wesens, das sich ihr in Marie darbot. Das war ein feingeartetes Mädchen, natürlich und von angeborenem Stolz, welches vor ihr in sittiger Scham stand. Sie umarmte es fast ungestüm und rief in aufrichtiger Innigkeit: „Nun bist Du meine Tochter! Ich segne Dich, ich küsse Dich, mein Kind!“ Und ihres neben ihr stehenden Sohnes Hand ergreifend, setzte sie hinzu: „Werdet glücklich mit einander!“

„Ja, ja!“ stimmte treuherzig der Hofbauer ein, und „ja, ja!“ nickte sein Weib.

„Das werden wir sein,“ jubelte Georg, seine Braut umschlingend, „denn wir lieben uns. Nicht wahr, Mariele?“

Sie drückte ihm die Hand und lächelte ihm ihre Antwort zu. Ein erster heißer Kuß, den er von ihren Lippen nahm, besiegelte ihren Bund.

— — — — — — — — — — — —



Konrad hatte sein Bäschen, nachdem er mit Rickele die Versöhnung gefunden und den Hochzeitstag bestimmt, links liegen lassen, wie man zu sagen pflegt. Sein aufgelohter Haß auf sie war auf Aerger und Beschämung zurückgesunken, denen er entstiegen. Als er von ihrer Verlobung hörte, that er, als habe er dies vorausgesehen, und sprach auch gegen sie nichts als einen beiläufigen Glückwunsch aus. Er mied sie und sah sie wenig, außer bei Tische. Dieses Benehmen nahm sie sehr gern hin in der hohen Genugthuung, daß sie ihn geheilt habe von seiner Leidenschaft und er es ihr verdanken müsse, sein wahres Glück, das er bedrohte, nunmehr gesichert zu wissen.

Drei Wochen nach dem Sturm war die Hochzeit Konrad's mit Rickele. Er hatte den Hof von diesem Tag an verschrieben erhalten. Als ein stattlicher Jungbauer trat er an die Spitze der zahlreichen Brautjungfern und ihrer Führer mit seiner Zukünftigen so froh vor den Altar in der Dorfkirche, daß Jedermann diesem Paare eine freundliche Zukunft verheißen konnte. Auch Georg und Marie waren, selbst ein Brautpaar, und ein schmuckes fürwahr, in diesem Ehrenzuge voran. Es schlug Konrad's Herz deswegen nicht, wie er ohne Verdruß und Neid auch Sonntags den Ingenieur zum Besuch auf den Hof hatte kommen sehen. Marie wohnte fortan im abgesonderten Häuschen der Alten, bis ihre Hochzeit stattfinden sollte, die man schon für die nächste Zeit bestimmt hatte. Es war zwischen ihr und Konrad während der letzten drei Wochen noch immer nichts als „Grüß Gott“ und „Guten Tag“ im Vorübergehen gesprochen worden.

Aber beim Hochzeitsschmaus kam Konrad aus eigenem Antrieb und zur Freude seiner Braut mit seinem vollen Glas zu Georg und Marie und sagte herzhaft und freundlich zu ihnen: „Auf Euer Wohl ganz besonders. Ich meine, wir sollten zwei rechte Freunde sein, Herr Staude, und Du, Bäsle, sollst Deine Lust daran haben, wie kreuzglücklich ich das Rickele machen will, das es wohl um mich verdient. Gelt, dies wird Dir gefallen, so wie mir, wenn Du eine glückliche Frau geworden bist."

Es war wie eine Pflichterfüllung und eine Herzenserleichterung, die er damit gegen sie erfüllen wollte; und sie verstand ihn, die Schwäbin aus Palästina.

Prinzessin oder Hochstaplerin?

Aus der Hof- und Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Von

Adam Löffler.

(Nachdruck verboten.)

In Paris erregte vor einiger Zeit ein von dem berühmten russischen Maler Flavitzky ausgestelltes Gemälde die allgemeine Aufmerksamkeit. Dasselbe zeigte eine junge, mit Lumpen bedeckte Frau von geisterhafter Schönheit in einem Kerker der Festung Kronstadt, wie sie, von bleichen Streiflichtern umspielt, Todesangst in allen Zügen, das durch eine Maueröffnung in ihre enge Zelle dringende und allmählig höher steigende Wasser der übergetretenen Newa betrachtet. Betitelt ist das Bild: „Prinzessin Tarakanow im Kerker", und es ruft die Erinnerung an eine jener geheimnißvollen historischen Persönlichkeiten wach, deren wahre Herkunft wohl ewig zweifelhaft bleiben wird. Was die neueste Forschung über jene Prinzessin Tarakanow zu Tage gefördert, wollen wir in den folgenden Zeilen betrachten.

Jeder weiß, daß die Kaiserin Elisabeth Petrowna, die Tochter Peter's des Großen, eben nicht viel besser als ihre

Mutter Katharina I. war, daß sie nicht allein im beständigen Wechsel der Liebe, sondern selbst im Trunke Zerstreuung und Genuß suchte. Kaum auf dem Throne, auf welchen eine Revolution sie gehoben, nahm sie einen Grenadier der Garde öffentlich als Liebhaber an und ernannte denselben in kurzen Intervallen zum Kammerherrn, Ritter des Andreas-Ordens und endlich zum Grafen. Man sprach von einer geheimen ehelichen Verbindung, welcher zwei Kinder entsprossen sein sollten, die den Titel Prinz und Prinzessin Tarakanow trugen.

Vor ungefähr achtzehn Jahren nun hatte Kaiser Alexander II. den Einfall, diesem verworrenen Gerücht näher auf die Spur kommen zu wollen, und durch eine Kommission die im Petersburger Archiv befindlichen Akten über diesen Gegenstand einer sorgsamen Prüfung unterziehen zu lassen. Das in manchen Punkten immer noch dunkel gebliebene Resultat derselben, welches keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt war, aber dennoch nicht ganz geheim blieb, ist ungefähr Folgendes:

Im Oktober 1772 langten drei Personen mit zahlreicher Dienerschaft in Paris an und nahmen in einem eleganten Hotel der Insel St. Louis Quartier. Es waren dies eine junge Frau, höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, welche sich Aly Emettée, Prinzessin von Voldomir, nannte, ein junger Mann von elegantem Aeußern, Baron Embs, der sich für ihren Verwandten ausgab, und ein Mann von gesetzten Jahren, welchen man Baron v. Schenk anredete. Letzterer beobachtete der Dame gegenüber stets die größte Ehrerbietigkeit, schien ihr als Rathgeber zu

dienen und hatte die Verwaltung der Geschäfte; an ihn hatten Lieferanten und Dienstboten sich mit ihren Angelegenheiten zu wenden.

Die junge Frau war blond, hübsch und hatte regelmäßige Gesichtszüge, deren sonderbarer Ausdruck auf den ersten Blick betroffen machte. Wenn man sie indeß näher betrachtete, so bemerkte man zwei schöne Augen, die seltsamer Weise nicht dieselbe Farbe, aber eine wunderbare Macht, ja gewissermaßen einen Zauberbann besaßen. Sie hatte Geist und Kenntnisse, sprach geläufig mehrere Sprachen und sang bei eigener Begleitung wundervoll. Ein kaltes Lächeln, und ein bei aller Anmuth dennoch merkwürdig ernstes Wesen berechtigten zu dem Schlusse, daß ihre Seele weicheren Gefühlen schwer zugänglich sei. Bald wußte man, daß sie in Cirkassien geboren und Erbin eines unermeßlichen Vermögens sei.

Diese Fremden machten ein ziemlich großes Haus, hielten Equipage, gaben viel Geld aus und empfingen viel Gesellschaft, hauptsächlich Fremde. Unter den Letzteren war einer der fleißigsten Besucher der Graf Kasimir Oginski, welcher sich seit einigen Wochen in Frankreich befand, um am Hofe zu Versailles zu Gunsten seines polnischen Vaterlandes zu wirken. Er hatte Geist, zeichnete und malte ganz hübsch und besaß eine große Meisterschaft im Harfenspiel. Ein anderer fast ebenso regelmäßiger Gast war der Graf Rochefort-Velcourt, Haus- und Hofmarschall des Fürsten von Limburg, ferner ein alter abgelebter, mit allen Skandalgeschichten des Hofes vertrauter Geck, de Marine, und ein sehr reicher Kaufmann

aus der Rue St. Denis. Es dauerte gar nicht lange, so hatten die Genannten der Prinzessin recht artige Summen vorgeschossen, da ihre Begleiter angaben, daß ihr bedeutendes Vermögen in Persien angelegt sei und zur Zeit noch nicht flüssig gemacht werden könne.

Es war unmöglich, daß die Liebe in einer Gesellschaft, deren Seele und Centrum eine schöne junge Frau bildete, nicht Wurzel faßte. Oginski besonders bestürmte die Prinzessin mit zarten Aufmerksamkeiten und unterhielt mit ihr eine rege und galante Korrespondenz. Der Graf Rochefort, welcher durch eine reiche Heirath seine etwas zerrütteten Vermögensverhältnisse aufzubessern hoffte, nahm die Sache noch ernster und hatte sich in den Kopf gesetzt, die Prinzessin zu heirathen. Diese nahm alle seine Anträge lachend auf, ohne ihn indeß zu entmuthigen.

Eines Morgens wurde Embs, welcher eben mehrere Wechsel unterschrieben hatte, verhaftet. Jetzt erfuhr man, daß der angebliche Baron der Sohn eines reichen Leinwandfabrikanten in Gent sei und Vantoers hieß. Die Ueberraschung der Freunde der Prinzessin war nicht gering, als sie diese Nachricht erhielten; überdies hatten sie nun allen Grund, für die Sicherheit des ausgeliehenen Geldes zu bangen. Der Baron v. Schenk setzte ihren Vorstellungen indeß einen unerschütterlichen Gleichmuth entgegen und meinte, die Verhaftung des Baron Embs sei nur ein Mißverständniß, welches sich bald genug aufklären würde.

In der That wurde Embs auf Verwendung des Herrn de Marine wieder in Freiheit gesetzt, und die Prinzessin



reiste darauf mit ihren beiden Begleitern in aller Stille nach Frankfurt a. M. ab, wohin ihr auch de Marine und der Graf Rochefort folgten. Eine Woche darauf wurde indessen Embs oder vielmehr Vantoers von Neuem verhaftet und Herr de Marine von Frankreich aus ernstlich verwarnt. So wurde man allseitig aufmerksam, die Prinzessin kam aus einer Verlegenheit in die andere, und ihre Lage wurde immer bedenklicher. Da nahte sich in der höchsten Noth plötzlich ein Retter.

Philipp Ferdinand, regierender Fürst von Limburg, Graf von Oberstein und Besitzer mehrerer Lehnsgüter in Lothringen, erfuhr von der prekären Lage der Frau, welche sein Hofmarschall Rochefort zu heirathen beabsichtigte, und angeregt von dem Reiz der Neugierde, begab er sich nach Frankfurt, um die Prinzessin persönlich kennen zu lernen. Ihre Schönheit und majestätische Haltung machten auf ihn den lebhaftesten Eindruck, welchen einige von ihr nebensächlich hingeworfene Bemerkungen über ihre Geburt noch mehr steigerten. Der Fürst lag bald vollständig in den Fesseln der Prinzessin, bezahlte einen großen Theil ihrer Schulden und bat, sie möge bis zum Eintreffen ihres Vermögens über eines seiner Schlösser verfügen. Dabei überhäufte er sie mit Aufmerksamkeiten und Geschenken derart, daß ihr erster Verehrer Rochefort seinen Unmuth nicht länger unterdrücken konnte. Der Fürst erinnerte sich seiner Macht, und wie Louis XIV. in einem ähnlichen Falle Herrn v. Montespan behandelt hatte, schickte er den Grafen Rochefort einfach als Staatsverbrecher und Hochverräther in's Gefängniß.

Die Prinzessin bezog nun mit dem Baron Schenk das Schloß Neuseß, in welchem ihr alle Ehrenbezeugungen eines gekrönten Hauptes erwiesen wurden. Der Fürst kam oft, das Verhältniß wurde von Tag zu Tag intimer, ohne indessen die Grenzen der gegenseitigen Achtung zu überschreiten. Da traf eines Tages der fürstliche Gesandte in Wien, v. Hornstein, in Neuseß ein. Auf diesen richtete die Prinzessin bald ihr besonderes Augenmerk und beschloß, ihn zum Helfer und Werkzeug bei ihren hochstrebenden Plänen zu benutzen.

Die schöne Cirkassierin bat ihn um seinen Schutz und sprach bei dieser Gelegenheit auch mit der größten Bescheidenheit von den Schätzen und Reichthümern, die sie einmal erben werde. Gleichzeitig ertheilte sie ihm den Auftrag, ein Gut in Deutschland für sie zu erwerben, weil sie ein Land, welches ihr Herz mit so viel Banden gefesselt hielt, nicht ohne Hoffnung auf Wiederkehr verlassen möchte.

Immer mehr wuchs dabei ihre Macht über den Fürsten, ohne daß er bis jetzt eine bestimmte Erklärung gemacht hatte. Warum unterließ er dies? Wochen vergingen, das so sehnlichst erwartete Wort kam nicht über seine Lippen. Da fand er sie eines Tages mit rothgeweinten Augen. Seinen inständigen Bitten gelang es endlich, die Ursache ihres Kummers zu erfahren. Sie hatte einen Brief ihres Vormundes, des Fürsten Galitzin, Großkanzlers von Rußland, erhalten, worin sie aufgefordert wurde, sich nach Persien zurückzubegeben, um dort verheirathet zu werden. Der Fürst fuhr empor, erklärte, daß er dies

nie zugeben würde, denn er selbst bitte hiermit um ihre Hand.

So fand sie sich ihrem Ziele nahe; es mußten nur noch die Dokumente ihrer Geburt herbeigeschafft werden. Sie stand ihrer Angabe nach unter Souveränität der Kaiserin von Rußland und war einzige Erbin des Hauses Voldomir. Sie gehöre der griechisch-orthodoxen Kirche an und sei als Waise im Alter von vier Jahren an den Hof ihres Onkels, des Schah von Persien, geschickt worden, welcher sie nach Europa gesandt habe, um sie den Unruhen, welche im Lande herrschten, fern zu halten. Die Familiengüter in Cirkassien wären im Jahre 1749 auf zwanzig Jahre sequestrirt worden und die Besitzergreifung hing nur noch von der Genehmigung der Kaiserin von Rußland ab, die ihr Vormund, der Großkanzler, indeß bald erhalten würde.

Seitdem sie sich sicher glaubte, den Fürsten zu heirathen, wurde sie nachgebender und liebenswürdiger gegen ihn, um ihn noch mehr an sich zu fesseln. Hornstein, in allen Sachen der Berather des Fürsten, bestärkte ihn noch mehr in seiner Neigung.

So standen die Dinge, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel plötzlich ein Brief aus Frankfurt eintraf, der die angebliche Prinzessin als Schwindlerin und Intrigantin erster Klasse hinstellte. Der Fürst war außer sich, um so mehr, als sie ihn bereits seit geraumer Zeit mit allerlei nichtigen Vorwänden auf das Eintreffen ihrer Papiere vertröstete. Spornstreichs eilte er mit dem Briefe zu ihr; wie erstaunte er aber, als alle diese Anschuldigungen

ihren Eindruck auf sie völlig verfehlten und sie ihm mit wahrhaft königlicher Hoheit entgegnete, wie sie an dergleichen Intriguen gewöhnt sei, da man sie — aus Gründen, die sie jetzt noch nicht angeben dürfe — vom Tage ihrer Geburt an in solch' schmählicher Weise verfolgt habe. Es sei dies ihr Verhängniß. Mit dieser Erklärung gab sich der verliebte Fürst auch wirklich zufrieden.

So war das Ende des Jahres 1773 herangekommen. Die Prinzessin vertauschte Neuseß mit Schloß Oberstein. Dort tauchten plötzlich neue Gerüchte auf: sie sei durchaus keine Abenteurerin, die Titel, die sie führte, gehörten ihr wirklich und wären ihr verliehen worden, um das Geheimniß ihrer Geburt zu verbergen; denn sie wäre keine andere, als die Prinzessin Tarakanow, die Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland.

Um diese Zeit machte die Prinzessin während der Abwesenheit des Fürsten einen Besuch in Mannheim, lernte hier den Vertrauten und ständigen Begleiter des Fürsten Radziwill, Domanski, kennen, und wußte nicht nur diesen, sondern auch dessen Herrn für sich zu gewinnen, indem sie Beide überzeugte, daß sie in Wirklichkeit die Prinzessin Tarakanow sei. Radziwill behandelte sie darauf mit der höchsten Ehrerbietung. Nichts konnte nämlich diesem Fürsten im Interesse der Sache Polens gelegener kommen, als eine solche Erbberechtigte auf den Thron Rußlands. Es wurde verabredet, daß die Prinzessin ihm nach Venedig folgen solle, von wo aus er mit der Pforte in Unter-

handlung treten wollte, um mit ihrer Hilfe die Ansprüche der Prinzessin auf den russischen Thron durchzusetzen.

Niemand ward durch diese Nachricht mehr betroffen, als der Fürst zu Limburg. Aber sie war also wirklich Prinzessin von Tarakanow und russische Thronerbin, woran jetzt Niemand mehr zweifelte; es galt ihr Ehrerbietung und Unterwerfung zu erweisen, und dies that der gute Mann, indem er ihr mit Selbstaufopferung die Mittel zur Reise verschaffte und ihr für den Fall seines Ablebens den Titel einer Fürstin von Limburg-Styrum übertrug. Er begleitete sie noch bis Zweibrücken.

Die Prinzessin war jetzt in ein neues Stadium ihres Lebens eingetreten, welches ihr später aber traurige Früchte eintragen sollte.

Bei ihrer Ankunft in Venedig stattete ihr der vorausgereiste Fürst Radziwill, von einem großen Gefolge reich geschmückter polnischer Edelleute umgeben, eine Ehrenvisite ab. Eine Woche darauf erwiederte sie dieselbe bei seiner Schwester, der Fürstin Morawska. Ihre Geburt, ihre Ansprüche auf den russischen Thron waren ein öffentliches Geheimniß in Venedig. Außer dem Fürsten Radziwill sah man in ihren Salons auch den Fürsten Potocki, den Starosten Pinsk, sowie zwei Kaper-Kapitäne, Hassan und Mehemet, ferner den Sohn der berühmten englischen Reisenden Lady Montagu und endlich die jungen französischen Offiziere, welche der Drang nach Ruhm und Abenteuern in das Gefolge der Polenfürsten geführt hatte.

Der Direktor der Bank von Venedig, Martinelli, war ein besonders bevorzugter Freund der Prinzessin. Wenn

sie mit seiner Freundschaft indessen auch die Verfügung über die Bank erhofft hatte, so war sie in arger Selbsttäuschung, denn eines schönen Tages verweigerte ihr die Bank den schon stark in Anspruch genommenen Kredit in der allerhöflichsten, aber auch festesten Weise.

Radziwill und die Prinzessin beschlossen nach einiger Zeit nach Ragusa überzusiedeln. Am Tage der Abreise kamen der Fürst, seine Schwester und ein großes Gefolge, um der Prinzessin das Ehrengeleite zum Hafen zu geben. Im Namen seiner Landsleute nahm dann der Fürst das Wort, drückte die Hoffnung aus, sie bald auf dem Platze zu sehen, den Geburt und Rang ihr anwiesen.

„Als Kaiserin von Rußland," erwiederte sie, „werde ich meinen Ruhm darin suchen, das Polen angethane Unrecht wieder gut zu machen."

Das war das erste Mal, wo sie in offizieller Weise von ihren hochfliegenden Plänen sprach.

Unter den in ihrem Besitz befindlichen Aktenstücken befanden sich auch zwei besonders wichtige: das erste, die von Peter dem Großen bestimmte Thronfolge, das zweite, das Testament der Kaiserin Elisabeth, in welchem sie die Prinzessin Tarakanow, ihre Tochter, als Erbin der Krone und Regentin bezeichnete.

Woher stammten diese Dokumente? Waren sie echt? Radziwill schien sich darum nicht die geringste Sorge zu machen; genug, sie waren vorhanden.

Die glänzende Gesellschaft machte in Ragusa viel Aufsehen; Jeder drängte sich herzu, um der Prinzessin vorgestellt zu werden. Von allen Seiten kamen ihr Huldi-

gungen. Radziwill erwartete täglich einen Ferman des Sultans, der ihn zur türkischen Armee rufen sollte, aber der Sultan starb und ein Anderer, Abdul-Hamid-Khan, sein Nachfolger, zeigte sich wenig zu einem Kriege mit Rußland geneigt. Radziwill war nun entmuthigt und wollte nach Venedig zurückkehren. Die Gesellschaft zerstreute sich und die Prinzessin beschloß nach Rom zu gehen, wo soeben der Papst gestorben war.

Am 21. Dezember 1774 langte sie in Gesellschaft ihres treuen Freundes Domanski dort an, und es dauerte nicht lange, so war sie auch schon ein verehrter Gast in den Salons des englischen Gesandten Hamilton.

Ihre Intriguen und Machinationen, die sie jetzt fortwährend gegen Rußland spann, müssen aber doch in Petersburg scharf beobachtet worden sein, denn eines Tages erhielt der im Hafen von Livorno stationirte russische Flottenkommandant Orloff den Befehl, sich ihrer Person auf alle Fälle zu bemächtigen.

Es scheint, daß der englische Gesandte der Gefangennahme der Prinzessin nicht fremd geblieben ist. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge begab sie sich wenigstens auf seine Veranlassung nach Livorno, wo Orloff Alles aufbot, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen und sich stellte, als sei er mit der Regierung Katharina's unzufrieden und sehe einen Wechsel nicht ungern. Festlichkeiten folgten auf Festlichkeiten, und die Prinzessin war auf nichts Arges gefaßt, ja erzürnt gegen Domanski, wenn er es wagte, sie zu warnen und zu bitten, vor Orloff auf ihrer Hut zu sein.

„Seit wann," fragte sie stolz, „bin ich gewohnt, von Ihnen Vorschriften zu erhalten? Ich gehe, wohin mein Geschick mich ruft. Wenn Sie Furcht haben, so verlassen Sie mich!"

Domanski blieb.

Eines Tages wollte Orloff ihr das Schauspiel des in die Luft=Sprengens eines Schiffes zeigen; eine prachtvolle Barke war zur Aufnahme der Prinzessin bestimmt. Auch der englische Gesandte war anwesend. Kaum aber hatte sie das russische Kriegsschiff betreten, als sie verhaftet wurde. Sie war in die Falle gegangen. Das Schiff ging sofort nach Rußland in See.

Am 11. Mai langte es in Kronstadt an. Die Kaiserin hatte Befehl gegeben, über die Angelegenheit das tiefste Geheimniß zu bewahren. Der Großkanzler kam selbst in Begleitung eines Hauptmanns und einer Kompagnie Soldaten, um die Gefangene in Empfang zu nehmen. Er versuchte durch List und Güte ein Geständniß von ihr zu erzwingen; vergeblich. Sie war empört über ihre Gefangennahme und gab vor, nie im Sinne gehabt zu haben, in Rußland Unruhen hervorzurufen. Sie verlangte die Kaiserin persönlich zu sprechen, um ihr höchst wichtige Aufklärungen zu geben.

Diese lehnte es aber ab, machte dem Fürsten Galitzin sogar über seine zu große Milde und Nachsicht bittere Vorwürfe und stellte in einer Liste selbst zwanzig Staatsverbrechen auf, welche man der Gefangenen zur Last legen sollte, um sie zu verwirren und einzuschüchtern.

Diese Liste sandte sie an Galitzin. Eines Tages

schrieb sie ihm dann, daß die angebliche Prinzessin Tarakanow eine Polin wäre, in einem anderen Briefe wieder behauptete sie, daß sie die Tochter eines Grazer Gastwirthes sei. Alle diese Schritte bewiesen indessen, wie wenig gleichgiltig ihr diese Angelegenheit und wie ungeduldig sie selbst war, derselben ein Ende zu machen.

Galitzin that sein Möglichstes. Er beschloß, aus der Anhänglichkeit Domanski's an die Prinzessin, der ihr gefolgt war, Nutzen zu ziehen. Dieser soll ihm auch allerlei Aufklärungen gegeben haben und Galitzin stellte ihr nun den jungen Polen gegenüber. Domanski zitterte, als er die Prinzessin wieder sah, wie Espenlaub vor Aufregung und beugte, dem Weinen nahe, seine Kniee vor ihr. Er bat sie um Verzeihung, daß er Alles, was er über sie wußte, der Wahrheit gemäß zu ihrem eigenen Besten gestanden habe, und flehte sie an, dasselbe zu thun. Dann fiel er dem Großkanzler zu Füßen.

„Gnade für sie," rief er, „der Dämon des Stolzes beherrscht sie, sie gehört nicht mehr sich selbst an! Möge die Kaiserin sie mir zum Weibe geben, Alles: Exil, Armuth, Elend will ich gern ertragen, nur schenkt ihr das Leben und ich werde Eure Wohlthaten segnen!"

Diese Worte entlockten der Prinzessin nur ein verächtliches Lächeln. Dann wendete sie sich an den Kanzler:

„Erweisen Sie mir die Gnade, mich von der Gegenwart dieses Menschen zu befreien. Sehen Sie nicht, daß der Mensch unzurechnungsfähig ist?"

So endete die Zusammenkunft, ohne daß man ein Geständniß von ihr und die Gewißheit, wer sie eigentlich

war, erhalten hätte. Sie wurde in ihren Kerker zurückgeführt.

Sie war seit längerer Zeit brustleidend und ihre Krankheit machte in dem feuchten, ungesunden, von den Wellen der Newa bespülten Gefängnisse reißende Fortschritte, aber trotz ihres Leidens und zunehmender Schwäche kam kein Wort der Aufklärung, kein Geständniß über ihre Lippen. Dagegen nannte sie verschiedene Personen, die im Stande seien, Auskunft über ihre Geburt zu geben, unter Anderen den Gouverneur von Neufchatel und Gönner Jean Jacques Rousseau's, Georg v. Keith, welcher indessen bereits verstorben war.

Endlich stand man von den Versuchen, Aufklärung zu erhalten, ab; bemerkenswerth ist noch, daß man nie etwas that, um das Gerücht über die Existenz einer Tochter der Kaiserin Elisabeth zu unterdrücken oder auch nur zu widerlegen.

Am 30. November 1775, kurz vor ihrem Tode, verlangte die Gefangene nach einem Priester. Die Kaiserin hatte nach längerer Besprechung mit dem Kanonikus der Kasan'schen Kathedrale, Peter Andrejew, ihr letzteren überwiesen, welcher aber die Tröstungen der Religion mit einem Inquisitionsverhöre zu verwechseln schien. Einen im Fieber flammenden Blick auf ihn werfend, rief die Prinzessin: „Lesen Sie mir die Sterbegebete vor und verschonen Sie mich mit allem Uebrigen!"

Wenige Tage darauf, am 4. Dezember 1775, starb sie, das Geheimniß ihrer Geburt mit in's Grab nehmend. Bei Nacht wurde sie in Gegenwart des Großkanzlers und

noch vier anderer Personen im Hofe ihres Gefängnisses beerdigt. Domanski ward nach Sibirien „verschickt".

Ob die „Prinzessin Tarakanow" wirklich das war, wofür sie sich ausgab, oder ob wir es hier mit einer äußerst gewandten und begabten Abenteurerin zu thun haben, darüber wird uns wohl nie volle Aufklärung werden, denn der russische Hof muß Ursache gehabt haben, den Schleier des Geheimnisses nicht zu lüften.

Die drei großen Rivalen in der Südsee.

Kolonialpolitische Skizze

von

Christian Benkard.

Die zahlreichen großen und kleinen Inseln in der Südsee, welche seit ihrer Entdeckung ihre Unabhängigkeit bis in unsere Zeit bewahrten, haben dieselbe in dem kleinen Zeitraum der letzten zehn Jahre fast ohne Ausnahme eingebüßt. An die Stelle der Zurückhaltung in der überseeischen Politik ist ein reges Interesse für die Erwerbung von Kolonien getreten, dem ein hastiges Zugreifen folgte. Kein Strand ist so fieberreich, kein Korallen-Riff so klein, als daß nicht die Augen der europäischen Staatsmänner darauf ruhten, derselben Staatsmänner, welche noch vor Kurzem werthvollere Objekte unbeachtet ließen.

Woher kommt diese Wandlung?

Der Hauptgrund für die seitherigen zahlreichen „Vakanzen" in der Südsee lag in der durch langjährige Uebung erlangten Virtuosität Englands, den Ocean mit Allem, was er einschließt, als seine Domäne zu betrachten. Die Söhne Albions, überzeugt, daß ja doch Alles von Europäern noch nicht in Besitz genommene Land ihnen gehöre, sicherten sich erst diejenigen Kolonien, auf welche etwa eine andere Macht hätte Ansprüche erheben können; die Südsee-Inseln konnten sie ja immer noch in die Tasche stecken. Der Interessenkreis der Holländer war nach Osten, derjenige der Spanier nach Süden durch das englische Australien begrenzt; von da aus bis zur Westküste Amerika's hatte John Bull freies Spiel. Mochten Mendana, Quiros, Torres, Jakob Roggeven, Cook und wie die Entdecker der palmenbeschatteten Eilande alle hießen, auch Wunder von der geschauten Schönheit erzählen — man merkte sich den Fall für später und dabei blieb es.

Erst als die mit diesen Inseln angeknüpften Handelsbeziehungen auch von dem Reichthum jener Gegenden zeugten, als Frankreich die Hand auf die östlichsten Gruppen legte, und auch Deutschland Anstalten machte, seine Flagge zu hissen — erst dann hielt man es in England für gerathen, die größte und werthvollste aller Inselgruppen, die Fidschi-Inseln, zu annektiren. Ogleich nun die deutschen Interessen, von England und Frankreich in die Mitte genommen, auf's Aeußerste bedroht waren, lehnte der Reichstag am 27. April 1880 dennoch die Samoa-Vorlage ab, bis endlich drei Jahre später die Besitzergreifung der im Bis-

marck-Archipel belegenen Inseln von Seiten Deutschlands erfolgte.

Forschen wir nach den Motiven, welche die drei Staaten bewogen, auf den Südsee-Inseln ihre Flaggen zu hissen, so finden wir folgende: die Franzosen thaten den Schritt aus Nationaleitelkeit, die Engländer, um sich die Herrschaft über die Meere nicht schmälern zu lassen, die Deutschen, um das von ihren Landsleuten Errungene nicht untergehen zu lassen, und den Erzeugnissen des Mutterlandes neue Absatzgebiete zu verschaffen. Diesen Motiven entspricht die Art und Weise, in der man die Besitzergreifung vollzog, ganz genau. Nachfolgende Beispiele mögen dies beweisen.

Die Bewohner der Viti- oder Fidschi-Inseln waren noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Kannibalen der schlimmsten Sorte. Ihren Gelüsten nach Menschenfleisch wurde von den ersten Europäern, mit denen sie in Berührung kamen — französischen und englischen Abenteurern schlimmster Art, desertirten Matrosen u. s. w. — nach Kräften Vorschub geleistet, indem dieselben mit ihren überlegenen Waffen auf Menschen förmlich Jagd machten und die Leichen gegen kostbares Sandelholz verhandelten. Der englische Konsul setzte diesem schändlichen Treiben endlich ein Ziel; er erwirkte die Duldung wesleyanischer Missionäre und machte den mächtigsten Fidschi-Häuptlingen klar, daß sie ihre Rechte an England abtreten müßten. Diese waren einverstanden, das englische Parlament wollte aber von einer Uebernahme des Protektorats nichts wissen.

In den kommenden Jahren verwüsteten furchtbare Bürgerkriege die Inseln. In Levuka, der Hauptstadt, siedelten sich nach und nach weiße Kaufleute an, französische Kriegsschiffe brachten katholische Missionäre, und bald entbrannte auch ein europäischer Interessenkampf. König Thakombau stand vor der Alternative, sein Volk untergehen zu sehen, oder sich einer starken Macht anzuschließen. Er bot daher im März 1874 sein Land abermals der englischen Krone an, um zunächst abermals abschlägig beschieden zu werden. Das Parlament überlegte sich aber die Sache noch einmal, denn es hieß, der deutschen Regierung seien gleiche Vorschläge gemacht worden, und am 30. September 1874 erfolgte unerwarteter Weise der Zuschlag.

Ein Jahr später landete Sir Arthur Gordon, den man zum Statthalter ernannt hatte, in Levuka, um die Huldigungen der Häuptlinge entgegen zu nehmen. Den Sitten des Landes entsprechend, wurde dem Gouverneur vom König eine Schale Kawa *) überreicht, die Großen des Reiches brachten Geschenke. Thakombau selbst wurde aller Verpflichtungen gegen andere Mächte kurzer Hand entbunden, er erhielt ein Jahresgehalt von 1500 Pfd. Sterl., und das Geschäft war gemacht. Sofort wurde ein Gesetz erlassen, welches den englischen Handel außerordentlich begünstigte, den anderer Nationalitäten ebenso sehr beeinträchtigte, und gemäß dem alten Spruch: „The Englishman follows his flag **) eilten zahlreiche britische Kolonisten herbei, um sich

*) Das berauschende Nationalgetränk der Fidschi-Insulaner.
**) Der Engländer folgt seiner Flagge.

die Taschen zu füllen. Wohl ist es nicht zu leugnen, daß die Engländer hier, wie an anderen Orten, Ordnung schufen, den Kannibalismus ausrotteten und das Christenthum verbreiteten, im Uebrigen trachten sie aber nur nach dem Gewinn und werden den Eingeborenen sehr bald die Möglichkeit ihres Fortbestehens rauben.

So traten die Engländer in der Südsee auf. Nun zu den Franzosen.

Die Gesellschaftsinseln sind nicht nur die schönsten, sondern auch die den Europäern bekanntesten Inseln der Südsee. Die anmuthige Beschreibung, welche der Weltumsegler Cook von Tahiti lieferte, die wahrhaft klassischen Schilderungen des Missionärs Ellis erweckten schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Interesse der alten Welt für diese wunderbaren Kleinode im stillen Ocean. Auch hier waren es englische Missionäre, die zuerst Fuß faßten, auch hier wurden später katholische Priester durch französische Kriegsschiffe gelandet, aber kurz darauf wieder ausgewiesen. Louis Philipp, dessen Thron bereits zu wanken begann, suchte der Nationaleitelkeit seiner Unterthanen dadurch zu schmeicheln, daß er Dupetit Thouars mit der Fregatte „Venus“ nach Tahiti entsandte, um Genugthuung für die den Missionären zugefügten Beleidigungen zu fordern. Sie wurde durch die Zahlung einer Entschädigungssumme gewährt, sowie durch die Versprechung der Königin Pomare, die Ausübung der katholischen Religion zu gestatten und einen Platz zur Erbauung einer katholischen Kirche zu überlassen. Doch die Tahitier verhielten sich ablehnend gegen die Franzosen und ihre

Priester und wollten keiner anderen Macht gehorchen, als der ihrer angestammten Königin. Infolge dessen erschien Dupetit Thouars im Jahre 1842 mit neuen Forderungen, er ließ einige Häuptlinge in trunkenem Zustande ein Gesuch an den König der Franzosen unterschreiben, „sein Schatten möge sich über sie erstrecken," und auf Grund dieses Aktenstückes wurde das Protektorat errichtet. Die wackere Königin Pomare war aber nicht gewillt, ihre Unabhängigkeit so ohne Weiteres zu opfern. In blutigen Kriegen vertheidigte sie heldenmüthig ihre Rechte, bis die Tahitier durch Verrath unterlagen, und die Franzosen die sämmtlichen Inseln besetzten. Ihr Nachfolger, ein willenloses Werkzeug des Gouverneurs, ließ sich bereden, die französische Regierung um vollständige Annexion seines Reiches zu bitten und legte am 29. Juni 1880 seine Königswürde nieder.

Der Verlauf dieses Ereignisses war folgender: Die Straßen der Hauptstadt Papeete prangten auf Befehl des Gouverneurs im reichsten Flaggenschmuck; Musikbanden durchzogen die Stadt, unter die Eingeborenen wurden bunte Tücher und allerlei Flitterkram vertheilt. Nachmittags führte der König die Frau des Gouverneurs zum Quai; ihnen folgten die französischen Beamten und die Großen des Reiches. An der mit Kränzen umwundenen Flaggenstange, an welcher die Trikolore gehißt werden soll, wird Halt gemacht. Der Gouverneur verliest eine Proklamation, die französischen Soldaten und Matrosen rufen: „Vive la France!" die Eingeborenen „Vive Tahiti!" und unter dem Donner der Geschütze und den Klängen

der Marseillaise schwebt die blau-weiß-rothe Flagge an der Stange in die Höhe. Gleichzeitig wird eine allgemeine Amnestie ausgesprochen. Die Gefängnisse werden geöffnet und der Strom der Verbrecher ergießt sich in die Straßen, wo berauschende Getränke umsonst verabreicht werden. Nach dem Einbruch der Dunkelheit wird illuminirt, die johlende, trunkene Menge wälzt sich dem Königinplatz zu, um sich am Tanze zu ergötzen, bei dem sich namentlich die französischen Offiziere und Soldaten nicht durch allzu große Zurückhaltung auszeichnen. Rundum steht das betrunkene Volk und die betrunkene Behörde, um sich an dem Anblick zu weiden; daneben stehen die Prinzen und — König Pomare der Letzte.

Was wurde damit erreicht? Man entzog einem glücklichen Volke seine Freiheit, indem man wahrhafte Saturnalien feierte, aber zu seiner Hebung wurde kein Finger gekrümmt. Niemals hat die französische Regierung einen ernsten Versuch gemacht, die neuen Unterthanen zur Arbeit zu erziehen und dadurch vor dem Untergang zu retten; ja selbst der Handel macht keine Fortschritte. Wohl begünstigt auch hier das Gesetz die französischen Kaufleute, dennoch sind diese den deutschen, englischen und amerikanischen Konkurrenten nicht gewachsen. Man betrachtet die herrlichen Inseln als schöne Spielsachen, das ist Alles.

Und die lebensfrohen Bewohner? Wilson zählte 1797 noch 16,000 Einwohner in Tahiti, heute leben nur noch 6000, und wenn einige Decennien verflossen sind, dann werden auch diese den gewinnsüchtigen Europäern und

häßlichen Chinesen den Platz geräumt haben. Armes Volk! — —

Die Interessen Deutschlands in der Südsee waren schon vor Jahrzehnten größer, als diejenigen Frankreichs und selbst Englands. Die Firma Godeffroy & Sohn in Hamburg hatte, von Valparaiso über Tahiti westwärts vorschreitend, fast sämmtliche Inselgruppen in den Kreis ihres Welthandels gezogen; überall wurden Faktoreien errichtet, Länderstrecken erworben, und bald nannte man diese Handelsherren die Könige der Südsee. Auch einige andere deutsche Firmen wandten den Südsee-Inseln ihre Aufmerksamkeit zu und boten in Tahiti, Samoa und Levuka der französischen, englischen und amerikanischen Konkurrenz erfolgreich die Spitze.

Durch die Annektirung der Fidschi-Inseln von Seiten Englands wurde die Rentabilität des deutschen Handels in diesem Archipel in Frage gestellt; fünf Jahre später erfolgte die Einverleibung der Gesellschaftsinseln in die französische Republik, wodurch den Deutschen auch dort die Thüre verschlossen wurde. Jetzt galt es wenigstens, Samoa, das Emporium des deutschen Südseehandels, zu retten, zumal die Firma Godeffroy ihre Zahlungen eingestellt hatte und der ausländischen Konkurrenz Gelegenheit geboten war, sich der Früchte deutscher Arbeit zu bemächtigen. Dennoch lehnte der Reichstag die Samoa-Vorlage ab, und nur ein zwischen Deutschland und König Malietoa abgeschlossener Meistbegünstigungsvertrag verhütete, daß unseren Landsleuten nicht ganz der Boden unten den Füßen weggezogen wurde.

Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, die Nachfolgerin der Firma Godeffroy, und die übrigen deutschen Häuser sahen ein, daß sie ihre Verbindungen nunmehr nach Westen hin erweitern mußten. Die fruchtbaren Duke of York-Inseln, Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Irland und die Admiralitätsinseln boten ein großes Feld für ihre Thätigkeit. Das Klima dieser Inseln behagte zwar den Europäern weit weniger, als das der in gemäßigteren Breiten liegenden Samoa-, Fidschi- und Gesellschaftsgruppen; auch die Bewohner waren fast gänzlich wild. Dennoch bot sich dort ein großer Vortheil: man konnte mit eingeborenen Kräften arbeiten. Gerade diese Gebiete hatten seither die ganze Südsee mit Arbeitern versehen.

Während nun die Thätigkeit der Deutschen auf den genannten Inseln verdoppelt wurde, warf sich die Frage auf: „Werden wir nicht abermals von den Fremden verdrängt werden?“ Diese berechtigte Frage wurde von Seiten Deutschlands mit „Nein“ beantwortet, indem es seine Hand auf die noch unabhängigen Gebiete legte. Fast unglaublich erklang die Kunde von der Errichtung eines deutschen Protektorates in der Südsee, aber die Thatsache war nicht wegzuleugnen, obgleich sie den Engländern wegen der Nähe ihrer australischen Besitzungen keineswegs angenehm war. Die Söhne Albions schüttelten die Köpfe, weil dort eine andere Flagge als die ihrige gehißt wurde, doch sie sahen ein, daß Deutschland so handeln mußte, und wußten, daß an diesen Entschlüssen sich nicht rütteln ließ. Die Spanier thaten dies allerdings, als es sich später um die Karolinen handelte, und setzten auch theil-

weise ihren Willen durch; der Gegenstand war eben zu geringfügig, um es seinetwegen auf einen Krieg ankommen zu lassen.

Um die Art und Weise der deutschen Besitzergreifung zu schildern, möge hier im Auszug eine Uebersetzung des Berichtes der „Overland China Mail" über die Errichtung des Protektorates über die Marschallinseln*) folgen.

„Auf telegraphische Weisung aus der Heimath verließ der ‚Nautilus' (Korvettenkapitän Rötger) mit versiegelten Ordres Yokohama am 13. September 1885. Nach einer stürmischen Fahrt, welche größtentheils unter Segel zurückgelegt wurde, erreichte er am 13. Oktober die Insel Jaluit. Hier residirt der mächtigste Häuptling der Marschallinseln, König Kabua, und es traf sich, daß auch die bedeutendsten der übrigen Häuptlinge, mit Ausnahme des Häuptlings von Ebon, dem König Kabua gerade einen Besuch abstatteten, als der ‚Nautilus' vor Jaluit eintraf. Dieser glückliche Zufall verkürzte und erleichterte die Prozedur, da er den Besuch verschiedener Inseln überflüssig machte. Konsul Hernsheim, welcher mit der Sprache der Insulaner wohl vertraut ist, lud König Kabua und die vier bei ihm befindlichen Häuptlinge auf den Tag nach der Ankunft (14. Oktober) an Bord des ‚Nautilus'. Man zeigte den Gästen alle Theile des Schiffes, wobei eine Revolverkanone ihr besonderes Interesse erregte. Als sie das Schiff verließen, wurden 21 Kanonenschüsse abgefeuert,

*) Vergl. Jahrg. 1886 der „Bibliothek d. U. u. d. W." Bd. VI.

ein Ohrenschmaus, der vollen Eindruck zu machen schien. Am Nachmittage desselben Tages erwiederte Kapitän Rötger den Besuch in Begleitung des Konsuls und einiger Offiziere. Der Empfang fand im Palaste des Königs statt, einer aus Holz gezimmerten Baracke, der einzigen dieser Art auf der Insel. Das Ameublement war theils europäischen, theils inländischen Ursprungs. Dem König wurde nun erklärt, zu welchem Zweck das deutsche Kriegsschiff gekommen sei, eine Erklärung, welche sowohl bei ihm, als bei den vier Häuptlingen das geneigteste Gehör fand, indem alle ihre Bereitwilligkeit erklärten, sich der Schutzherrschaft des deutschen Reiches zu unterwerfen. Sie wurden darauf eingeladen, sich am Nachmittag des folgenden Tages (15. Oktober) bei der Wohnung des Konsuls einzufinden. An diesem Tage gegen 4 Uhr wurden etwa 30 bewaffnete Matrosen unter dem Kommando eines Lieutenants gelandet, welche unter den Klängen eines von der Kapelle des ‚Nautilus' gespielten Marsches und von dem Kapitän, einigen Offizieren und dem Konsul geleitet, zur Residenz des Letzteren marschirten. Hier waren bereits die Häuptlinge eingetroffen. Die Ceremonie begann damit, daß jedem der Letzteren einige Kisten mit Geschenken überreicht wurden. Die offenbar überraschten Häuptlinge nahmen die Gaben in sehr würdevoller Haltung entgegen. Man schritt sodann zu der Unterzeichnung des vorbereiteten Schutzvertrages. Derselbe enthielt sieben Paragraphen, des wesentlichen Inhaltes, daß die Marschallinseln künftig unter dem Schutze des deutschen Reiches stünden, und daß es keinem der Häuptlinge zustehe, mit

irgend einer anderen Macht über Anbahnung eines Abhängigkeitsverhältnisses zu unterhandeln. Kabua und die vier Häuptlinge unterzeichneten die Urkunde, welche in deutscher Sprache und der der Eingeborenen verfaßt war, indem sie ihre Namen, bis auf einen, in lateinischer Schrift darunter setzten. Namens der Reichsregierung unterzeichneten Konsul Hernsheim und Kapitän Rötger, dann einige Offiziere und einige in Jaluit lebende Deutsche. Nach Beendigung dieses Aktes schickte man sich an, am Flaggenstock des Konsulatsgebäudes die deutsche Reichsflagge zu hissen. Es hatte sich inzwischen eine große Zahl von Eingeborenen versammelt, auch sämmtliche auf der Insel wohnenden Europäer wohnten der Ceremonie bei. Kapitän Rötger nahm zunächst das Wort, erörterte den Zweck seiner Sendung und schloß damit, daß die Marschallinseln von jetzt ab Schutzgebiet des deutschen Reiches seien. Ein Dolmetscher übersetzte den Eingeborenen die Ansprache. Auf ein Zeichen ging nun die kaiserliche Flagge langsam in die Höhe, während die Truppe präsentirte, die Musik spielte und drei Hurrahs für Seine Majestät Kaiser Wilhelm ertönten. Die Menge der anwesenden Insulaner stimmte ein, und von dem ‚Nautilus‘, der auf der glatten Meeresfläche regungslos vor Anker lag, donnerten die 21 Schüsse des Flaggensaluts majestätisch herüber. Mit der Aufrichtung eines Pfahles mit den deutschen Farben, der die Aufschrift ‚Kaiserlich deutsche Schutzherrschaft‘ trug, endete die Ceremonie.“

Dies der Bericht über den einfachen und würdigen Verlauf der jüngsten deutschen Besitzergreifung. Die da-

mit unter deutschen Schutz gestellten Marschallinseln nehmen in Bezug auf Flächeninhalt und Einwohnerzahl unter den Südsee-Inselgruppen keine hervorragende Stellung ein; sie gewinnen erst durch den Anschluß an die übrigen deutschen Schutzgebiete Bedeutung. Aber auch sie müssen ihre Produkte durch deutsche Vermittelung auf den Weltmarkt bringen und den Erzeugnissen der deutschen Industrie bis in ihre entlegensten Winkel Eingang gewähren. Die Bevölkerung scheint zwar auch hier durch die Folgen zügelloser Ausschweifungen dem Untergange geweiht zu sein, aber sie hat eine Tugend, welche ihren Stammesgenossen auf den östlichen Inseln fehlt, und die sie retten kann: sie scheut nicht die Arbeit. Unter einem strammen deutschen Regiment werden sich voraussichtlich auch die Sittenverhältnisse bessern, an Stelle gewissenloser Ausbeutung von Land und Leuten wird ein geregelter Handel treten, so daß wohl unser Vaterland in nicht allzu ferner Zeit mit Befriedigung auf seine Kolonien im stillen Ocean blicken kann.

Ein historischer Kuß.

Episode aus dem Leben eines Dichters.

Von

M. Barack.

(Nachdruck verboten.)

Am Abend des 5. Februar 1743 war in den glänzend erleuchteten Salons der Herzogin v. Villars, der Wittwe des berühmten Marschalls, eine zwar kleine aber auserlesene Gesellschaft versammelt. Außer dem Sohne der Herzogin, Honoré Armand Herzog v. Villars, und seiner Gemahlin, der durch Geist und Schönheit berühmten Tochter des Marschalls v. Noailles, hatten sich der Herzog und die Herzogin v. Rohan, Graf und Gräfin v. Argental, die beiden Herren v. Argenson mit ihren Frauen und mehrere andere Herren und Damen vom besten Adel daselbst eingefunden. Neben dieser Elite der vornehmen Welt und des Hofes aber waren auch einige Männer der Wissenschaft der Einladung der hochgebildeten Dame gefolgt, unter ihnen sogar ein Akademiker, der geistreiche Gelehrte de Boze. Alle waren gekommen, denn ein ganz besonderer Genuß stand in Aussicht: die Vorlesung der neuesten Tragödie eines damals ebenso berühmten als berüchtigten Verfassers, des geistreichen Voltaire.

Das Werk, um welches es sich handelte, war „Merope“, und man kann sich denken, wie gespannt alle die Versammelten auf Voltaire's Vortrag waren, um so mehr, da es ein öffentliches Geheimniß war, daß der Dichter hoffte, sich durch diese Tragödie den Platz des wenige Tage zuvor, am 29. Januar, verstorbenen Akademikers Kardinal Fleury zu erobern und so Mitglied der berühmten „Vierzig“ zu werden. Am meisten gespannt auf die Vorlesung und den Erfolg, den sie bei den Gästen haben werde, war jedoch die für den Dichter sich höchlichst interessirende Herzogin selbst, denn nach ihrem Plane sollte sie eine Art von Prüfstein für die Aufnahme der Tragödie beim großen Publikum bilden, da die öffentliche Aufführung derselben binnen Kurzem nachfolgen sollte.

Aus diesem Grunde hatte auch die geistreiche Dame nicht durchweg ausgesprochene Freunde Voltaire's geladen, im Gegentheil, es waren unter der Zahl der Gäste auch einige, die mehr oder weniger zu den Gegnern des Dichters gehörten, denn mit Recht war die Herzogin der Ansicht, daß das Urtheil von Gegnern in einem solchen Falle höher anzuschlagen sei, als das von Freunden. Die anwesenden Gegner, zu welchen besonders der Herzog v. Rohan und der Akademiker de Boze gehörten, waren jedoch als durchaus rechtliche und ehrenwerthe Männer bekannt, die berechtigte Verdienste aus Privatgründen oder Tadelsucht zu schmälern sicher nicht im Stande gewesen wären. Außerdem aber war die Herzogin, welche „Merope“ Scene für Scene hatte entstehen sehen, so sehr von den Schönheiten der Tragödie entzückt, daß sie an einem

Erfolg derselben auch bei den Gegnern ihres Freundes nicht zweifelte.

Diese Ansicht der edlen geistvollen Beschützerin des Dichters wurde jedoch nicht unter allen übrigen seiner Freunde gleichmäßig getheilt, denn Voltaire hatte ihrer Meinung nach in seiner „Merope" einen großen Fehler begangen: er hatte auf das in jedem Bühnenstück für unerläßlich erachtete Motiv der Liebe verzichtet und statt desselben andere menschliche Leidenschaften, Haß und Rachsucht, allerdings mit wunderbarer Kraft geschildert, an seine Stelle gesetzt. Die Sprache dieser dramatisch herrlich aufgebauten Tragödie war tadellos schön, die einzelnen Scenen mit ergreifender, wunderbarer Wahrheit geschildert, die Gesammtwirkung echt dramatisch, aber das mangelnde Motiv der Liebe erschien den „liebebedürftigen" Franzosen eben als eine Ungeheuerlichkeit, und es war ihrer Meinung nach deshalb sehr die Frage, ob die schon genannten Vorzüge des Stückes allein ihm zu einem allgemein günstigen Erfolge verhelfen würden.

Außerdem aber war Voltaire eben Voltaire, d. h. er war eine in jener Zeit mehr angefeindete als bewunderte Persönlichkeit. Mit seinem Gedicht: „Der Tempel des Geschmacks", hatte er die gepriesensten Schriftsteller seiner Zeit angegriffen und sich zu unversöhnlichen Gegnern gemacht; mit seiner berüchtigten „Jungfrau von Orleans" aber war er der Schreck und Abscheu der gesammten Geistlichkeit geworden. Ueberdies war er auch eine politisch ziemlich anrüchige Persönlichkeit. Er hatte — allerdings in seinen Jugendjahren — gewagt, auf den Regenten,

Herzog Philipp von Orleans, der für den minderjährigen Ludwig XV. herrschte, ein Pasquill zu schreiben, und war deshalb aus Paris verwiesen worden. Nach kurzer Zeit begnadigt, durfte er zwar wieder in die Hauptstadt zurückkehren, aber er wurde nur allzu bald wieder rückfällig, indem er ein neues lateinisches Pasquill, das berüchtigte „Puero regnante etc.“ schrieb. Dafür kam er diesmal in die Bastille und wurde erst nach fast einjähriger Einsperrung seiner Haft wieder entlassen. Aber Voltaire war wenig hierdurch gewitzigt. Kaum frei und sogar in die Gunst des Regenten aufgenommen, betheiligte er sich an einer Hofintrigue, welche seine abermalige Verweisung aus der Hauptstadt zur Folge hatte. Kein Wunder war es deshalb, daß er sich durch solches Benehmen die Gunst des Hofes und der Günstlinge entfremdete. Einer der Letzteren, der Chevalier de Rohan-Chabot, suchte Streit mit ihm, und da Voltaire die Anmaßung des hochadeligen Herrn gebührend zurückwies, ließ dieser ihn durch seine Bedienten überfallen und durchprügeln. Vergeblich rief Voltaire nach dieser schnöden Behandlung die Gerichte an, um die Bestrafung des Attentäters zu erreichen. Er erlangte eine solche nicht. Die Rohans waren ein mächtiges, weitverzweigtes Adelsgeschlecht und Voltaire nur ein Bürgerlicher.*) Daß ein solcher, wenn er einem

---

*) Zwar nannte er sich de Voltaire, aber dieser Name war nur ein angenommener. Sein eigentlicher Name war Franz Maria Arouet.

Adeligen gegenüber „vorlaut" wurde, eine Züchtigung verdient habe, sah man damals als selbstverständlich an. Allgemein meinte man mit schadenfrohem Spott, „die Prügel wären schlecht gegeben, aber wohl empfangen," und ein hochgestellter Beamter scheute sich sogar nicht, laut und offen auszusprechen, „man wäre übel daran, wenn die Poeten keinen Rücken hätten." Dieser Ansicht waren allem Anschein nach auch die Gerichte: er fand kein Recht. Da suchte sich der Dichter solches selbst zu verschaffen, und forderte seinen Beleidiger zum Zweikampf. Der Chevalier antwortete auf diese Herausforderung gar nicht, vielmehr wurde Voltaire einfach auf Rohan's und seiner Familie Betreiben verhaftet, in die Bastille gesetzt und erst wieder losgelassen, nachdem er sich verpflichtet hatte, Frankreich zu verlassen. Voltaire schied aus dem Lande der geheimen Verhaftsbefehle und der Willkür und ging nach England. Drei Jahre verblieb er daselbst, und als er endlich auf Verwenden seiner Freunde wieder heimkehren durfte, machte er sich sofort wieder sehr unangenehm bemerkbar durch ein Gedicht auf den Tod der plötzlich verstorbenen Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, der ein ehrliches Begräbniß versagt worden war. Auch mit den Behörden kam er wieder in Kollision durch Herausgabe seines neuesten Werkes „Philosophische Briefe", welches unmittelbar nach seinem Erscheinen von Henkershand verbrannt wurde.

Seit allen diesen Vorkommnissen waren Jahre verstrichen, aber die Stimmung für oder vielmehr gegen den Dichter war inzwischen keine andere geworden, die gün-



stige Aufnahme der „Merope“ beim großen Publikum also sehr fraglich.

Unter solchen Verhältnissen begann der kleine, häßliche, von Blatternarben entstellte Dichter die Vorlesung seines Werkes. Nach einer etwas linkischen Verbeugung vor der vornehmen, im Halbkreise um ihn sitzenden Gesellschaft und einer kurzen vorausgeschickten Erläuterung der Situation und der auftretenden Personen begann er sodann die ersten Alexandriner zu lesen. Und Voltaire las gut, er hatte ein angenehmes, biegsames Organ und besaß in hohem Grade das Talent der Deklamation; alle Versammelten hörten ihm daher anfänglich schweigend und aufmerksam zu, dann, mit dem Fortschreiten der Tragödie und der Entwickelung der dramatischen Handlung, steigerte sich das Interesse der Hörer und lautlos folgten Alle den herrlichen Versen, die den Lippen des von seinem eigenen Werke begeisterten Dichters entströmten, und entzückt, fast verwundert über so viel Schönheit hingen ihre Blicke an seinem Munde. Niemand vermißte das mangelnde Motiv der Liebe, kein Mensch entbehrte die bisher im Drama für unerläßlich erachteten Liebesbetheuerungen, Seufzer und Klagen, und jubelnder, ungetheilter, von Freund und Feind gespendeter Beifall belohnte schließlich den Dichter, als er geendet hatte.

Tiefgerührt drückte der Herzog v. Rohan, ein Verwandter jenes Voltaire so feindlich gesinnten Chevaliers de Rohan-Chabot, dem Dichter die Hand und sprach zu ihm: „Betrachten Sie mich von heute an als Ihren wärmsten Freund und Bewunderer.“ Und de Boze, welcher

früher nach den verschiedenen Mißerfolgen, die Voltaire mit einigen seiner Werke erfahren hatte, den Ausspruch gethan, „Voltaire werde nie ein akademisches Subjekt werden," sprach: „Wahrlich, Sie sind doch ein großer Mann und die Akademiker müssen nach dem Ruhme geizen, Sie als Genossen aufzunehmen."

Die Herzogin v. Villars lächelte befriedigt: ihr Plan war vollständig geglückt und der von Freund und Feind gezollte Beifall war die sicherste Bürgschaft für eine günstige Aufnahme der „Merope" auch beim großen Publikum. Und die Herzogin hatte sich nicht getäuscht.

Vierzehn Tage später, am 20. Februar, fand die erstmalige Aufführung der Tragödie im Pariser Schauspielhause statt, und Alles, was Anspruch auf Bildung machen konnte, drängte sich an diesem Abend zur Kasse, um einen möglichst guten Platz zu erobern, denn das Gerücht von dem großartigen Erfolg, den das Stück in den Salons der Herzogin v. Villars gehabt, hatte sich mit Riesenschnelle verbreitet. Voltaire selbst hatte im Hintergrund der Loge der Herzogin Platz genommen und sah vor Aufregung zitternd mehr und mehr den Zuschauerraum sich füllen.

Vergeblich sprachen ihm die Herzogin und ihre gleichfalls anwesende Schwiegertochter Muth ein: je näher der Augenblick des Beginnens rückte, desto mehr entschwand ihm das Vertrauen auf einen günstigen Erfolg seines Werkes. Er kannte ja das vielköpfige Ungeheuer, das sich Publikum nannte, kannte seine von Launen abhängige Unberechenbarkeit, denn es hatte ihn schon so oft nicht ver-

standen und Werke bemängelt, die er mit seinem ganzen Kopf und Herzen geschrieben. Durfte er darum mit Zuversicht hoffen, daß es ihn jetzt besser verstehen, ihm und seiner „Merope“ gerecht werden würde?

Da hob sich der Vorhang und die Aufführung begann. Die ersten Scenen, der ganze erste Akt verlief und — keine Hand rührte sich zur Beifallsspende. Voltaire drückte sich in die dunkelste Ecke der Loge, der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne und verzweifelnd gedachte er schon das Theater zu verlassen. Da begann der zweite Akt, und sichtlich schwand die Zurückhaltung des Publikums gegenüber dem Ungewohnten, dem mangelnden Liebesmotiv. Lebhafter Beifall wurde gespendet und Voltaire athmete auf.

Als sich aber in den folgenden Akten der Beifall mehr und mehr steigerte, da funkelten des Dichters Augen vor Freude, und glückselig lächelnd dankte er der Herzogin und seinen Freunden, die glückwünschend zu ihm in die Loge kamen. Und der Schlußakt kam, nicht enden wollender Jubelruf brauste durch alle Räume des Theaters und was noch niemals geschehen war, geschieht jetzt: „Autor! Monsieur de Voltaire! Autor! Autor!“ ruft Alles in Ekstase.

Da ziehen die Marschallin und ihre schöne Schwiegertochter den von seinem Glück wie betäubten Dichter aus seiner Ecke und führen ihn vor an die Brüstung der Loge. Und verlegen, mit hochklopfendem Herzen steht der hagere, häßliche kleine Mann zwischen den beiden schönen Frauen und verbeugt sich wieder und wieder dankend nach allen Seiten. Da plötzlich ruft eine Stentorstimme im Parterre:

„Frau Herzogin v. Villars, küssen Sie ihn!" — und als ob es nur dieses Signals zum Ausdruck des allgemeinen Wunsches bedurft hätte, so rief es jetzt von allen Seiten: „Küssen Sie Voltaire, schöne Herzogin, küssen Sie ihn im Namen Frankreichs!"

Und die schöne junge Dame durfte sich diesem Verlangen nicht widersetzen. Obwohl auf's Höchste verlegen, legte sie ihren runden weißen Arm um den Nacken des häßlichen Dichters und gab ihm „als Repräsentantin von ganz Frankreich" mit reizender Anmuth einen Kuß.

Dies war ein Ehrenpreis, wie ihn wohl noch kein anderer Dichter weder vor, noch nach ihm erhalten hat: es war ein historischer Kuß.

„Merope" erlebte nach dieser ersten noch vierundvierzig rasch auf einander folgende Vorstellungen unter stets sich gleichbleibendem Beifall. Gleichwohl erreichte es Voltaire damals noch nicht, seinem Wunsche gemäß Mitglied der Akademie zu werden. Erst im Jahre 1746 verschaffte ein zur Feier der Vermählung des Dauphins mit einer spanischen Prinzessin gefertigtes unbedeutendes Singspiel „Die Prinzessin von Navarra" Voltaire den langersehnten Sessel in der Akademie zugleich mit einer Reihe königlicher Gunstbezeigungen, worunter wir als die hauptsächlichsten seine Ernennung zum Historiographen von Frankreich und die Ertheilung des Patents eines königlichen Kammerjunkers anführen. So sehr es aber den Dichter beglückte, das so lange ersehnte Ziel seiner Wünsche endlich erreicht zu haben, so konnte er sich doch nicht enthalten, darüber zu spotten, daß er seine Ernennung zum Akademiker gerade

diesem „Possenspiel“ zu verdanken hatte. Er that dies in seiner beißend satirisch-witzigen Weise durch ein Sinngedicht, das in der Uebersetzung folgendermaßen lautet:

Nicht „Merope“ und nicht „Zaïre“,
Nicht die Amerikanerin „Alzire“,
Kein's hat vom König mir nur einen Blick gebracht,
Ich hatte wenig Ruhm und Feinde ganze Haufen.
Da ließ ein Possenspiel ich von dem Stapel laufen,
Und plötzlich war mein Glück gemacht.“

Bauchreden und Bauchredner.

Von

Alfred Stelzner.

Keine Kunstleistung ist sicherlich bis heute vom großen Publikum weniger verstanden worden, als die ebenso absonderliche wie lustige Kunst des Bauchredens, d. h. der Fertigkeit, Töne und Worte ohne merkliche Bewegung des Mundes derart von sich zu geben, daß der Hörer in die vollkommene Täuschung versetzt wird, daß sie von einem ganz anderen, entfernten Orte herkämen.

Diese Unkenntniß hängt zweifellos damit zusammen, daß die Bauchredner von Profession bis in die neueste Zeit ein Geheimniß aus ihrer Kunst machten, und wohl

gar absichtlich falsche Vorstellungen darüber verbreiteten aus Furcht vor neuen Konkurrenten, und es mag gewiß für manchen dieser Tausendkünstler unbequem genug sein, daß neuere Untersuchungen den Schleier gelüftet und bewiesen haben, Jeder, der gesunde Stimmorgane besitzt, könne durch Uebung das Bauchreden erlernen, vorausgesetzt, daß er über ein gutes Gehör und ein gewisses Nachahmungstalent in der Wiedergabe fremder Stimmen verfügt.

Was nun zunächst den Ursprung des Namens dieser Kunst betrifft, so mag er daher entstanden sein, daß man in nächster Nähe eines Bauchredners dessen Stimme aus seinem Unterleibe hervorkommend zu hören wähnt; und in der That ist die Erzeugung der Bauchrednerstimme, die freilich wie alle Tonbildungen im Kehlkopf vor sich geht, in hohem Grade durch die Thätigkeit der Bauchmuskeln, namentlich des Zwerchfells mit bedingt.

Vor jeder physiologischen Erklärung des sogenannten „Bauchrednertons" muß aber immer hervorgehoben werden, daß die Kunst des Bauchredens überhaupt allererst möglich ist durch die höchst auffallende Leichtigkeit, mit welcher unser Ohr zu täuschen ist. Solche Gehörstäuschungen kann Jeder alle Tage an sich selbst erfahren. Wie oft vernimmt man Tags oder Nachts irgend ein Geräusch, ohne sich auch nur im Geringsten über die Richtung klar werden zu können, aus der es kommt. Von zehn Spaziergängern, die Abends auf dem Heimweg eine Grille zirpen hören, irren sicherlich neun sich über die Richtung, in welcher das Thier zu finden ist, selbst

wenn sie nur wenige Schritte von demselben entfernt wären.

Nun besteht aber eben die Kunst des Bauchredens in dem Vermögen, Stimmen, Töne und Geräusche aller Art nachahmen und hervorbringen zu können, und zwar derartig modifizirt, daß sie scheinbar von allen möglichen, bald näheren, bald weiteren, ja selbst von den entferntesten Ausgangspunkten her ertönen. Man vermag z. B. einen Ton hervorzubringen, der in seiner Gedämpftheit und Klangfarbe genau einem Tone gleicht, wie er etwa vom gegenüberliegenden Dache, aus dem Keller oder Schornstein gehört werden müßte; und gerade diese besondere Fähigkeit, welche auf eigenthümlichen und — wie wir später noch kurz erläutern werden — durch Uebung zu erreichenden Muskelbewegungen des Stimmorgans beruht, ist es, deren Wirkung durch die Unsicherheit unserer Gehörswahrnehmungen so wesentlich unterstützt wird, daß alle Illusionen, die der Bauchredner hervorbringt, zumeist von der Einbildungskraft des Zuhörers abhängen.

Um diese zu wecken, muß — wie der Irländer Frederik Maccabe, einer der vielbewundertsten Bauchredner, sich ausdrückt — die Aufmerksamkeit der Zuhörer durch kleine, schwer zu beschreibende Kniffe und Geberden gefangen genommen und zu dem Orte hingelenkt werden, von welchem der Ton herkommen soll, so daß der zu erzielende Effekt den Sinnen gewissermaßen aufgedrungen und die Einbildungskraft des Zuhörers zum Helfershelfer der Täuschung gemacht wird. Dieses Vermögen aber, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu gewinnen und zu be-

herrschen, und durch kaum merkliche Geberden sein Gemüth zu fesseln, ohne es scheinbar zu wollen — das sind die Requisiten, die nicht so leicht erworben werden können und viele Schwierigkeiten bieten.

Sind aber auch diese Schwierigkeiten überwunden, so ist der Einfluß, den der Bauchredner durch seine Kunst über das menschliche Gemüth ausübt, größer als der, welcher von irgend einer andern Art von Zauberkünstlern hervorgebracht wird.

Für diese Behauptung liefert Alles, was uns aus der Geschichte der Bauchrednerkunst bekannt ist, die beredtesten und zugleich lustigsten und humorvollsten Beweise. In grauer Vorzeit freilich bis weit hinein in's Mittelalter, wo das Bauchreden als tiefes Geheimniß von wenigen Eingeweihten bewahrt und von der Menge als eine Art Teufelsspuk gefürchtet wurde, und nur zur Bestärkung des Aberglaubens im Volke und zu selbstsüchtigen, betrügerischen Zwecken diente, hatte diese merkwürdige Kunst einen weit weniger heiteren Charakter.

Von den Griechen wurde das Bauchreden für ein Werk der Dämonen gehalten, und sie nannten die Bauchredner Engastrimanten oder nach Eurykles, der die Bauchrednerkunst in Athen betrieb, auch Euryfliden; und dieser Dämonenglaube wurde auch dadurch nicht erschüttert, daß der berühmte griechische Arzt Hippokrates, der Begründer der Diätetik, in einem Werke über Epidemie die Fähigkeit des Bauchredens als eine Folge gewisser Halskrankheiten erklärte, eine ebenso irrige Ansicht übrigens, wie diejenige, die den Bauchrednerton als durch Inspiration

oder Sprechen während des Einathmens hervorgebracht sein läßt.

Bis tief in's Mittelalter galt der Bauchredner allgemein als ein von einem bösen oder prophetischen Geiste Besessener. Die Zeit der Aufklärung auf diesem mysteriösen Gebiete fällt sogar erst in's vorige Jahrhundert, als ein gelehrter französischer Abt, de la Chapelle mit Namen, es sich zur Lebensaufgabe setzte, die Geheimnisse der Bauchredekunst bis auf den Grund zu durchdringen. Sein zweibändiges, im Jahre 1772 zu London in französischer Sprache erschienenes Werk ist als ein grundlegendes schon insofern zu betrachten, als es die sehr dürftigen geschichtlichen Ueberlieferungen der Vorzeit zusammenfaßt und der Nachwelt erhalten hat. Es behandelt aber auch die zeitgenössischen Bauchredner sehr eingehend, und bietet so eine Quelle von sehr belustigendem Material für Alle, die Geschmack finden an der seltsamen Kunst der „Ventriloquisten".

So lebte derzeit in Saint-Germain-en-Laye bei Paris ein Gewürzkrämer, Namens St. Gille, von dessen bauchrednerischen Leistungen der gelehrte Abt soviel Staunenswerthes gehört hatte, daß er beschloß, ihn zu besuchen. Kaum daß er dem Krämer in dessen Zimmer bei einem lodernden Kaminfeuer gegenüber saß, hörte er plötzlich vom Dache des gegenüberliegenden Hauses seinen Namen rufen. Der Abt lächelte und deutete in die Richtung, aus welcher der Zuruf scheinbar ertönt war, staunte aber nicht wenig, als gleich darauf genau dieselbe Stimme rief: „Es war nicht von dort," dabei aber jetzt deutlich aus dem Keller

des Hauses heraufkam und alsbald förmlich „Versteken“ mit ihm spielte. Die unsichtbare, neckische Stimme kam von jedem beliebigen Orte her, wie es dem Bauchredner eben gefiel, und der staunende Abt konnte, trotzdem er „eingeweiht“ war, doch nicht die geringste Bewegung in dessen Gesichtszügen während des Bauchredens bemerken.

St. Gille's Leistungen erregten ein solches Aufsehen, daß sogar die Akademie der Wissenschaften in Paris eine Kommission an Ort und Stelle sandte, von Personen höchsten Ranges begleitet, um eine eingehende, gelehrte Untersuchung an dem famosen Gewürzkrämer anzustellen. Man hatte eine Dame bewogen, sich anzuschließen, der man gesagt, daß ein Luftgeist sich vor Kurzem in Saint-Germain-en-Laye eingefunden hätte, und St. Gille darüber verständigt. In der That redete der Bauchredner während des Mittagsmahles, das man im Freien einnahm, nun zwei Stunden lang derart auf die Dame ein, daß die Stimme bald unter der Erde, bald aus großer Entfernung und bald aus der Höhe über ihrem Kopfe hervorzukommen schien, und die Getäuschte so fest von dem Dasein eines Geistes überzeugt wurde, daß sie von der Wahrheit schlechterdings nichts wissen wollte, und selbst die Kommission so überrascht war, daß sie den Bauchredner veranlaßte, sich in Paris der Akademie selbst vorzustellen, was denn auch am 22. Dezember 1770 geschah.

Folgenden Streich erzählt de la Chapelle von einem anderen Bauchredner seiner Zeit, Ludwig Brabant, einem Kammerdiener Franz' I. Der „Filou“ — so nennt der würdige Abt denselben — liebte eine reiche Erbin, wurde

jedoch von deren Eltern als eine unpassende Parthie zurückgewiesen. Da starb der Vater des Mädchens und der geriebene Liebhaber beeilte sich, der Wittwe einen Besuch abzustatten, um mit Hilfe seines Talentes die Geliebte zu gewinnen. Kaum war er der Alten ansichtig geworden, als dieselbe die Stimme des verstorbenen Gatten, wie vom Himmel herunter, ertönen hörte, die ihr mahnend zurief: „Gib unsere Tochter dem Ludwig Brabant, der ein Mann von vortrefflichen Eigenschaften ist. Ich bereue, daß ich sie ihm verweigerte. Gehorche mir und schenke der Seele Deines armen Gatten ewige Ruhe.“ — Die Wittwe fiel in Ohnmacht, und hatte, zum Bewußtsein zurückgekehrt, nichts Eiligeres zu thun, als ihre Einwilligung zu erklären. Auf ähnliche Weise erpreßte Brabant sich später von einem wucherischen Bankier zu einer neuen Hausstandseinrichtung zehntausend Kronen. Als Cornu, so hieß der Wucherer, später von dem bauchrednerischen Streich, der ihn geprellt, erfuhr, kränkte ihn seine ehemalige Dummheit so sehr, daß er alsbald seinen Geist vor Aerger aufgab.

Einen ganz neuen Stand der Entwickelung erreichte aber die Kunst des Bauchredens zu Anfang unseres Jahrhunderts durch den Engländer Fitz James und besonders durch den seiner Zeit weltberühmten Franzosen Alexander, und zwar dadurch, daß diese Künstler im Stande waren, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Stimmen im Bauchrednerton zu produziren, und mit diesen unsichtbaren Mitspielern dramatische Vorstellungen zu geben, die sonst den Beistand mehrerer Schauspieler erfordert hätten.

„Obgleich nur ein einziger Charakter zu derselben Zeit dargestellt werden konnte," sagt Sir David Brewster, „so erschienen doch Alle nach und nach während der Vorstellung, und die Veränderung des Gesichtes und der Gestalt von Seiten des Bauchredners war so vollkommen, daß die Identität unter den spielenden Personen nicht erkannt werden konnte."

Namentlich die außerordentlichen Leistungen Alexander's, der alle jene Kunstfertigkeiten, die Einzelne unter dem Namen Bauchredner, Grimacier, Eskamoteur, Mimiker oder Physiognomiker zeigen, in seltenstem Grade vereint besaß, riß ganz Europa zur Begeisterung hin. Könige und Fürsten, die hervorragendsten Dichter, Künstler und Gelehrten stellten dem merkwürdigen Manne die glänzendsten Zeugnisse aus, und Goethe schrieb ihm in Jena am 30. Juni 1818 folgende Worte in's Album: „Herrn Alexander wüßte ich nicht entschiedener meinen Beifall auszusprechen, als durch die Erklärung, daß ich allen ihm schon ertheilten Zeugnissen mit Vergnügen beistimme. Zu empfehlen weiß er sich selbst."

Ueberall feierte der seltsame Künstler seine Triumphe, und daß dabei seine Einnahmen mit seinem Ruhm gleichen Schritt hielten, beweist die Thatsache, daß seine Vorstellungen in Dublin allein den Armen über tausend Louisd'or eintrugen.

Dieser Alexander Valtemare oder Baltimore war vor 1800 in Paris geboren, ursprünglich zum Mediciner bestimmt und ein ebenso fein gebildeter, als in Kunst und Wissenschaft erfahrener Mann. Im Grunde verdankte er

seine Erfolge dem Generalstabsarzt Dr. v. Wiebel, den Alexander, wie er sich später als Künstler nannte, beim Einzug der Verbündeten in Paris um eine Stelle in einem der preußischen Lazarethe anging, von demselben jedoch den Rath erhielt, seine schon damals bedeutenden Bauchrednerkünste weiter auszubilden. Der Erfolg lehrte, daß Alexander Recht that, diesen Rath zu beherzigen.

Die Krone seiner durch Mimik und Stimmentäuschung gleich ausgezeichneten Darstellungen bildete eine Posse: „Nikolas' Schelmenstreiche," die besonders für ihn verfaßt war. Alexander stellte in derselben mit aller Kunst der Verkleidung und Bauchrednerei fünf verschiedene Personen so unterschiedlich dar, daß nicht wenige Zuschauer an einem natürlichen Hergang zweifelten. Als Kapitän Furlough, welcher der Tochter des Aldermans Pitbury nachschleicht, betrat er die Bühne. Während er an verschiedenen Thüren lauscht, ertönt hinter einer derselben das Poltern des Vaters. Der Liebhaber flüchtet in den Kamin, aber derweil man ihn aus dessen Höhe noch schelten hört, tritt schon der Alderman herein, der gleich darauf von seiner Frau abgelöst wird, die ihrerseits wieder dem Bedienten Nikolas den Platz räumt. Und alle diese Metamorphosen geschahen — wie auch im Verlaufe des Stückes — mit einer so unglaublichen Schnelligkeit, mit so vollkommener Aenderung des Kostüms und der Maske und der Stimme, die Bauchrednerei dabei war eine so meisterhafte, daß man in der That gerechte Zweifel hegen konnte, ob das Alles von einem einzigen Darsteller herrührte und mit rechten Dingen zuginge.

Zahllose komische Geschichten, in denen Alexander als Bauchredner die Hauptrolle spielte, erzählte man sich schon zu dessen Lebzeiten.

So begegnete ihm einst in einer der Hauptstraßen Londons ein Freund, der schon längst auf eine kleine Bauchrednerprobe des Künstlers erpicht gewesen war, und ihn auch nun wieder um eine solche bat. Der Zufall wollte es, daß gerade ein mit Heu beladener Wagen vorüberfuhr, und Alexander benutzte sogleich diese Gelegenheit, die Aufmerksamkeit seines Freundes auf ein plötzlich aus dem Heu dringendes halberstricktes Geschrei zu lenken. Im Nu entstand ein Auflauf um den Wagen, man stürmte auf den verblüfften Fuhrmann ein, den in seinem Heu umkommenden Menschen frei zu machen. Und als er dazu nicht sogleich Anstalten traf, das Stöhnen aber immer gräßlicher wurde, streute die aufgeregte Menge dem Fuhrmann seine ganze Ladung Heu vor die Füße, immer mehr angespornt durch jene wimmernde Stimme, die herzbrechend flehte, daß man sich beeilen möge. Von einer menschlichen Seele fand man natürlich auch nicht die geringste Spur, nur Heu war ringsum auf der Straße zu sehen, die von Ausbrüchen des Staunens und Aergers, von Lachen und Schelten widerhallte. Alexander aber hatte sich wohlweislich stillschweigend entfernt.

Einen nicht minder gelungenen, aber schon bedenklicheren Scherz erlaubte dieser Künstler sich in Berlin während einer Abendgesellschaft, wo er Rache nahm an einem höheren Staatsbeamten, der ihn höchst demüthigend behandelt hatte, obgleich er ein feingebildeter und in den vornehmsten

Kreisen gern gesehener Gast war. Nach den ersten Gängen des Mahles erhielt der hochmüthige Beamte nämlich plötzlich eine dienstliche Abberufung und empfahl sich mit den höflichsten Schmeichelworten der Frau des Hauses. Kaum aber hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, so hörte man ihn draußen im Flur ausrufen: „Diese Bewirthung — nicht zu genießen!“ — welche Worte natürlich wie eine Bombe in die Gesellschaft platzten, und den mokanten Herrn für alle Zeit in dem Hause des Gastgebers unmöglich machte. Es ist selbstverständlich, daß Alexander diese Worte durch Bauchrednerei hervorgebracht hatte und der Beamte ganz unschuldig war.

Einen bauchrednerischen Trumpf von tieferem Gehalt spielte ein Nachfolger Alexander's, der Franzose Levasfor einst aus, der allerdings die Bauchredekunst in noch bedenklicherem Lichte zeigt. Dieser Euryklide wohnte in Lyon einer Gerichtsverhandlung bei, die sich um den Fall eines schweren Diebstahls drehte, dessen ein armer Teufel angeklagt war. Obgleich derselbe sich nicht zu vertheidigen wußte, wurde in Levassor doch durch dessen ganzes Benehmen die Ueberzeugung von seiner Schuldlosigkeit mehr und mehr so lebendig, daß er plötzlich in großer Aufregung und ganz ohne kunstgeübte Berechnung, wie er selbst versichert, in die Worte ausbrach: „Bei Gott, er ist unschuldig!“ Sein Blick war dabei gerade auf das Bild der über dem Richtertische thronenden Themis gerichtet gewesen, und so mochte es gekommen sein, daß seine Stimme unwillkürlich einen Bauchrednerton angenommen hatte, so daß sein Ausruf dem Munde der

Göttin der Gerechtigkeit entfahren zu sein schien. Die ganze Versammlung sah höchst betroffen empor, und es machte sich allgemein die Empfindung geltend, als ob ein Wunder geschehen sei. Und daß schließlich der Angeklagte freigesprochen wurde, hatte er wohl nicht zum mindesten dem Bauchredner zu danken.

Von den deutschen Künstlern dieser Art war ein Direktor Schreiber aus Wien — Direktor einer wandernden Pantomimengesellschaft — der bedeutendste. Mit einer Erklärung seiner unheimlichen Kunst pflegte er seine überraschenden Leistungen zu eröffnen. Dabei hob er besonders hervor, daß beim Bauchreden möglichst wenig Luft ausgestoßen würde, was er dadurch anschaulich machte, daß er ein brennendes Licht sich dicht vor den Mund hielt, dessen Flamme denn auch ganz unbeweglich blieb. Außerordentlich geschickt wußte er namentlich ein Echo nachzuahmen, dadurch, daß er einzelne Worte laut und gedehnt in den Saal rief, die dann aus den verschiedensten Richtungen täuschend widerhallten.

Die vorzüglichsten Bauchredner unserer Tage jedoch hat England in dem schon namhaft gemachten Frederik Maccabe und einem Mr. Thurton aufzuweisen, Beide bewundernswürdig in der Nachahmung und Auseinanderhaltung der verschiedensten Stimmen.

Der Erstere wußte schon bei jedesmaligem Beginn seiner Vorstellung eine großartige Wirkung durch folgenden Auftritt zu erzielen. Er theilte den anwesenden „Ladies und Gentlemen" in schüchternem Tone mit, daß er sich mit „John", der sich in den oberen Räumen des

Hauses befände, unterhalten würde, klatschte in die Hände, sah nach der Decke und rief laut: „He, John, bist Du oben?" — Keine Antwort. — „Ich frage, John, kannst Du mich hören?" — „Ich glaube nicht, daß da Jemand oben ist," erscholl plötzlich eine dicke, volle Stimme, dem Anscheine nach in den ersten Parquetreihen, dicht vor ihm. Maccabe, scheinbar überrascht, bat den imaginären Inhaber der dicken Stimme höflichst, nicht ferner die Unterhaltung stören zu wollen, klatschte abermals in die Hände und rief von Neuem: „John, kannst Du mich nicht hören?" — „Ich glaube, es ist nur ein fauler Witz, der hier gemacht wird!" schrie jetzt eine grelle Frauenstimme, scheinbar mitten im Zuschauerraum. Maccabe, noch verdutzter als vorher, schickte sich eben an, auch diese vorlaute Lady um Ruhe zu bitten, als sich auch schon eine dritte, dann eine vierte Stimme aus dem Zuschauerraum hören ließ, immer von anderen Orten her. Das wurde endlich so arg, daß der Künstler kaum noch mit seinem natürlichen Organ dazwischen einsetzen konnte. „John" wurde natürlich über dem betäubenden Stimmengewirr, in dem sogar Zwiegespräche zu unterscheiden waren, ganz vergessen und schließlich erklärte Maccabe äußerst verlegen, daß er unter diesen Umständen unmöglich seinen beabsichtigten Vortrag halten könne. Als er abtrat, schrie ihm eine höhnische Stimme nach: „Glaubt ihm nicht, er versteht überhaupt gar nichts vom Bauchreden," — und als er durch rauschenden Beifall immer wieder herausgerufen wurde, ertönten auch immer wieder höhnende Stimmen, immer natürlich ausschließlich von ihm selbst

„bauchgeredet", ohne daß man ihm die geringste Mundbewegung oder Anstrengung ansah.

Schon mit vierzehn Jahren verstand Maccabe sich auf's Bauchreden, und hat in diesem Alter angeblich sein väterliches Haus einmal sogar durch seine Kunst von Einbrechern gesäubert, die nächtlicher Weile eingestiegen, von Schrecken erfaßt das Weite suchten, als Maccabe, der sich leise herangeschlichen, plötzlich mit allen möglichen Stimmen auf sie einschrie: „Hier sind sie! Heran! Hier! — Bringt Licht! Dort wollen sie entwischen. Licht! — Schießt sie nieder! u. s. w." Höchst komisch ist aber ein späterer Vorfall, der sich auf einem Jahrmarkt in der Gegend von Kerry abspielte. Maccabe begegnete einem Manne, der auf einem Esel ritt, und ließ sich in eine zufällige Unterhaltung mit dem Händler ein. Ohne jede Absicht drehte Maccabe dabei den Kopf des trägen Grauthieres zu sich heran, wodurch er plötzlich auf einen lustigen Einfall kam. Er fragte den Mann so beiläufig, wie alt wohl der Esel wäre. „Er geht in's vierte Jahr!" war die Antwort. In diesem Augenblick veranlaßte der Bauchredner durch eine unmerkliche Handbewegung das Thier, ihm den Kopf zuzuwenden, während er dabei in einem der Eselstimme ähnlichen Tone die Worte vernehmen ließ: „Er ist ein Lügner! Ich bin neunzehn!" — Wie vom Donner gerührt, sprang Maccabe zurück und heuchelte das größte Erstaunen; der Mann aber brach förmlich zusammen und rief entsetzt: „Barmherziger Gott, der Esel kann reden!" — Das unendlich Komische der Situation kann man sich leicht ausmalen.

Auch Mr. Thurton war ein Meister in seinem Fache. In einem kleinen Theaterstück, das er ganz allein aufführte, kamen nicht weniger als zehn Personen vor, deren verschiedene Stimmen er mit staunenswerther Geschicklichkeit zu charakterisiren und auseinander zu halten wußte.

Um nun noch zu guter Letzt ein Wort über die Physiologie des Bauchrednertones zu sagen, mittelst dessen alle jene wunderbaren Kunststücke in die Erscheinung treten, so scheint es am gerathensten, einen Kenner zu citiren, der zugleich ausübender Bauchredner ist, und dessen vortreffliche Schrift über „Die Kunst des Bauchredens" hier in erster Linie berücksichtigt wurde. Der bekannte Mimiker Ernst Schulz räth allen lernenden Eurykliden, welche den Bauchrednerton sich zu eigen zu machen streben, den Mund so weit zu schließen, daß eben nur noch die zum Sprechen unbedingt erforderliche Luft ausströmen kann, und sodann zu versuchen, mit etwas „gelähmten" Kiefern und ohne wesentliche Bewegung der Lippen zu sprechen. Dann wird man einen Ton vernehmen, der nicht mehr so nahe erscheint und bei gedämpfter Klangfarbe etwas Umhülltes an sich hat. Je mehr man sich nun bemüht, vermittelst der Zunge diesen Ton in den hinteren Raum der Gaumenhöhle zurück zu drängen, und außerdem mit Hilfe der Bauch- und Halsmuskeln einen leichten Druck auf Lunge und Luftröhre auszuüben, wie man dies unwillkürlich beim Ansatz zum Husten oder beim Gähnen thut, um so entfernter wird dann dieser Ton erscheinen. Der echte Bauchrednerton liegt nach Maccabe an der Stelle, wo wir beim Schlucken

oder Schlingen das sogenannte „Glucken" oder „Gluckern" wahrnehmen. Schulz charakterisirt den Bauchrednerton als „Würgeton" seinem Ursprung nach. Um ihn hervorzubringen, „ziehe man die Lungen voll Luft und nehme einen richtigen Ansatz zum Husten. Anstatt nun aber zu husten, bemühe man sich, in der unteren Halsgegend, da wo man in dem Augenblick ein Gefühl des Zusammendrückens empfindet, einen gedehnten Ton hervorzubringen," der herausgepreßt werden muß. Er wird bei den ersten Versuchen Blutandrang verursachen und „ganz unglücklich" und „weinerlich" klingen, aber es ist der „echte Bauchrednerton", mit dem es allein nur möglich ist — nach beharrlicher Uebung selbstverständlich — jene fast unbegrenzten „Entfernungen" hervorzubringen, die das echte Bauchreden so vortheilhaft auszeichnen.

Wer tiefer in das entschleierte Geheimniß der so lange mißverstandenen Bauchredekunst einzudringen wünscht, wird Alles, was er wünschen mag, in jener Schrift finden, die darüber ebenso geistvolle wie gründliche Anweisungen enthält.

Unser unentbehrlicher Begleiter.

Eine Studie zur Geschichte der Schirme.

Von

Gottfried Pfeuffer.

Zu jenen Gebrauchsgegenständen, welche entschieden zu den leider so zahlreichen „nothwendigen Uebeln" gezählt werden müssen, gehören auch die Schirme. In welches Jahrhundert ihre Erfindung fällt und welchen Namen ihr Erfinder trug, läßt sich nicht mehr nachweisen; nur so viel steht fest, daß die orientalischen Völker sich derselben seit undenklichen Zeiten bedienten, und also auch als Erfinder derselben zu gelten haben. Im Orient ergab sich natürlich am fühlbarsten zunächst das Bedürfniß, das Haupt vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen und im Schatten eines tragbaren Schutzdaches zu wandeln.

Auf mehr als dreitausend Jahre Alter darf man daher den Sonnenschirm schätzen. In den Ruinen der ehemaligen Hauptstadt des großen Reiches der Assyrer, in Ninive, entdeckte der berühmte Reisende Layard ein Basrelief, auf welchem der König Pul (oder Tiglath Pilesar) auf seinem Wagen dargestellt ist, wie eine weibliche Figur einen Schirm über ihn hält, der von unseren heu-

tigen kaum zu unterscheiden ist. Diese uralte Skulptur war noch so gut erhalten, daß man an dem Schirm Quasten erkennen konnte und auf dessen Spitze noch eine gemeißelte Blume oder ein ähnliches Ornament fand. Vielleicht noch älter mag der Sonnenschirm in China sein. Man macht ihn dort entweder aus Seide, oder man nimmt lackirtes Papier, das dann bunt bemalt wird und sich auch gegen den Regen als undurchdringlich erweist.

In Indien wurde der Schirm stets als Abzeichen königlicher Würde angesehen, und noch heute gilt derselbe in einem großen Theile Asiens und Afrika's als Würdezeichen. Im Königreiche Siam bezeichnen die Sonnenschirme den Rang der Beamten; solche, die in mehreren Kreisen am Stiele über einander stehen, sind Symbole königlicher Würde. Der speziell königliche Schirm in Siam ist der Savetraxat, der aus sieben, nach oben sich verjüngenden, übereinander stehenden Schirmdächern besteht und in Form einer Pagode über dem Throne sich erhebt. Ganz ähnlich verhält sich die Sache im Nachbarreiche Birma. Auch in den malayischen Ländern zeigen die Sonnenschirme den Rang des Besitzers an. Auf Java werden siebenundzwanzig verschiedene Rangstufen durch die Schirme bezeichnet, deren Farben ebenso genau festgestellt sind, wie die Uniformen in Europa; die vornehmsten sind weiß mit goldenen Rändern, dann folgt dem Range nach grün, blau, braun in verschiedenen Anordnungen; nur bei den ersten sechs Rangstufen sind die Ränder von Gold, bei den übrigen blos gelb.

In Marokko darf nur der Kaiser einen Sonnenschirm gebrauchen, dem übrigen Volke ist er versagt; drei Sonnenschirmträger mit neun Gehilfen sind ein Theil des kaiserlichen Hofstaates. Ebenso gilt der Schirm als Würdezeichen bei den Herrschern Abessiniens.

In der Türkei galt ehedem das Gesetz, wonach es nur den allerhöchsten Personen, nämlich dem Sultan und seinem ersten Minister, dem Großvezier, gestattet war, Schirme zu führen. Erst seitdem in Konstantinopel europäische Sitten eingeführt worden sind, dürfen die Muselmänner sich eines transportablen Schutzdaches bedienen, müssen dasselbe aber, falls sie nicht in schwere Strafe verfallen wollen, schließen, wenn sie am Palaste des Sultans vorübergehen oder in die Nähe der „hohen Pforte" kommen. Deshalb bedienen sich die Meisten eines Handfächers (Jelpasa), um sich stets gegen die sengenden Sonnenstrahlen schützen zu können; derselbe ist gewöhnlich aus Gänsefedern gemacht, hat einen langen Holzstiel und in der Mitte einen Spiegel.

Bei den alten Egyptern hatte man Schirme aus Leder, das über einen leichten Rahmen ausgespannt war; aber ihre Form glich mehr einem Schilde und wich bedeutend ab von unseren jetzigen Schirmen. Die besonders für den König bestimmten Schirme, welche diesem ausschließlich zukamen, bestanden aus Federn und waren den Federfächern ähnlich, die noch jetzt hinter dem Papste bei festlichen Gelegenheiten hergetragen werden.

Wann der asiatische Fremdling zuerst die Länder des Abendlandes betreten hat, läßt sich nicht mehr nachweisen.

Von den Völkern des klassischen Alterthums wissen wir, daß sie kleine und große Schirme kannten und handhabten. Bei den Griechen hieß der Sonnenschirm Skiadeion; er glich unseren Schirmen und war mit beweglichen Stäben zum Auf- und Zuklappen versehen. In Athen waren die Töchter der Neubürger, der Eingewanderten, verpflichtet, den Frauen der Alteingesessenen bei festlichen Gelegenheiten (namentlich am Panathenäenfeste) die Schirme nachzutragen. In Rom trug man nur kleine Sonnenschirme; sie waren zur Zeit der üppigen Kaiserherrschaft auch bei den Männern eingeführt, und die Geschichtsschreiber berichten, man habe bei den großen Schauspielen in den offenen Amphitheatern fast alle Zuschauer mit einem Mittelding zwischen Schirm und Fächer — dem sogenannten Umbraculum, das gewöhnlich aus Leder bestand — gesehen; die Männer hätten ebenso wie die Weiber mit den zierlichen Instrumenten kokettirt und sie auch bei bedecktem Himmel vorgehalten, um nach Herzenslust spioniren zu können.

Wann sich nach der Völkerwanderung die Schirme in dem übrigen Europa verbreitet haben, ist nicht festzustellen. Einige Gemälde beweisen, daß Sonnenschirm. unter Karl V. bekannt waren, doch begnügten sich die Frauen damals noch meist mit Hut und Schleier, um sich gegen Regen und Sonne zu schützen. Zur Zeit Ludwig's XIII. hielten die Edelknaben in Frankreich den Sonnenschirm über das Haupt der vornehmen Damen, wenn diese zu Fuß gingen. Der Gebrauch von Regenschirmen mag kaum vor dem Jahre 1680 stattgefunden haben

Lange Zeit betrachteten die Männer die Schirme als ein ausschließliches Vorrecht des zarten Geschlechtes und ließen sich bei Regenwetter in Sänften tragen. Uebrigens gewährte die damalige Bauart der Häuser mit ihren weit vorspringenden Dächern den Fußgängern genügenden Schutz gegen den Regen. Erst gegen das Jahr 1728 begann in Frankreich auch die Männerwelt des Regenschirmes sich zu bedienen.

Ebenso wie die Sonnenschirme fertigte man auch die Regenschirme anfangs nicht selten aus Wachstuch. Während die Schirme ursprünglich immer offen und ausgespannt bleiben mußten, erfand man später eine Vorrichtung, durch welche man sie zusammenklappen konnte. Die Leute, die nicht im Besitze einer Equipage waren, hatten darüber eine solche Freude, daß sie im Winter niemals ausgingen, ohne mit einem Schirme bewaffnet zu sein, und auch sogar während des schönsten Wetters sich desselben bedienten. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts gerieth ein spekulativer Kopf in England zuerst auf den Gedanken, große Regenschirme aus grauer Leinwand anfertigen zu lassen, um dieselben stundenweise in Oxford und Cambridge an die Studenten zu verleihen, und die Musensöhne auf diese Art in den Stand zu setzen, auch bei heftigem Regen von einem Colleg in's andere wandern zu können. Die übrige Welt amüsirte sich über den komischen Anblick, welchen die munteren jungen Leute unter ihren grotesken Regendächern darboten, aber Niemanden fiel es ein, diese Excentrizität nachzuahmen, bis endlich Jonas Hanway in London den Muth faßte, mit dieser

Neuerung vorzugehen. Er war jener edle Menschenfreund, dessen Bemühungen London die Gründung eines Hospitals verdankte und zu dessen Andenken ein Denkmal in Westminster errichtet wurde. Hanway war auf seinen Reisen bis nach China gekommen, wo die Regenschirme seit langer Zeit in Gebrauch waren, und hatte einen solchen als Rarität mit nach der Heimath gebracht.

An einem jener abscheulichen Regentage, an denen London so reich ist, kam er auf den Gedanken, sich bei einem nothwendigen Ausgange des chinesischen Instrumentes zu bedienen. Dies erregte gewaltiges Aufsehen. Die Leute drängten sich förmlich um ihn zusammen, versperrten ihm den Weg, stießen ihn und nannten ihn verrückt; die Frauen an den Fenstern klatschten in die Hände und lachten aus vollem Halse, und die liebe Jugend tobte hinter ihm her, pfeifend und schreiend, trotz des stärksten Regens. Jetzt aber ließ sich Hanway erst recht nicht von seinem Vorsatze abbringen, er ging nun überhaupt nicht mehr ohne seinen Regenschirm aus, und schon nach einigen Wochen des Gebrauches sah er sich nicht mehr vom Janhagel belästigt. Oft mußte dieser oder jener von Hanway's Freunden, der ihm zufällig begegnete und den der glückliche Schirmbesitzer bei Regenwetter mit unter sein Schutzdach nahm, zugestehen, daß die Idee eigentlich doch recht praktisch sei, aber drei volle Jahre brauchte der Märtyrer des „Familienknickers", um das Vorurtheil zu beseitigen und noch andere Tollkühne zum Gebrauche des Regenschirmes zu überreden.

Als auch der Schotte Macdonald, der sich im Jahre

1778 einen schönen seidenen Regenschirm aus Spanien mitgebracht hatte, ein paar Monate später sich geduldig dem Gelächter preisgegeben hatte, wurden die Regenschirme allmählig Mode. Nun mag die Einführung des Regenschirmes wohl bald auch in Deutschland allgemein geworden sein, denn der Deutsche kopirt bekanntlich sehr gern des Auslandes Neuerungen, zumal die zweckmäßigen, welche im Lande jenseit des Kanals entstehen. In den kleinen Städten und auf dem Lande war der Regenschirm aber noch lange Zeit nachher ein seltener Luxusartikel, den man höchstens bei Gutsherren oder anderen besser situirten Leuten erblickte. Später wurde es Sitte, für die Familie einen einzigen Regenschirm von ungeheurem Umfange anzuschaffen, dessen Farbe meist roth war und den in unbenutztem Zustand ein messingener Ring um den Stab zusammenhielt. Noch heute sieht man hier und da einzelne biedere Landbewohner mit solchen altehrwürdigen Familienerbstücken, welche mehr einem tragbaren Zelte ähnlich sind, einherschreiten.

Wie die ersten Träger von Regenschirmen in England sich dem Hohn und Spotte des Straßenpöbels aussetzten, so erfolgte in Paris ein Aufstand der Chaisen- und Sänftenträger, die im Schirme einen furchtbaren Konkurrenten erblickten. Heute sind die Schirme so verbreitet, daß man statistische Ziffern zu Hilfe nehmen muß, um sich eine Vorstellung von der Wichtigkeit des Schirmgeschäftes zu machen. Im Jahre 1860 betrug die Zahl der Schirmfabrikanten in der französischen Hauptstadt 480 mit 1508 Arbeitern; die Geschäfte beliefen sich auf nahezu

13 Millionen Franken; im übrigen Frankreich, besonders in Lyon und Bordeaux, hatte sich dieser Industriezweig ebenfalls hoch entwickelt und warf 7 Millionen Franken ab, mithin für ganz Frankreich ungefähr 20 Millionen. Man berechnet, daß der Werth der gegenwärtigen französischen Schirmfabrikation zwischen 30 und 35 Millionen Franken schwankt. Auch die Ausfuhr hat entsprechende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1882 haben die Franzosen 153,231 seidene, 585,395 baumwollene Regen- und Sonnenschirme und 23,217 solche aus Alpacca ausgeführt. Die Türkei allein hat in diesem Jahre aus Frankreich 24,815 seidene Regen- und Sonnenschirme bezogen. Auch in England wie bei uns in Deutschland hat die Schirmfabrikation einen bedeutenden Umfang angenommen.

Die allmählige Vervollkommnung der Schirme ist so mannigfaltig gewesen, daß vielleicht für keine Fabrikation seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eine größere Anzahl von Patenten verliehen worden ist. Freilich waren unter diesen neuen Erfindungen gar manche sonderbare und bedenkliche, und vor Allem gänzlich unbrauchbare.

Zu besonderen Ehren kam in Frankreich der Regenschirm vor fünfzig Jahren. Der durch die Juli-Revolution des Jahres 1830 zum Throne gelangte König Louis Philipp ließ sich gerne im Gegensatze zu seinem hocharistokratischen Vorgänger Karl X. einen Bürgerkönig nennen und liebte es, diese seine Eigenheit dadurch zu beweisen, daß er stets in Civilkleidern mit einem Regenschirme bewaffnet über die Straße ging. Er hat gleichwohl im Februar 1848 seinen

Thron verloren, weil Niemand den „Schirmkönig" zu schirmen im Stande war.

Daß der aufgespannte Regenschirm seinem Träger ein kühnes, heldenhaftes Aussehen verleihe, wird im Ernste wohl nicht behauptet werden können; darum bedienen die Militärpersonen sich niemals dieses schützenden Daches. Zu den leidenschaftlichsten Anhängern des Regenschirmes gehören bekanntlich die Engländer, was vielleicht einen Beleg dafür bieten dürfte, daß derselbe nicht zu den kurzweiligsten Geräthschaften zu rechnen ist.

Die Damen in Nizza gebrauchen jetzt Sonnenschirme, die ganz und gar aus natürlichen Blumen bestehen und die wie riesige Blumensträuße, an Stöcken befestigt, aussehen. Die Stengel der Blumen werden so zusammengenommen, daß ein Blüthennetz entsteht; die innere Seite wird mit Seide gefüttert. Der eine Sonnenschirm wird ganz aus Veilchen mit einem Rande von Jasminblüthen gemacht, ein anderer aus Geranien in weißen und rothen Reihen, mit Farrnkraut besetzt, wieder ein anderer aus Stiefmütterchen u. s. w. Welken die Blumen, so muß der Sonnenschirm wieder aufgearbeitet werden, was meist jeden dritten Tag nöthig ist.

Praktischer als diese Sonnenschirme aus Blumen sind Militärsonnenschirme, welche, für den Gebrauch der englischen Soldaten in Egypten bestimmt, jüngst in London ausgestellt waren. Man denke sich zwei Bambusrohre, welche oben und unten gespalten sind, dergestalt, daß die gespaltenen Enden gabelförmig und gekrümmt auseinander stehen. Die zwei unteren Gabeln pflanzt man auf die

Schultern des Soldaten, die beiden oberen benützt man als Träger eines schattenspendenden Leinwanddaches, unter welchem der Krieger, ohne an dem Gebrauche seiner Hände gehindert zu sein und beschützt gegen die afrikanische Sonne, einherwandelt.

Die neueste französische Modethorheit sind die Mondschirme. Diese Mode ist eine Folge der letztjährigen franco-chinesischen Verwickelungen und von dort, wo der Mond allerdings auf die Europäer schädlich einwirken soll, importirt. Die Pariser Begründer dieser Mode behaupten, daß die Mondstrahlen der Schönheit ebenso gefährlich seien, als die Sonnenstrahlen, und daß man durch dieselben ebenso leicht mondsüchtig werden, als man durch die heißen Sonnenstrahlen den Sonnenstich bekommen könne. Während die Sonne die Haut bräune, trockne der Mond dieselbe und mache sie bleich. Natürlich glaubt die elegante Welt das auf's Wort. Besonders werden die Mondschirme für den Landaufenthalt, wo Spaziergänge während der hellen Mondscheinnächte neuerdings beliebt sind, empfohlen. Diese Schirme werden in niedlichster Form aus Gaze, mit rothem Seidenband verbrämt, hergestellt. Dazu pflegt man Korkschuhe zu tragen, die in entsprechender Verfeinerung den Holzschuhen nachgebildet sind. Den eleganten Landanzug vervollständigen dann roth und gelb gestreifte Seidenstrümpfe, sowie ein kurzer, roth und gelb gestreifter Rock aus starkem Leinen, nächstdem ein großer, mit einem Büschel Weizenähren geschmückter Strohhut und ein weißes Mousselintuch, welches über die Brust geknüpft wird.

Diese kurze Betrachtung über den Schirm zeigt uns, wie jenes „nothwendige Uebel" auch in unserem Occident sich immer größere Achtung errungen hat, und gegenwärtig sogar in der französischen Modewelt als ein den Menschen zierendes und ihm unentbehrliches Möbel gilt. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß er einst noch — wie in Ostasien — zu höheren Ehren emporsteigt; sollte dies aber auch nicht der Fall sein, so werden schon aus dem bisherigen Entwickelungsgange desselben unsere Leser die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er die ihm hier gewidmete Aufmerksamkeit verdient, und daß sich der „Fremdling aus Asien" in der abendländischen Welt in vollem Maße durch seine Tugenden, wie durch seinen langen Aufenthalt das Bürgerrecht erworben hat.

Mannigfaltiges.

Im Interesse der Wissenschaft. — Der französische Arzt Birio, ein origineller und geistreicher Gelehrter, der unter den berühmten und hervorragenden Leuten von Paris sehr bekannt war, sah sich dadurch oft in die Lage gebracht, bei Gelegenheit von Ehrenhändeln und Duellen in der Eigenschaft als Chirurg in's Vertrauen gezogen zu werden. Als sich Alexander Dumas der Aeltere 1834 mit einem gewissen Gaillardet duellirte,

war es denn auch eben Bixio wieder, der als Mediciner hierbei in Anspruch genommen wurde.

Mit Dumas vor Beginn des Zweikampfes auf dem Wahlplatz sich unterhaltend, richtete er an diesen plötzlich die Frage: „Hast Du die ‚etruskische Vase‘ von Mérimée gelesen?“

„Freilich,“ entgegnete Dumas. „Aber wozu eben jetzt die Frage?“

„Ei nun,“ erwiederte der erste Frager, „in dieser Erzählung behauptet der Autor, daß sich der von einer Kugel zum Tode Getroffene vor dem Hinfallen noch einmal drehen müsse.“

„Ah,“ lachte Dumas, „und darüber möchtest Du gern Gewißheit haben?“

„Im Interesse der Wissenschaft,“ antwortete der Arzt, „das kann ich nicht leugnen.“

„Nun gut,“ rief der berühmte Schriftsteller mit feinem Lächeln, „ich werde mir alle Mühe geben, Dir volle Klarheit über diese wissenschaftliche Aufstellung zu verschaffen.“

Das Duell aber blieb ohne das für Bixio gewünschte Resultat. Keiner der Schützen traf und der Zweikampf endigte mit der Erklärung der Sekundanten, die Sache sei nach den gewechselten Schüssen erledigt.

Bixio konnte also bei dieser Gelegenheit nicht über die von Mérimée aufgestellte Hypothese in's Reine kommen und kam auch später bei zwei anderen Duellen Dumas', denen er beiwohnte, nicht weiter. Endlich im Juni 1848 sollte er Gewißheit erhalten, aber kaum in gewünschter Weise.

In seiner Eigenschaft als Volksabgeordneter begab sich Bixio nämlich, tapfer und kaltblütig wie er war, während des heftigsten Straßenkampfes auf die Barrikade am Pantheon und hier war es, wo eine Kugel aus der ersten Etage eines Hauses der Straße Soufflet auf ihn abgefeuert, oberhalb des Schlüsselbeines ihn traf, die rechte Lunge verletzte und dann bei der Wirbelsäule wieder hinausging.

Vixio drehte sich dreimal um sich selbst, bevor er fiel, und seine letzten Worte waren: „Mérimée hat doch Recht, man muß sich drehen!" D. C.

Die russische Kirche. — An der Spitze der russischen Kirche steht bekanntlich der Zar selbst. „Hier ist Euer Patriarch," sagte Peter der Große auf sich selbst zeigend, als er dem letzten russischen Konzil zu Moskau im Januar 1720 die neue Kirchenordnung aufzwang. Unter dem Zaren steht zunächst die permanente „heilige gesetzgebende Synode", die nur aus Geistlichen, die vom Kaiser ernannt werden und schwören müssen, daß sie auch in geistlichen Dingen kein anderes Oberhaupt als den Monarchen kennen, zusammengesetzt ist. Diese Synode hat über alle russischen Bischöfe gleichmäßig Gewalt, und es sind zu diesem Behuf alle Rangunterschiede unter den Bischöfen mit wenigen Titularausnahmen völlig aufgehoben. Die Synode hat nur in geistlichen Angelegenheiten zu entscheiden, ihre Entschließungen bedürfen aber der Genehmigung des Zaren. Diese von Peter dem Großen ausgegangene Organisation der russischen Kirche besteht heute noch unverändert. Der hierarchischen Eintheilung nach zerfällt Rußland in 52 Bisthümer oder Eparchien mit einem Personal von mehr als 120,000 Klerikern. An jeder bischöflichen Kirche findet sich außer dem Bischofe ein Protopope (Oberpriester), zwei Schatzmeister, fünf Popen, ein Protodiakonus (Oberdiakonus), vier Diakonen, zwei Lektoren, zwei Ostiarier (Sakristane) und dreiunddreißig Sänger; andere bedeutende Kirchen haben ebenso viele, selbst Pfarreien, die nur aus zwei- bis dreihundert Häusern bestehen, haben mehrere Priester und Diakone. Alle diese Geistlichen sind seit Katharina II. auf staatliche Besoldungen angewiesen, die aber für die meisten sehr kärglich berechnet sind. Aber trotz dieser Dürftigkeit und trotz der noch viel schlimmeren Unselbstständigkeit des Klerus dem Staate gegenüber steht der geistliche Stand in Rußland noch immer in aus-

gezeichneter Verehrung. Man scheidet ihn gewöhnlich in Kloster- und Weltklerus, oder schwarze und weiße Geistlichkeit. Aus ersterer werden alle Bischöfe und die sonstigen hohen Geistlichen gewählt und ihnen ist die Ehe verboten, während die Weltpriester sich einmal verehelichen müssen, vor Empfang der Diakonatsweihe. Da fast ausschließlich die Söhne von Popen wieder Popen werden, und es für unanständig gälte, wenn ein Popensohn eine andere als eine Popentochter heirathen würde, so bildet die Weltgeistlichkeit in Rußland einen fast kastenartig geschlossenen Stand. In die Klöster dagegen kann Jedermann aus jedem Stande eintreten, nur kann der im Abhängigkeitsverhältnisse Geborene nicht Pater, sondern nur Laienbruder werden. Fast alle Klöster der russischen Kirche gehören dem Orden des hl. Basilius an, und man zählt im Ganzen 462 Manns- und 118 Nonnenklöster mit ungefähr 9000 Mönchen und 2250 Nonnen, denen wieder 5000 dienende Schwestern zur Seite stehen. Alle Klöster haben seit Katharina II. ihre Besitzungen verloren, und werden jetzt theils durch Staatsbeiträge, theils durch milde Gaben erhalten. Mit vielen sind zugleich auch Schulen und Akademien verbunden. Schl.

Die Eheschließung der Prinzessin Adelheid Chlotilde, Madame de Piemont, Tochter König Ludwig's XV. von Frankreich, mit dem König Karl Emanuel IV. von Sardinien am 3. September 1775 fand unter Beobachtung eigenthümlicher Formalitäten statt. Zu Pont Beauvoisin war genau auf der Grenze, halb in Frankreich, halb in Savoyen, ein großer Saal erbaut worden, der in der Mitte durch einen schwarzen Strich getheilt war. Die französische Seite war von der Stadt Lyon mit einem Kostenaufwand von 20,000 Livres möblirt worden, die savoyische Seite hingegen hatte der König Karl Emanuel prächtig ausstatten lassen. In der Mitte dieses Saales nun stand eine große Tafel, an welcher auf französischer Seite die

Prinzessin in einer rosa Brokatrobe mit silbernen Blumen und außerordentlich reichem Juwelenschmuck, sowie der französische Gesandte, Mr. de Tonnerre, nebst dem französischen Hofstaat, auf savoyischer Seite, als Bevollmächtigter des abwesenden Königs, der sardinische Gesandte nebst dem neuen Hofstaat der Prinzessin Platz genommen hatte. Als die Ehepakten von beiden Theilen unterzeichnet waren, trat die erst sechzehnjährige Prinzessin auf die Grenzlinie und nahm von ihrer bisherigen Umgebung Abschied; sie weinte dabei bitterlich. Ihr neuer Hofstaat führte sie nun sofort in ein auf savoyischem Gebiet belegenes Gemach, und ihre neuen Kammerfrauen kleideten sie dort vollständig um, weil nach dem herrschenden Gebrauch die Prinzessin kein einziges Stück ihrer seitherigen Garderobe mit in die Ehe bringen durfte. Die kostbare Leibwäsche, Robe und Brillanten wurden an den französischen Gesandten zurückgeliefert und dieser reiste mit seiner Begleitung ab, noch ehe die Prinzessin ihr Ankleidezimmer verlassen hatte. Letztere setzte dann ebenfalls in Gesellschaft ihres neuen, ihr noch völlig fremden Hofstaates die Reise nach der Residenz ihres Gemahls fort. Die Stadt Lyon, wo der letzte längere Aufenthalt in Frankreich genommen worden war, hatte übrigens ihrer patriotischen Gesinnung noch besonderen Ausdruck gegeben. Am Tage vor der Abreise der Prinzessin aus Lyon wurden in ihrer Gegenwart neun arme Brautpaare getraut, welche reichlich von der Stadt ausgestattet worden waren, außerdem sollte demjenigen Ehepaare, welches von diesen neun den ersten Täufling zum Altar brächte, noch 600 Livres ausgezahlt werden. Die Prinzessin Chlotilde revanchirte sich für die Aufmerksamkeiten der Stadt Lyon durch bedeutende Geschenke an die Armen, sowie dadurch, daß sie sieben zum Tode verurtheilten Deserteuren, Söhnen Lyoner Bürger, Begnadigung auswirkte. J. W. B.

Mäuse und Ratten. — Es kommt vor, daß Ratten und Mäuse in gewissen Zeiten in solcher Fülle sich vermehren und

ausbreiten, daß sie im höchsten Grade schädlich und lästig werden. In dem trockenen, heißen Sommer 1842 z. B., wo es 21 Wochen lang keinen Tropfen regnete und in vielen Gemeinden Sachsens und Preußens die Teiche und Brunnen versiegten, hatten sich die Mäuse so vermehrt, daß sie an dem Getreide und den Hackfrüchten einen ungeheuren Schaden anrichteten, und daß man kaum durch die Felder hindurch gehen konnte, ohne auf Mäuse zu treten. In einem noch weit schlimmeren Grade wüthete diese Plage jüngst in Brasilien, wo ein eigenes Mäusegeschlecht (Hesperomys), das sich durch kräftigen Wuchs und eine bis zur Nase gespaltene Oberlippe auszeichnet, sich so vermehrt hat, daß es in wenigen Tagen ganze Ernten verwüstet. In Laurenço z. B. sind große Maisflächen von Myriaden dieser Nager angegriffen und mit außerordentlicher Rapidität verwüstet worden. Die Kartoffelfelder sind demselben Schicksal unterworfen; denn sobald die Mäuse die oberen Pflanzentheile aufgefressen haben, scharren sie auch die Knollen heraus und verzehren sie. Die Melonen werden angegriffen und ausgeleert und ebenso Weizen, Hafer, Gerste aufgefressen. Sodann haben die Thiere auch die menschlichen Wohnungen in Angriff genommen; Alles, was nicht von Eisen, Glas oder Stein ist, wird zernagt bis auf die Hufe der Kühe, ja bis auf die fetten Schweine in den Ställen. Die Katzen stehen dieser Plage ohnmächtig gegenüber, denn ein solches Mäusepaar kann in einem einzigen Jahre mehrere Tausende von Individuen hervorbringen. Dies könnte leicht Veranlassung zu sehr ernsten Beunruhigungen bieten, wenn die Nager nicht ein plötzliches Ende nähmen, dessen Ursache sich nicht mit Sicherheit bestimmen läßt. In den meisten Fällen scheint es eine durch ungünstige Witterungsverhältnisse u. drgl. herbeigeführte epidemische Krankheit zu sein, welche die Mäuse zu Hunderttausenden hinrafft. Die meisten Länder der Erde haben übrigens schon derartige verheerende Einwanderungen von kleinen Nagethieren

kennen gelernt. In London z. B. wurden einmal die Ratten zu einer wahrhaft drohenden Plage, bis allmählig Sicherheit und Ruhe wieder zurückkehrten. Dies verhindert jedoch nicht, daß diese Stadt noch heute mehr Ratten als Einwohner in sich einschließt. Hcht.

Englischer Sport. — Der englische Maler Haynau war ein leidenschaftlicher Boxer. Auch der edle Marquis v. Granby liebte diese Unterhaltung. Als er einmal den Ersteren besuchte, um sich von ihm malen zu lassen, forderte er den Künstler auf, sich, bevor er an das Werk ginge, erst einmal im Kampfe mit ihm zu versuchen. Es geschah. Beide waren anfangs in der besten Laune, allein bald machte der heftige Stoß des Einen den Andern wüthend; die Sache wurde nun ernsthaft und Beide stürzten ringend zu Boden, wobei sie die Staffelei mit herabrissen. Dies Geräusch zog die Gattin des Malers herbei, welche alle Mühe hatte, die wüthenden Kämpfer zu trennen. Endlich erhoben sich Beide wieder vom Boden, brachten ihren Anzug in Ordnung, und der Künstler setzte sich vor die wieder aufgerichtete Staffelei und begann den völlig beruhigten Gegner zu zeichnen, als sei nicht das Geringste zwischen ihnen vorgefallen. C. T.

Medicinische Tortur in Japan. — Die meist mit entblößtem Oberkörper gehenden Jinrikſha-Kulis (Sänftenträger) haben zu beiden Seiten des Rückgrates vom Kopfe bis zu den Hüften stets weiße, unregelmäßige, etwa pfenniggroße Narben, die man für durch eine Hautkrankheit entstandene halten könnte. Es sind jedoch die Brandstellen von „Moyen", eines in Japan erfundenen Hausmittels, das namentlich gegen Gicht angewendet wird. Die Japanesen bereiten Brennkegel aus „Moyen", dem Marke eines Rohres, das mit Holzkohlenpulver gemischt wird. Diese Kegel werden angezündet, auf die Haut gesetzt und bis zum Verlöschen langsam abbrennen gelassen. Es entstehen dabei

arge Brandwunden, die häßliche Narben hinterlassen. Falls dieses heroische Mittel die bösen Säfte nicht austreibt, die nach Ansicht der Japanesen und Chinesen alle Krankheiten verursachen, so kommt die Akupunktur in Anwendung, indem durch die Moxe hindurch eine Nadel tief in das Fleisch gestoßen wird, so daß die Hitze bis zu dem angenommenen Sitze der Krankheit eindringen kann. Da dieses Mittel als Präservativ in jedem Frühlinge zur Anwendung kommt, so sieht man kaum jemals einen Kuli ohne solche Narben. Auch Accoucheure wenden es an und glauben durch Abbrennen dreier Moxen auf der kleinen Zehe des rechten Fußes die Arbeit der Natur zu beschleunigen. Selbst Säuglinge werden mit Moxen gemartert. R.

Ein geschickter Setzer kann in einer Minute 40 bis 42 Lettern zusammensetzen, das sind in einer Stunde gegen 2500 und an einem Tage, den Tag zu zehn Arbeitsstunden gerechnet, 25,000. Wenn man nun jeden Weg, welchen die Hand des Setzers zu den einzelnen Fächern des Setzkastens nach dem Winkelhaken, in dem er die Lettern aneinanderstellt, und dieselbe Strecke zurück, jedesmal auf einen Papierstreifen verzeichnen wollte, so würde der Papierstreifen am Abend eines zehnstündigen Arbeitstages eine Länge von neun Meilen besitzen. In einem Jahre, die Woche zu sechs Arbeitstagen gerechnet, wird die Hand eines fleißigen Setzers einen Weg von fast 3000 Meilen zurücklegen. C. T.

Ein Mißverständniß. — Der bekannte Philologe F. A. Wolf, der zuerst die Behauptung aufstellte, daß Homer kein großer Dichter, sondern nur der Sammler alter Volkslieder gewesen sei, welche er zur Ilias und Odyssee vereinigte, wurde sehr häufig von durchreisenden Griechen und anderen sprachlich interessanten Ausländern, mit denen er im schriftlichen Verkehr stand, besucht. Als Wolf eines Tages wieder sehr in's Studium vertieft war, hörte er, daß das Dienstmädchen Jemanden nicht

hereinlassen wollte. Er erkundigte sich, wer es sei und rief nach der Antwort des Mädchens freudig: „Was? — Ein Thracier! Nur herein, wenn ich bitten darf!" — Die Thüre ging auf, und herein trat ein slovakischer — Drahtzieher. W. L.

Ein Beleuchtungsfisch. — Im britischen Nordamerika gibt es einen merkwürdigen Fisch. Es ist eine Art Stint, der so viel Fett und Thran in sich birgt, daß man ihn buchstäblich als Licht benutzen kann, indem man ihn getrocknet am Schwanze anzündet, worauf er so ruhig weiter brennt, wie unserer Vorfahren Dochtlämpchen vor Erfindung des Gases und elektrischen Lichtes. R.

Ein strenger Hauslehrer, der bei jedem zweiten Worte schimpfte und bei jedem dritten Worte d'reinschlug, ließ sich einst von seinem Schüler das „Vaterunser" vorsagen. Zitternd begann dieser: „Vater unser — Vater unser —" und blieb schon stecken. Sofort ergriff sein Mentor den Stock und schrie: „Willst Du weiter, Du Esel" — „Der Du bist," platzte nun der Schüler heraus und brachte sein Vaterunser nun auch glücklich zu Ende. W. L.

Lakonisches Gesuch. — Armand Berghofer, der im vorigen Jahrhundert zu Steyr in Oberösterreich Schuldirektor war, und welchen Wieland den österreichischen Rousseau nannte, hat wohl das kürzeste Entlassungsgesuch an den Kaiser gerichtet, das je geschrieben worden ist. Es lautete:

„Ich bitte, daß ich aufhören dürfe zu sein
Eurer Majestät gehorsamer Diener A. Berghofer."

W. L.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stut


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9675

